STIFTUNG
PROF. DICKENMANN

Geschichte der Bulgaren

von

Dr. Kurt Floericke

Mit zahlreichen Abbildungen und Übersichtskarten
auf 8 Kunstdrucktafeln

1913
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Inventar Nr. 54849

Abgeschlossen Mitte Mai 1913

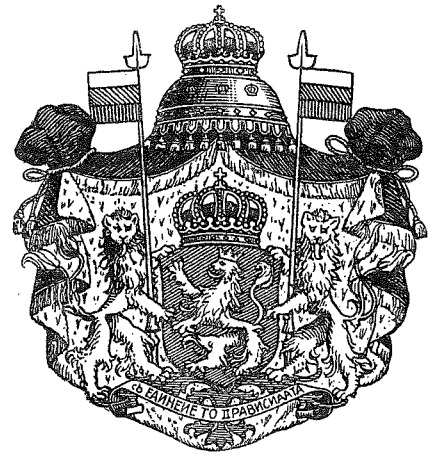
Copyright 1913 by
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart
Alle Rechte, besonders das
Übersetzungsrecht vorbehalten

Westf. Wilhelms-Universität Münster (Westf.) Bibliothek Slavisch-Baltisches Seminar

Druck der Stuttgarter Vereins-Buchdruckerei

Inhalts-Verzeichnis.

		Seite
1.	Zur Einführung	7
2.	Bulgarien im Altertum und während der Völkerwanderung	9
3.	Das Großbulgarien des Mittelalters	18
4.	Die Türkenherrschaft	35
5.	Das Wiedererwachen des bulgarischen Nationalgeistes	41
6.	Der Battenberger und die ostrumelische Revolution	50
7.	Der serbisch-bulgarische Krieg	59
8.	Die Zeit der Putsche und die Diktatur Stambulows	71
9.	Czar Ferdinand	76
10.	Der Balkankrieg	83
	Register	88



1. Zur Einführung.

Wie das kleine Japan im fernen, so hat das bis dahin bei uns fast unbekannte, wenig beachtete und als barbarisch verschrieene Bulgarien im nahen Osten dem kultivierten Europa durch sein plötzliches Emporstreben und durch die Niederwerfung des alten Erbfeindes eine ungeahnte und fast unliebsame Überraschung bereitet, die von einer Art Erschrecken nicht frei war. Das ging alles so sehr gegen althergebrachte, vorgefaßte und lieb gewonnene Meinungen und Vorurteile, verstieß so gänzlich gegen alle Erwartungen der Öffentlichkeit und gegen alle Berechnungen einer zünftigen Diplomatie, zeigte in so unerwarteter Weise die unüberwindliche und rücksichtslose Macht eines frisch erwachten, volkstümlichen Nationalbewußtseins unter „Halbbarbaren", die vielfach als Deutschenfresser galten, und in so kläglicher Weise die Ohnmacht des verhätschelten, „biederen" Türkentums, das uns wegen der starken Beteiligung deutschen Kapitals und deutscher Industrie an seinen asiatischen Bahnbauten nur zu warm am Herzen lag und dessen Heerwesen uns wegen der deutschen Instruktionsoffiziere so vortrefflich erschien, — daß wir dem verblüffend raschen Gang des großartigen, blutigen und weltgeschichtlichen Dramas da unten auf dem Balkan zunächst fast nur mit verständnislosem Kopfschütteln zu folgen vermochten. Wohl hatten schon vor Jahrzehnten vorurteilsfreie Forschungsreisende deutlich genug hingewiesen auf diese „Preußen des Balkans", auf dieses kerngesunde Bauernvolk, dem aller geschichtlichen Wahrscheinlichkeit nach einmal die führende Rolle am Balkan zufallen und die Vertreibung der Türken aus Europa beschieden werden müsse, wohl hatten die Bulgaren selbst durch die schneidige Art und Weise, wie sie 1885 den heimtückischen Überfall König Milans von Serbien bei Slivnitza zurückwiesen, die anfänglichen Spötteleien über solche „Gernegroße" und „Friedensstörer" in aufrichtige Bewunderung umzuwandeln verstanden, aber dann hatten sie selbst durch die in Pirot verübten Zuchtlosigkeiten, durch die schmähliche Entthronung des mit dem frischen Siegeslorbeer gekrönten Battenbergers, durch die selbstmörderischen Putsche und die Revolten eidvergessener Offiziere, durch die krasse Undankbarkeit und die schließliche grauenvolle Ermordung des hochverdienten Patrioten Stambulow ihre junge Geschichte mit unauslöschlichen Schandflecken beschmutzt und sich die kaum errungenen Sympathien Europas so gründlich wieder verscherzt, daß man sie kulturell für vollständig unfähig, für unreife Halbbarbaren erklärte, über die man mit einem Achselzucken zur Tagesordnung übergehen zu können glaubte. Selbst die zähe, zielbewußte, hingebende und schließlich mit so glänzendem Erfolg gekrönte Arbeit, die der zweite moderne Bulgarenherrscher zur inneren Festigung und zur kul-

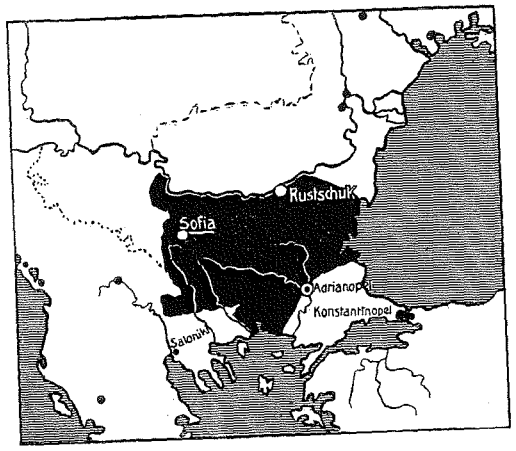
turellen Hebung seines Volkes entfaltete, fand kaum irgendwo die gebührende Beachtung, fast nirgends die verdiente Würdigung. Man sah nicht den guten, kraftstrotzenden, verheißungsvolle Keime für die Zukunft bergenden Kern in der rauhen Schale, bemerkte nicht, wie auch diese mehr und mehr abgeschliffen wurde. Man kannte diese „interessanten Räubervölker" da unten am fernen Balkan überhaupt nicht, oder man kannte sie doch nur durch die trübe Brille einer sich vornehm in ihren prunkvollen Palästen einschließenden und absperrenden Diplomatie. Man vergaß, daß man ein Volk seinem wahren und inneren Wesen nach weder am grünen Tische noch bei Hoffestlichkeiten kennen lernen kann, sondern nur dann, wenn man sich mit ihm und unter ihm bewegt, seine kleinen Freuden und Leiden teilt, seine Vergangenheit und seine Sehnsucht zu ergründen sucht. Das ausgesprochene Mißtrauen, die kühle Abgeschlossenheit und die nicht selten recht unliebsam hervortretende Selbstüberhebung des bulgarischen Nationalcharakters machen dem Fremden ein solches Kennenlernen freilich sehr schwer. Und ebenso wie mit den Bulgaren ist es der Diplomatie, wie dem Publikum der Großmächte auch mit den anderen Balkanstaaten ergangen.

Der gewöhnliche Zeitungsleser vermochte sich überhaupt kaum zurechtzufinden in diesem buntscheckigen Völkergemisch, und für die weitreichenden Fragen und Probleme, die mit den Namen der Malissoren, Gagauzen, Kutzowalachen u. dergl. verknüpft waren, fehlte ihm jedes tiefere geschichtliche und geographische Verständnis. Infolge seines langgedehnten hohen Kammes ist der Balkan zwar von jeher eine Klima-, Tier- und Pflanzengrenze im ausgesprochensten Sinne des Wortes gewesen, eine scharfe Scheide zwischen dem rauhen, einförmigen Norden und dem buntbelebten, sonnigen Süden, aber infolge seiner vielen, tief eingeschnittenen Pässe niemals ein trennender Grat zwischen verschiedenen Völkerschaften, die vielmehr beständig durch ihn hin- und herfluteten. Bei dem kriegerischen Sinn, der ihnen allen eigen ist, mußte es dabei beständig zu bewaffneten Auseinandersetzungen kommen, und schon das ungeschriebene Gesetz der Blutrache, das einst auf dem ganzen Balkan Geltung hatte und auch heute noch in seinem westlichen Teile zahllose unschuldige Opfer fordert, sorgte dafür, daß diese verlustreichen Stammesfehden niemals gänzlich aufhörten. Aber über dieser gegenseitigen Zerfleischung der Balkanvölker vergaß man in Europa die geschichtliche Tatsache, daß sie stets sofort unter Hintansetzung sonstiger Nebenbuhlerschaften und Eifersüchteleien einmütig zusammengestanden sind, ein Volk in Waffen, sobald es galt, sich gegen die seit Jahrhunderten geübte Gewaltherrschaft des verhaßten türkischen Erbfeindes aufzulehnen, ihn womöglich aus den heißgeliebten Tälern der Heimat zu verdrängen und die alte, schier sagenhaft gewordene Freiheit von neuem zu erkämpfen, sei es auch unter den größten Opfern an Gut und Blut. Nur aus der völligen Mißachtung dieser geschichtlichen Lehre ist es zu erklären, daß das den berüchtigten »status quo«, diesen leblosen Schemen der Zunftdiplomatie, wie ein Götzenbild vergötternde Europa durch das plötzliche Vorhandensein eines festgefügten und kampfesfrohen Balkanbundes so namenlos überrascht werden konnte. Und trotzdem faßte man zunächst noch immer dieses so naturgemäße, durch geschichtliche, ethnographische und religiöse Grundlagen von selbst gegebene Gebilde als ein gekünsteltes auf, das bei der ersten Belastungsprobe kläglich zusammenbrechen müsse, trotzdem hatten gerade wir Deutsche in unserer blinden Vorliebe für die ein gutes Absatzgebiet der deutschen Industrie darstellende Türkei und ihr von deutschen Instrukteuren eifrig, aber ohne Verständnis für islamitische Eigenart gedrilltes Heer so wenig Sinn für das kraftvolle Ringen junger Völker nach Einheit und nationalem Zusammenschluß, daß wir noch zu der Zeit, wo die bulgarischen Kanonen bei Kirk-Kilisse ein so ehernes Donnerwort sprachen, uns weidlich lustig machten über die vier kecken „Zaunkönige", die dem mächtigen Willen der angeblich „geeinten" Großmächte Trotz zu bieten wagten, daß, während unter den rücksichtslosen Streichen heldenmütiger Südslaven die türkische Herrschaft in Europa zusammenbrach, die angeblich zu lang geratene Nase des

Nachtrag zu Floericke, Geschichte der Bulgaren.

Schlußstein zur Geschichte der Bulgaren. Mit 2 Karten.

Die in den Schlußworten des letzten Kapitels der „Geschichte der Bulgaren" (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung) enthaltene Voraussagung ist nicht in Erfüllung gegangen, hat sich fast in ihr Gegenteil verkehrt: auf dem Balkan geschieht ja immer das Unerwartete, und in der Geschichte Bulgariens ist von jeher auf Zeiten glänzenden Aufschwungs unheimlich rasch ein umso tieferer Sturz gefolgt. Damals, Mitte Mai 1913, als jene Worte niedergeschrieben wurden, entsprachen sie freilich der allgemeinen Meinung und wurden in ähnlicher Weise auch von so hervorragenden Balkankennern wie v. d. Goltz-Pascha ausgesprochen; damals erschien Bulgarien auf dem Gipfel seiner jugendfrischen Macht, sein mit dem Siegeslorbeer geschmückter Zar zum Vorherrscher des Balkans bestimmt. Aber das verhängnisvolle überspannen des Bogens, wenige Wochen unkluger Politik und unseliger Verblendung haben genügt, all das so schwer Errungene wieder in Trümmer zu schlagen. Selbstüberhebung und Unersättlichkeit, diese beiden alten Nationalfehler der Bulgaren, haben sich vielleicht niemals in der wildbewegten Geschichte des merkwürdigen Landes furchtbarer gerächt, als in den blutigen Sommertagen des Jahres 1913, die wir soeben grausend miterlebt haben. Und da sittliches Empfinden mit Politik bekanntlich nichts gemein hat, da die Mitwelt nur nach dem äußeren Erfolge urteilt und nur dem rücksichtslosen Sieger zujauchzt, da überdies die derben Bulgaren in ihrem erfolgtrunkenen Selbstbewußtsein alles getan hatten, um die Vertreter der öffentlichen Meinung, die Berichterstatter der Presse, vor den Kopf zu stoßen, hat sich die Sympathie eben dieser öffentlichen Meinung in Europa ebenso rasch, ja rascher noch wieder von ihnen abgekehrt und in das Gegenteil verwandelt, als sie ihnen zugeflogen war. Meines Erachtens sehr mit Unrecht. Aber es ist unter diesen Umständen eine ebenso undankbare wie schwierige Aufgabe geworden, die Haltung Bulgariens während der letzten Monate zu verteidigen oder auch nur vom menschlichen Standpunkt aus begreiflich erscheinen zu lassen. Mit einer Art Schadenfreude sahen die Türkenfreunde in Deutschland, wie bei dem wahnsinnigen Bruderkampfe die dünne Kulturtünche von den slawischen Balkanvölkern abfiel, die nun in ihrer ganzen nackten Wildheit dastanden; nur mit Schaudern vernahm man von den entsetzlichen Greueltaten und Metzeleien, die namentlich von bulgarischer Seite gegen die wehrlose Bevölkerung der von der entfesselten Kriegsfurie durchrasten Landstriche begangen worden sein sollen. Mit Abscheu wandte sich die Kulturmenschheit ab von diesen blutbefleckten Barbaren. Man hat dabei nur vergessen, daß es die Gegner genau ebenso getrieben haben, hat nicht in Rechnung gezogen, wieviel übertreibungen und Entstellungen bei solchen Gelegenheiten unterzulaufen pflegen, nicht bedacht, wessen ein aufs äußerste gereiztes, zur Verzweiflung getriebenes Volk fähig ist, das einen jahrhundertelangen Traum unmittelbar vor seiner endlichen



Das neue Bulgarien.
Skizze der Ausdehnung September 1913.

Verwirklichung durch Tücke und Treulosigkeit in Scherben gehen sieht. Das häßliche Wort „Haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden" hat ja selbst im zivilisierten Europa noch Geltung, um wieviel mehr im wilden Balkan, wo Menschenleben so wenig gelten und der Mordstahl so rasch der Scheide entfliegt. Während man noch vor wenigen Monaten die ungeahnte Tüchtigkeit der Bulgaren fast allgemein bewunderte und in ihnen die zukünftigen Kulturträger auf dem Balkan sah, ist jetzt ein so völliger Umschwung der öffentlichen Meinung eingetreten, daß man heute in ihren großartigen Leistungen im Türkenkrieg vielfach nur noch das letzte Aufflackern eines dem Untergang geweihten Volkes sieht. Wer jedoch dieses urgesunde Volk aus eigener Anschauung näher kennt, wird sich solcher Auffassung nicht anzuschließen vermögen. Trotz des fürchterlichen

Aderlasses auf den blutgetränkten Fluren des Schafsfeldes (Ovce Polje) bleiben die Bulgaren nach wie vor die „Preußen des Balkan", werden den erlittenen Rückschlag überwinden und nach Vernarbung der Wunden begehrlich genug ihre geschichtlichen Ansprüche von neuem anmelden. Der vom Zaren bei der Demobilisierung erlassene Armeebefehl spricht deutlich genug. Was den sonst so kühl und klug rechnenden Ferdinand zu dem tollen Kampfe gegen fünf Länder gleichzeitig bewogen haben mag, was ihn jede Rücksicht gegen das übermächtig im Rücken dräuende Rumänien vergessen ließ, wir wissen es nicht und können vorläufig nur leise ahnen, welche Intrigen sich während dieses Trauerspiels in den Geheimkabinetten der Diplomaten abgespielt haben mögen. Sobald erst einmal der Schleier von diesen uns noch rätselhaften Vorgängen gefallen ist, wird auch die Geschichte milder über das unglückliche Bulgarenvolk und seinen Herrscher urteilen, als es die grausame Gegenwart tut.

Die zu dem modernen Kreuzzuge gegen den Islam ausgezogenen Verbündeten hatten sich schon vor der Eröffnung der Feindseligkeiten über die Verteilung der zu erhoffenden Beute vertraglich geeinigt, wenigstens in großen Zügen, wobei allerdings die Salonikifrage offen geblieben zu sein und die erste und verhängnisvollste Reibfläche abgegeben zu haben scheint. Diese den Bulgaren von jeher unglückbringende Stadt hatte überwiegend griechische Besatzung bekommen, aber ihre verlockende Nähe schien die unternehmenden bulgarischen Heerführer zu einem Handstreiche gegen dieses wertvollste Beutestück förmlich herauszufordern. Serbien gegenüber wollte Bulgarien, nachdem die Niederlage der Türkei durch den Londoner Präliminarfrieden zu einer endgültigen gestempelt und die Grenzlinie Enos-Midia festgelegt war, die alten Abmachungen beibehalten, stieß aber damit auf lebhaften Widerspruch, indem die Serben, denen durch ihre kriegerischen Erfolge der Kamm mächtig geschwollen war, plötzlich erheblich mehr beanspruchten und ihre Forderungen damit begründeten, daß ihre Leistungen stark über ihre bündnisgemäßen Verpflichtungen hinausgegangen seien, insbesondere auch der Fall Adrianopels erst durch die Mitwirkung ihrer schweren Geschütze ermöglicht worden sei. Während man darüber noch in London und an den Balkanhöfen hin und her verhandelte und die eine oder andere Großmacht für sich zu gewinnen suchte, während die beiderseitige Presse eine immer gehässigere und aufreizendere Sprache führte, bereits Klagen über gegenseitige Vergewaltigungen auftauchten und die kriegslustige Militärpartei allenthalben das Übergewicht erhielt, rückten die Heere unaufhaltsam vor, um möglichst viel des strittigen Gebietes als Faustpfand zu besetzen, so daß sie sich bald auf Kanonenschußweite gegenüberstanden. Da konnte es nicht ausbleiben, daß bei der allgemeinen Aufgeblasenheit und Überhebung, Verbitterung und Leidenschaft die Flinten schließlich von selbst losgingen und der mörderische Bruderkampf sich schon im vollsten Gange befand, ehe irgendwelche Kriegserklärung erlassen worden war. Man schlug sich in den einsamen Bergen Mazedoniens bereits mit der verbissensten Wut, während die Diplomaten noch lustig weiter verhandelten und die Regierungen von Versicherungen unentwegter Bündnistreue und Friedensliebe förmlich troffen. Gleichzeitig wurden die wenigen bulgarischen Bataillone, die neben zahlreichen griechischen Regimentern in Saloniki lagen, von diesen nach erbittertem Widerstande überwältigt und entwaffnet. Mit den beiden alten Verbündeten, denen sich alsbald auch noch Montenegro anschloß, war demnach die bewaffnete Auseinandersetzung über die Verteilung der Beute unvermeidlich geworden. Es ist zu verstehen, daß Bulgarien sie im Hinblick auf seine zwar stark geschwächte, aber kampferprobte und sieggewohnte Armee nicht scheute, auch einen Waffengang gegen drei Gegner gleichzeitig und gegen eine übermacht wohl wagen durfte, so nahe dabei auch von vornherein die Gefahr einer Umklammerung lag. Die Aussichten auf Erfolg waren dabei auf beiden Seiten wohl so ziemlich gleich, und die bulgarischen Führer scheinen sogar nach den Erfahrungen aus dem serbisch-bulgarischen und aus dem griechisch-türkischen Kriege eine ziemlich geringe Meinung von dem militärischen Werte ihrer bisherigen Verbündeten gehabt zu haben, obwohl schon die Ereignisse von Adrianopel und Saloniki ihnen in dieser Beziehung hätten zu denken geben müssen. Man gedachte, die neuen Feinde in einem ersten wütenden Ansturm rasch zu Boden zu schmettern, um dann freie Hand nach anderen Seiten zu bekommen. Allein Serben und Griechen schlugen sich weit besser und zäher, als man angenommen hatte, und damit war schon nach wenigen heißen Julitagen klar, daß diese Rechnung Danews, der inzwischen als Ministerpräsident die Leitung der Geschicke Bulgariens im kritischsten Augenblicke übernommen hatte, falsch war. Immerhin war noch nichts verloren, und man konnte nach wie vor wohl hoffen, mit Serben und Griechen aus eigener Kraft fertig zu werden, solange man nicht auch noch von anderer Seite angegriffen

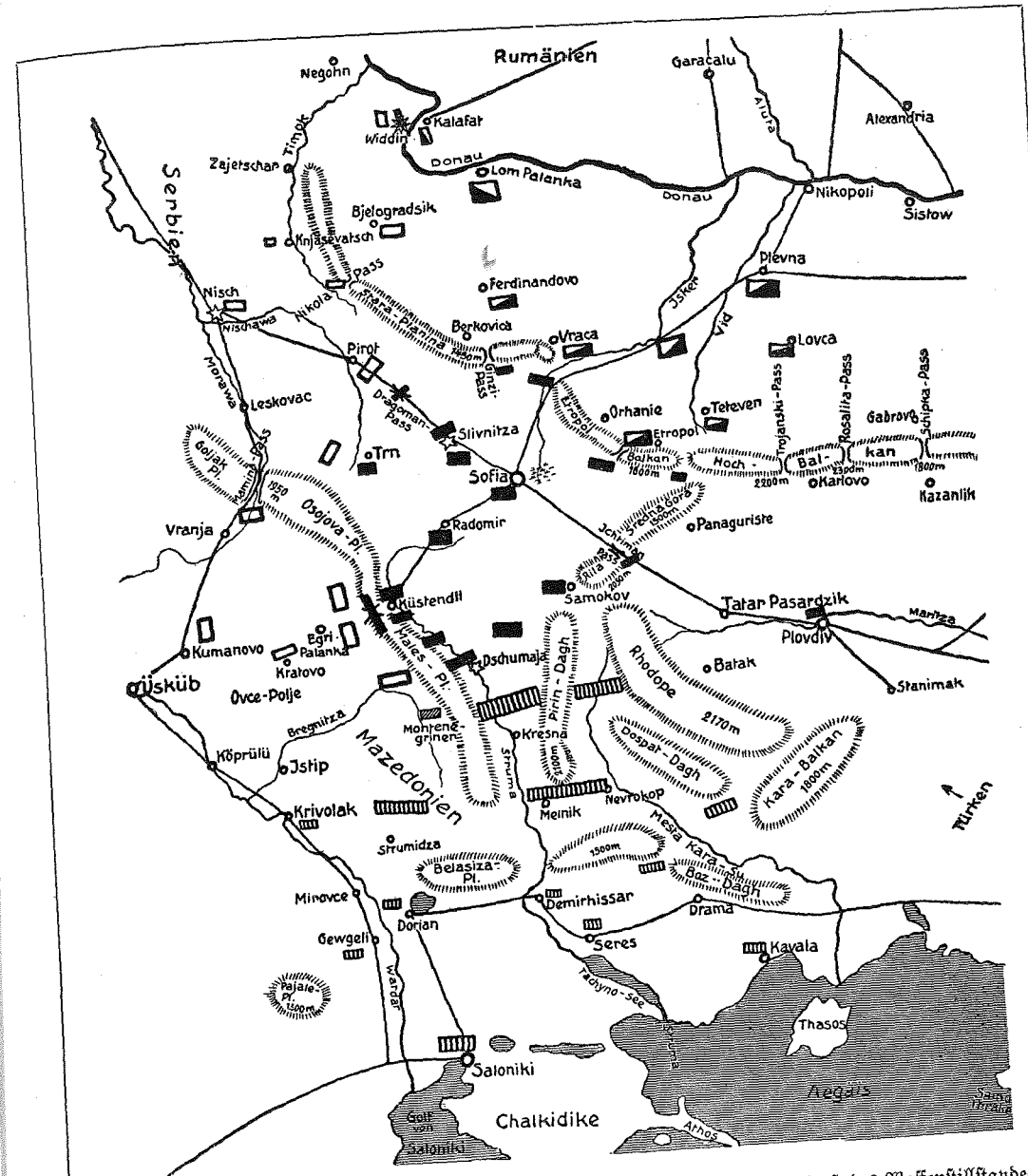
wurde. Nun jedoch kommt das Rätselhafte und Unbegreifliche, das Verhängnisvolle und Unglückselige in der halsstarrigen und unversöhnlichen Politik Danews, dem König Ferdinand vollkommen freie Hand und — alle Verantwortlichkeit überlassen zu haben scheint. Statt das bis an die Zähne gewappnete Rumänien und die angesichts des Bruderzwistes ihrer alten Feinde zu neuer Tatkraft sich aufraffende Türkei durch kluge Nachgiebigkeit und mit geringen Opfern zu beschwichtigen und zu Freunden zu machen, brachte Danew durch seine unnachgiebige und habsüchtige, wohl nur durch eine Art von Größenwahn und durch die feste Hoffnung auf das Eingreifen einer Großmacht zu erklärende Politik auch diese beiden Nachbarn derart gegen Bulgarien auf, daß sie marschieren ließen. Von dem Augenblick an, als die endlosen Heeressäulen der Rumänen über die Donau zogen und die türkischen Reiter Enver Beys ihre Rosse wieder aus der Maritza tränkten, war das Schicksal Bulgariens entschieden; denn einem Kampfe gegen alle Fronten und eine so riesige übermacht war es mit seinen erschöpften Kräften unmöglich gewachsen. Und doch hätte sich diese peinliche Gestaltung der Dinge so leicht vermeiden lassen! Zar Ferdinand war nun wenigstens klug genug, Danew fallen zu lassen und durch den alten Radoslawow zu ersetzen, der Macht der Tatsachen Rechnung zu tragen und schleunigst Frieden zu schließen, solange es noch mit Ehren möglich war und ehe noch ein völliger Zusammenbruch eintrat. Er hat dadurch sein unglückliches Land vor einer Hungersnot und vor den Greueln einer Besetzung durch fanatische und ergrimmte Feinde bewahrt, dem Volk seine Selbständigkeit gerettet, der ruhmreichen Armee ein bulgarisches Sedan in der Ebene von Sofia erspart, das schließlich trotz der heldenmütigsten Gegenwehr unausbleiblich geworden wäre, und so seinen vielen Verdiensten um Bulgarien ein neues hinzugefügt, dessen Größe freilich erst die Nachwelt richtig anerkennen und würdigen wird. So ist Bulgarien immerhin noch mit einem blauen Auge davongekommen; es kann und wird sich rüsten, das jetzt Verlorene zu gelegener Zeit zurückzuholen.

Über den militärischen Verlauf des zweiten Balkankrieges jetzt schon nähere Darstellungen geben zu wollen, ist für einen gewissenhaften Schriftsteller noch viel weniger möglich, als beim Feldzug gegen die Türkei, da Berichterstatter noch viel ängstlicher ferngehalten wurden und die offiziellen Nachrichten der beteiligten Staaten sich noch viel schroffer und unvereinbarer widersprechen. Wir kennen heute diese Ereignisse kaum in ihren allergröbsten Umrissen, von den Einzelheiten wissen wir noch so gut wie nichts. Weit ausgesponnene strategische Pläne sind wohl überhaupt nicht viel vorhanden gewesen, sondern dieser mörderische Bruderkampf kennzeichnet sich mehr als ein wildes Drauflosschlagen aller gegen den einen, dem sie seinen Ruhm und seine Stärke neiden und den sie um seinen teuer erkauften Beuteanteil bringen möchten. Es ist ein wüstes Hin- und Herwogen, ein wochenlang unausgesetztes, atemberaubendes, menschliche Kräfte zum Äußersten erschöpfendes Ringen von in wild zerklüfteten, öden, schwer zugänglichen Bergen verzettelten Heeresteilen, wobei sich selbst vernünftige taktische Maßnahmen oft kaum noch erkennen lassen, sondern sich einfach jeder wütend in den Gegner verbeißt, wo er ihn gerade antrifft. Da werden steile Höhenzüge unter ungeheuren Verlusten gestürmt, gehen am nächsten Tage wieder an den inzwischen verstärkten Feind verloren und werden am dritten zurückerobert, so daß beide Teile Gelegenheit haben, ihre Siegestelegramme in die Welt hinauszuposaunen. So geht es in lieblicher Abwechslung fort, bis die erschöpften Truppen einfach nicht mehr können und der unheimliche Würgengel der Cholera vollends unter den Ärmsten aufräumt. Ein grauenvolles Bild! Eines nur ist sicher: daß dieser zweite Balkankrieg für die Anhänger des Weltfriedensgedankens die beste und wirksamste Propaganda ist, die sich denken ließe. (Freilich auch der beste Beweis für die schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, die seiner Verwirklichung entgegenstehen.) Denn kaum jemals in der neueren Geschichte hat sich der Krieg in so abschreckender und häßlicher Gestalt gezeigt, kaum jemals hat er die Zwecklosigkeit des Menschenmassenmordes so nackt und unverhüllt vor aller Augen gestellt, kaum jemals ist er von so viel Verwüstungen, Blut, Tränen und Greueln begleitet gewesen, kaum jemals so traurig bar aller höheren Gefühle und aller erhebenden Beweggründe, wie gerade hier. Die Menschenopfer waren auf beiden Seiten geradezu fürchterlich und predigen mit erschreckender Deutlichkeit die entsetzliche Wirkung der modernen Waffen und die ungeheure, niederdrückende Verantwortlichkeit, die heutzutage den trifft, der es verwegen wagt, die Kriegsfurie zu entfesseln. Geben doch selbst die siegreichen Griechen, die verhältnismäßig am wenigsten gelitten haben, ihren eigenen Verlust auf nicht weniger als 40% des Gefechtsstandes an! So stempelt sich dieser kurze Feldzug zu einem der blutigsten der Weltgeschichte, zu einem schier wahnsinnigen Morden und Ab-

schlachten von Männern, die kurz zuvor noch Schulter an Schulter gegen den alten Erbfeind gefochten, das Kreuz der Christenheit gegen den Halbmond des Islam getragen hatten. Wahrlich, einen bittereren und grausameren Hohn auf den modernen Kreuzzug und auf die angeblich idealen Beweggründe zum Türkenkrieg hätte die Phantasie auch des kühnsten Satyrikers nicht aussinnen können, als es hier mit blutigem Hohn die Geschichte selbst getan hat. Räumten doch noch nach dem Frieden von Bukarest die Griechen die von ihnen besetzten Städte lieber dem türkischen Erbfeind ein, als daß sie sie den verhaßten, aber immerhin christlichen Bulgaren übergeben hätten.

Namentlich die bulgarische Kriegsführung läßt vielfach eine höhere Zielbewußtheit vermissen, und lähmend mag dabei namentlich der Umstand mitgewirkt haben, daß beim Ausbruch der Feindseligkeiten der im Türkenkrieg so trefflich bewährte Generalissimus Savov infolge von Intrigen, an denen es im Palaste von Sofia ja niemals gefehlt hat, kaltgestellt wurde. Der bulgarische Kriegsplan lief wohl darauf hinaus, sich durch einen raschen Vorstoß zunächst Salonikis zu bemächtigen und damit ein wertvolles Faustpfand in die Hand zu bekommen, im übrigen aber sich den Griechen gegenüber einstweilen auf die Verteidigung zu beschränken und sich dafür mit voller Macht auf die Serben zu stürzen, deren zwischen Üsküb, Kumanowo und Köprülü versammelte Hauptmacht zu überflügeln; durch die Wegnahme von Branja ihre Verbindung mit den Hilfsquellen der Heimat abzuschneiden und sie so womöglich rasch zur Waffenstreckung zu zwingen. Gleichzeitig sollten andere Truppenabteilungen durch den Dragoman- und den Nikolapaß über Pirot und Knjazevac in serbisches Gebiet selbst einrücken, konzentrisch das wichtige Waffenlager von Nisch bedrohen und so den Gegner vollends mürbe machen. Dieser kühne Plan war gewiß klug und genial erdacht; er hätte auch zu einem entscheidenden Erfolg führen können, wenn die Voraussetzungen alle richtig gewesen wären, auf die er sich gründete. So aber beruhte er auf einer verhängnisvollen Unterschätzung des Gegners, und die hat sich noch immer bitter gerächt. Sobald sich der Widerstand der Serben als nachhaltiger erwies, als man angenommen hatte, mußte das ganze Unternehmen scheitern, mußten die Bulgaren alsbald aus der Offensive in die Defensive gedrängt werden. Alles hing davon ab, rasch und nachdrücklich die ersten Schläge zu führen, und gerade das mißglückte. Auch bedingte der Plan eine gefährliche Zersplitterung und Verzettelung der durch den Türkenkrieg ohnedies stark geschwächten Streitkräfte, zumal auch den Türken und Rumänen gegenüber mindestens Beobachtungstruppen stehen bleiben mußten und weder die Festungen des Landes noch seine der serbischen Grenze so nahe gelegene Hauptstadt völlig entblößt werden durften. Überdies schlugen die kriegslustigen und ungeduldigen Vortruppen anscheinend zu früh los, ehe noch der Aufmarsch der Hauptmassen völlig beendet war. Während die Streitkräfte der beiden Parteien auf dem Papier sich ungefähr ausglichen, waren so Serben und Griechen auf den Schlachtfeldern selbst in erheblicher Überzahl. Dazu kam, daß sie schon seit vielen Wochen in diesen Gegenden lagen, gründlich ausgeruht, gut verpflegt und gekräftigt waren, während die Bulgaren unmittelbar von dem aufreibenden Dienst in den Schanzen und Laufgräben von Bulair und Tschataldscha kamen und aus diesen fernen Gegenden in gewaltigen Eilmärschen durch unwegsame und arme Landstriche herangeholt werden mußten, daher erschöpft und entkräftet in den rauhen Gebirgsschluchten und auf den öden Hochebenen eintrafen, wo sie sich mit dem Gegner messen sollten und von wo sich die Verbindung mit den Hilfsquellen der eigenen Heimat vielfach nur durch unwirtliche Saumpfade aufrecht erhalten ließ.

Der Vorstoß auf Saloniki mißglückte; die Bulgaren hatten hier zwar anfangs Erfolge und kamen bis auf 13 km an die heißbegehrte Stadt heran, stießen aber dann auf eine derartige griechische Übermacht, daß sie zurückweichen mußten. König Konstantin selbst hatte den Oberbefehl über seine einheitlich zusammengezogenen und überraschend zahlreichen Truppen, die auf dem Seewege mit allem Nötigen überreichlich versehen wurden, übernommen und führte sie geschickt, tatkräftig und zielbewußt vorwärts. Die ihm gegenüberstehenden bulgarischen Truppen unter dem Befehle Ivanovs, des Eroberers von Adrianopel, waren an Zahl unzweifelhaft ganz erheblich schwächer, wenn es auch kaum glaublich klingt, daß, wie die bulgarischen Quellen angeben, hier überhaupt nur zwei Divisionen fochten und der ganzen griechischen Armee in zäher Verteidigung von einer Stellung zur andern den Vormarsch wehrten. Diesen auf die Dauer aufzuhalten, war ihnen nicht möglich, jedenfalls haben sie sich aber heldenmütig geschlagen und den unaufhaltsam vordringenden Griechen wenigstens ganz unverhältnismäßige Verluste beigebracht. Nirgends gelang diesen, die sich besonders hinsichtlich des Vorposten- und Kundschafterdienstes und der Treffsicherheit ihrer zahlreichen Artillerie als überlegen erwiesen, die erstrebte Vernichtung des hartnäckigen Gegners, sondern stets wußte dieser sich rechtzeitig zurückzuziehen, um auf dem nächsten Höhenzuge von neuem die Stirn zu bieten, und erst nach den blutigen Kämpfen in den Pässen des Boz Dagh, wo viel bulgarisches Geschütz und sogar eine Fahne (die einzige im ganzen Feldzuge) verloren ging, scheint sich der zurückgehenden bulgarischen Truppen eine gewisse Verwirrung, Mutlosigkeit und Auflösung bemächtigt zu haben. So gingen Gewgeli, Seres und Drama verloren, die Griechen bemächtigten sich der Strumalinie und erzwangen unter Mitwirkung ihrer Flotte auch die Räumung von Kavalo. Bei diesen Rückzügen nun sollen sich die bulgarischen Truppen der wildesten Ausschreitungen schuldig gemacht, dem Feinde nur rauchende Trümmerhaufen überlassen und viele Bewohner der genannten unglücklichen Städte erbarmungslos



Stellung der verbündeten Balkanheere bei Abschluß des Waffenstillstandes im Juli 1913, nach Angaben des Verfassers gezeichnet von W. Jacobs.

hingeschlachtet haben. Ähnliches behaupten die Serben vom nordmazedonischen Kriegsschauplatz. Daß wüste Plünderungen, Brandstiftungen, Vergewaltigungen, Erpressungen und Mordtaten seitens der erregten und von ihren Offizieren kaum noch gezügelten bulgarischen Soldateska (der Hauptteil der Schuld dürfte freilich auf die irregulären Banden, die Komitatschis, entfallen) wirklich vorgekommen sind, kann leider auch nach den Berichten der Konsularbeamten keinem Zweifel mehr unterliegen. Aber Serben und Griechen sind wohl die letzten, die da die entrüsteten Tugendbolde spielen dürften, denn nach verbürgten Berichten unparteiischer katholischer Missionare haben sie in den Dörfern und Städten mit bulgarischer Bevölkerung genau ebenso gehaust. Der mörderische Bruderkampf hatte eben so maßlos erbitterte Formen angenommen, daß nicht mehr Heer gegen Heer schlug, sondern Volk gegen Volk, daß man schließlich nicht mehr erobern, sondern ausrotten wollte und dabei weder Alter noch Geschlecht schonte. Auch ist es erwiesen, daß die griechische Bevölkerung vielfach auf die weichenden Bulgaren schoß, die dann natürlich Vergeltung übten und in ihrer wilden Aufregung keinen Unterschied mehr machten. Wer die Verlogenheit und Verschmitztheit der modernen Hellenen kennt, wird ohnedies den griechischen Berichten über die bulgarischen Greueltaten von vornherein mit viel Zurückhaltung und Mißtrauen gegenüberstehen, und es hat sich in der Zwischenzeit in der Tat schon so manches davon als Verleumdung und Übertreibung herausgestellt. Man soll bei der Beurteilung dieser an sich gewiß höchst verdammungswürdigen Ausschreitungen gerechterweise auch ja nicht vergessen, daß Bulgarien gerade damals durch die Rumänen etwa zwei Wochen lang von jedem Postverkehr mit Europa völlig abgeschnitten, also gar nicht in der Lage war, sich gegen die von der griechischen Regierung geschickt in der Presse verbreiteten Beschuldigungen zu verteidigen. So ist es ihr in der Tat gelungen, die öffentliche Meinung Europas irre zu führen und eigene Untaten durch Aufbauschung fremder zu verdecken. Denn daß auch Serben und Griechen wie die Wilden in den eroberten Landstrichen hausten, dafür sind der beste Beweis die vielen Zehntausende mazedonischer Flüchtlinge, die im elendesten Zustande von allen Seiten in Sofia zusammenströmten und dort ein erschütterndes Schauspiel menschlichen Unglücks darboten. Warum flohen sie denn nicht zu den Serben und Griechen, wenn dort angeblich so stramme Mannszucht herrschte und nur bei den Bulgaren alles drunter und drüber ging?

Als der Griechenkönig auf seinem Vormarsche die Gegend von Nevrokop erreicht hatte, war er klug genug, nicht durch die auch von einer Minderzahl leicht zu verteidigenden Engpässe der unwegsamen Rhodope, in denen schon manches stolze Erobererheer kläglich zugrunde gegangen ist, weiter in der Richtung auf Plovdiv vorzudringen, sondern vollzog eine große Linksschwenkung, um in den Tälern der Struma und des Mesla-Kara-Su nordwärts durchzustoßen, hier die altbulgarische Grenze zu überschreiten, den bei Küstendil auf unüberwindlichen Widerstand gestoßenen Serben zu Hilfe zu kommen und über Samokov Sofia im Rücken anzufallen. Es scheint, als ob der sich langsam unter beständigen Gefechten zurückziehende General Ivanov an der oberen Struma endlich von Küstendil aus erhebliche Verstärkungen erhalten habe, denn nun brachte er den bisher unaufhaltsamen Vormarsch des Griechenheeres endlich zum Stehen, ja bulgarischen Behauptungen zufolge soll sich dieses bei Abschluß des Waffenstillstandes sogar arg in der Klemme befunden haben.

Auf dem mittleren Kriegsschauplatze in Nordmazedonien mußten die Bulgaren nach anfänglichen Teilerfolgen vor Kumanowo auch bald der Übermacht der Serben weichen, und es kam nun zwischen den Hauptheeren zu der fürchterlichen Rauferei auf dem Schafsfelde (Ovce Polje), in die von beiden Seiten immer neue Verstärkungen hineingeworfen wurden, um wirkungslos zu zerschellen, zu verbluten, und spurlos in diesem Chaos von Trümmern und Leichen zu verschwinden. Obwohl von beiden Seiten mit unerhörter Anstrengung und Hartnäckigkeit gestritten wurde und die Blutverluste eine wahrhaft erschreckende Höhe erreichten, kann doch von einer eigentlichen Entscheidungsschlacht kaum gesprochen werden, sondern es handelte sich mehr um eine lange Reihe von Einzelkämpfen, die schließlich kaum noch in innerem Zusammenhange standen und einen einheitlichen Gesamtgedanken immer mehr vermissen ließen. Zwar gelang den Bulgaren die Zertrümmerung der beiden serbischen Flügeldivisionen, aber für die geplante große Umklammerung erwiesen sie sich doch zu schwach, und da sie auch nicht zur Bahnlinie bei Vranja durchzustoßen vermochten, die Serben dagegen über das durch Entsendungen geschwächte bulgarische Zentrum steigende Erfolge errangen, traten die Bulgaren schließlich den Rückzug an. Istip fiel den Serben in die Hände, die dadurch die unmittelbare Verbindung mit den in

Strumdza eingedrungenen Griechen herzustellen vermochten. Eine würdige Fortsetzung fanden die grauenvollen Schlächtereien auf dem Schafsfelde bei Egri Palanka, aber auch hier mußten die Bulgaren schließlich über ihre alte Landesgrenze zurück. Sie rafften nun alles zusammen, was an Truppen noch verfügbar war und rüsteten zur Hauptschlacht bei Küstendil. Es kam nicht mehr dazu, sondern nur noch zu erbitterten Kämpfen in dem schluchtenreichen Vorterrain bei Zarewo Selo, wo die Serben trotz übermenschlicher Anstrengungen unter ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen wurden. Also auch hier war die taktische Lage für die Bulgaren beim Abschlusse des Waffenstillstandes durchaus keine besonders ungünstige. Sie waren zwar überall zurückgedrängt, aber nirgends völlig geschlagen und hatten den feindlichen Vormarsch schließlich zum Stehen gebracht. Ob das furchtbar mitgenommene und völlig erschöpfte serbische Heer zu weiteren Angriffen überhaupt noch fähig war, erscheint höchst zweifelhaft, zumal in seinem Lager die Cholera weit schlimmer wütete (täglich mindestens 150—200 Todesfälle) als anderwärts.

Etwas weniger hitzig ging es auf dem dritten Kriegsschauplatze an der alten serbisch-bulgarischen Grenze zu. Hier nahm eine bulgarische Heeresabteilung Knjazevac und bedrohte Nisch, eine andere focht im Nikolapaß und vor Pirot. Ohne taktischen Zwang gingen diese Truppen aber auf höheren Befehl wieder über die Grenze zurück, wohl infolge politischer Erwägungen. Die Serben folgten, besetzten Bjelogradzik und Berkovica, gewannen so mit den bei Lom Palanka über die Donau gegangenen Rumänen Fühlung und umschlossen die Feste Widdin.

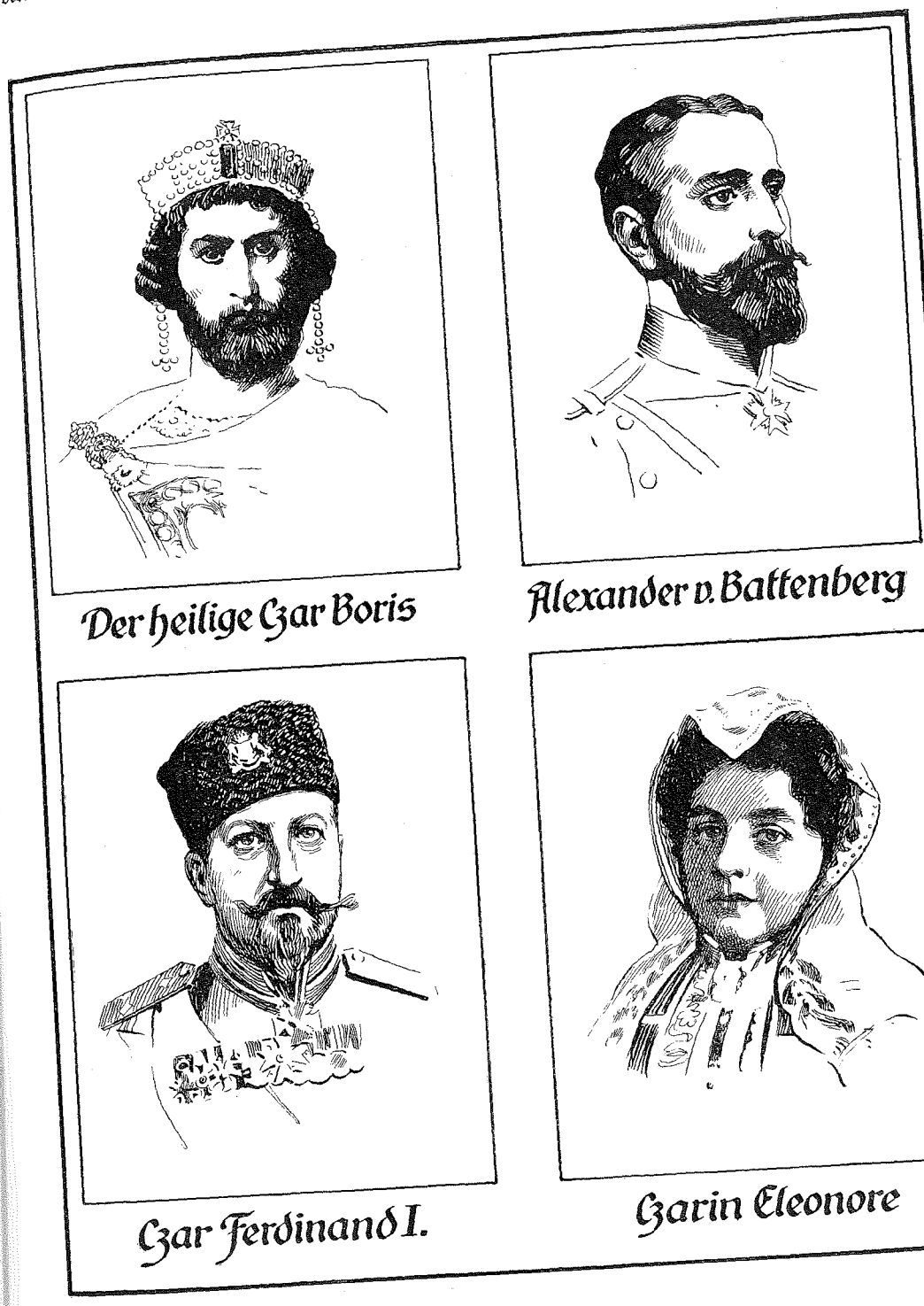
Aber weder das Vordringen der Serben, noch das der Griechen hätte die strategische Gesamtlage für die Bulgaren zu einer so verzweifelten gestaltet, wenn nicht Danews schon gekennzeichnete unkluge Politik ihnen ganz unnötigerweise zwei neue übermächtige Gegner auf den Hals geladen hätte. Rumänien wurde mit seinen Forderungen so lange hingehalten, bis es schließlich die Geduld verlor und mobil machte, wodurch längs der Donaulinie im Rücken der bedrängten Bulgaren ein treffliches Halbmillionenheer auf dem Schauplatze erschien. Aber selbst durch diese ernste Drohung ließen sich die bulgarischen Machthaber, die wohl auf das Eingreifen Österreichs oder Rußlands rechnen mochten, nicht einschüchtern, und so erfolgte denn die Kriegserklärung Rumäniens, das bei dem ganzen Balkanwirrwarr eine sittlich zwar nicht gerade schöne, jedenfalls aber politisch sehr kluge Rolle gespielt hat. Das Einrücken der größten und noch ganz unverbrauchten Heeresmacht auf dem Balkan in den immer enger sich schließenden Ring der Gegner Bulgariens mußte fast kampflos das tragische Geschick dieses Landes besiegeln, es ohne Schwertstreich um die besten Früchte des Türkenkrieges bringen, ohne Kanonenschuß seine liebsten Zukunftshoffnungen zertrümmern. Zar Ferdinand tat unter diesen traurigen Umständen das Klügste, was er tun konnte: er verbot seinen Truppen jeden Zusammenstoß mit den Rumänen, die so unter Führung ihres Kronprinzen widerstandslos und mit anerkennenswerter Raschheit den schwierigen Donauübergang bewerkstelligten und nicht nur die begehrten Teile der Dobrudscha nebst Silistria, sondern auch den wichtigen Knotenpunkt Plewna und das in bedrohlicher Nähe von Sofia gelegene Braca besetzten. Durch die Wegnahme von Varna schnitten sie auch die letzten Post- und Telegraphenverbindungen ab und unterbanden die Zufuhr zur See, so daß zu all dem anderen Elend nun auch noch das Gespenst einer Hungersnot drohte. Um das Unglück voll zu machen, hatte sich inzwischen auch die Türkei aus ihrer Tatenlosigkeit aufgerafft, um die für sie so unerwartet günstige Wendung der Dinge nach Möglichkeit auszunutzen. Die jungtürkischen Machthaber, die jetzt dort wieder zur Herrschaft gelangt waren, erklärten den Londoner Vertrag für null und nichtig, der unternehmungslustige Enver Bey brach an der Spitze starker Streitkräfte aus den Tschataldschalinien hervor und marschierte auf Adrianopel, die „heilige" Stadt, deren Verlust die gläubigen Muselmänner schmerzlicher berührt hatte als alles andere. Aber auch auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes verlief der Kampf fast unblutig, da das Gebiet notgedrungen fast ganz von bulgarischen Truppen entblößt war. Nach belanglosem Geplänkel mit der schwachen bulgarischen Landwehrbesatzung zog Enver Bey stolz in Adrianopel ein, in dasselbe Adrianopel, dessen Gewinnung lange, heiße Kämpfe und Ströme von Blut gekostet hatte.

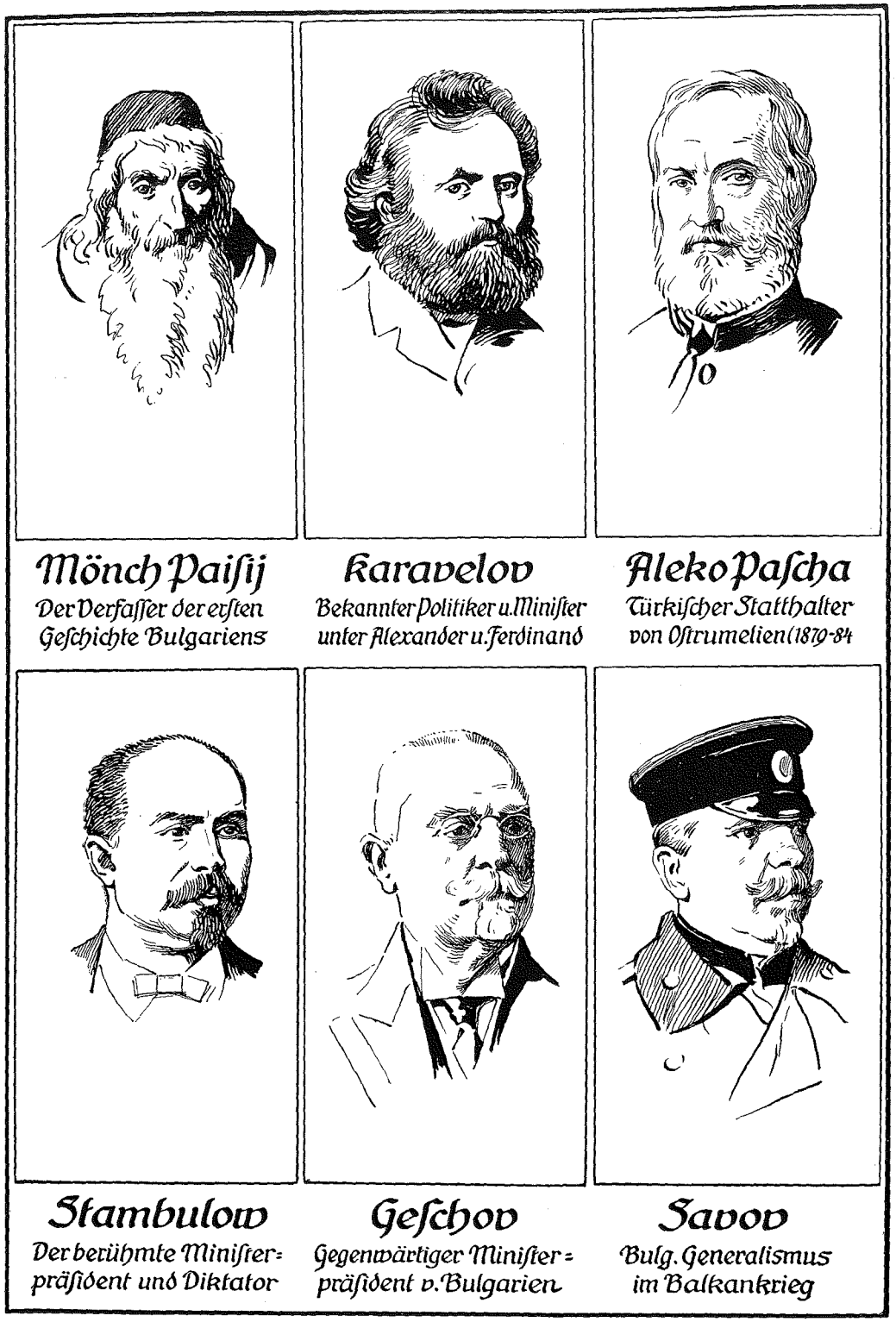
Viele Hunde sind des Hasen Tod. Das bewahrheitete sich auch diesmal. Zwar rief der Koburger auch noch die letzten Jahrgänge unter die Waffen (60jährige Greise!), aber er konnte sich doch nicht verhehlen, daß sein unglückliches Land am Ende der Widerstandskraft angelangt sei, und wandte sich deshalb mit der Bitte um Frieden an den König Karol von Rumänien. Unsere Kartenskizze veranschaulicht deutlich genug, wie sich der eiserne Ring der übermächtigen Feinde um Sofia zusammenzieht: die

strategische Gesamtlage war eine derart verzweifelte geworden, daß auch ein Napoleon keinen Ausweg mehr aus ihr gewußt hätte. Einen Friedrich den Großen aber hat unser Jahrhundert noch nicht hervorgebracht.

Finanzminister Tontschew reiste als Bevollmächtigter nach Bukarest, und hier wurde am 6. August 1913 auf Drängen Rumäniens und unter anscheinender stiller Mitwirkung des deutschen Kaisers der für Bulgarien so ungünstige Frieden geschlossen, der den Balkanwirren ein vorläufiges Ende macht. Bulgarien mußte darin nicht nur die Dobrudschalinie Turtukai-Baltschisch mit Silistria und dem fruchtbaren Dobritsch an Rumänien abtreten, sondern sich auch zur Schleifung der Festungen Schumla und Rustschuk verpflichten, so daß es künftig einem rumänischen Einmarsch fast schutzlos preisgegeben, und Rumänien mit alleinigem Verlust eines Maulesels zur Vormacht auf dem Balkan geworden ist. An Serbien und Griechenland mußten fast alle strittigen Gebiete überlassen werden, auch die wichtige Hafenstadt Kavala, so daß Bulgarien nur einen sehr beschränkten Zutritt zum Ägäischen Meere erhält, während Griechenland den Löwenanteil (57 000 qkm) aus der türkischen Beute davonträgt. Das den Bulgaren zugesprochene Stück erfuhr aber noch eine weitere Verminderung dadurch, daß die Türkei sich weigerte, Adrianopel und das gleichfalls neu besetzte Kirk-Kilisse wieder herauszugeben. Bulgarien war zu erschöpft, als daß es zum dritten Male die Entscheidung der Waffen hätte anrufen können, und seine Hoffnung, daß ihm Rußland oder gar die Gesamtheit der Großmächte die Kastanien aus dem Feuer holen würden, erwies sich bald genug als trügerisch. So mußte denn General Savov, den der Zar als Friedensunterhändler nach Stambul geschickt hatte, schweren Herzens in die türkischen Bedingungen willigen, und es mag ihn dabei auch die stille Hoffnung geleitet haben, durch seine Nachgiebigkeit in der Türkei einen späteren Bundesgenossen gegen die immer unerträglicher anwachsende serbische Anmaßung zu finden. Beim Austausch der Kriegsgefangenen, dessen Schwierigkeiten bezüglich der Komitatschis auch heute noch nicht erledigt sind, ergab sich übrigens die überraschende Tatsache, daß die Zahl der gefangenen Serben erheblich größer war als die der geschlagenen Bulgaren. Nach dem Konstantinopeler Sonderfrieden vom September 1913 bildet also künftig in Thrazien auf weite Strecken hin die „blutrauschende" Maritza die Grenze, und selbst seines bescheidenen Gewinns wird sich Bulgarien nicht in Ruhe erfreuen dürfen, da sich in Gümüldschina eine Unabhängigkeitspartei bildete, einen Landsturm ins Leben rief und sogar (wohl im Einverständnis mit den Griechen) Dedeagatsch besetzte. Zwar vermehrt Bulgarien immerhin noch seinen Besitzstand von 96 345 auf 112 077 Quadratkilometer, aber seine Einwohnerzahl wächst dadurch nur von 4 329 000 auf 4 700 000, und von den eroberten Gebieten sollen nur 3 bis 5000 Quadratkilometer kulturfähigen Boden haben, während in der Dobrudscha die Kornkammer des Landes an Rumänien abgetreten werden mußte. Und ganz ungeheuerlich sind die Opfer an Blut und Gut, mit denen der mäßige Zuwachs erkauft worden ist. 800 Millionen Franken haben die beiden Kriege gekostet, 52 716 Bulgaren im kräftigsten Mannesalter ruhen in kalter Erde, 102 853 sind zu Krüppeln geschossen! Wahrlich, die unersättliche Kriegsfurie hat hier geschwelgt in Menschenblut und wahre Orgien gefeiert. Ein unendlich bitteres Gefühl muß den vaterlandsliebenden Bulgaren überkommen, wenn er bedenkt, daß sein Land, das die Hauptlast des Türkenkrieges getragen und die schwersten Schlachten geschlagen hat, bei der Verteilung der Beute so stiefmütterlich bedacht wurde, während Griechenland seinen Flächeninhalt, Serbien seine Einwohnerzahl fast verdoppelten, selbst Montenegro 5176 Quadratkilometer mit 240 000 Einwohnern erhielt und Rumänien ohne Schwertstreich eine wirtschaftlich wie strategisch gleich wichtige Provinz erwarb. Ein Meer von Flut und Haß und Groll, namentlich gegen Serben und Griechen, muß da zurückgeblieben sein, und für den Kenner der Balkanverhältnisse kann es deshalb keinem Zweifel unterliegen, daß der Frieden von Bukarest, der abermals urbulgarische Landschaften unter Fremdherrschaft stellt, den Typus eines faulen Friedens bezeichnet und den Keim zu zahlreichen neuen Verwicklungen in sich birgt. Das ganze bulgarische Volk wird lechzen nach dem Augenblick, wo es mit seinen jetzigen Bezwingern Abrechnung halten kann. Es hat sein tragisches Geschick mit ruhiger Würde ertragen, während eine ähnliche Katastrophe in Serbien oder Griechenland sicherlich einen Volksaufstand und den Sturz des Herrscherhauses zur Folge gehabt hätte. Aber das zwingende Bedürfnis nach Ruhe und Verheilung der Wunden drängt in dem schwergeprüften Lande jetzt alles andere in den Hintergrund. Wünschen wir eine lange Zeit des Friedens und kultureller Fortentwicklung dem Naturforscher-Zaren und seinem heldenhaften Volke!

Abgeschlossen 12. Oktober 1913.





Mönch Paisij
Der Verfasser der ersten Geschichte Bulgariens

Karavelov
Bekannter Politiker u. Minister unter Alexander u. Ferdinand

Aleko Pascha
Türkischer Statthalter von Ostrumelien (1879-84

Stambulow
Der berühmte Ministerpräsident und Diktator

Geschov
Gegenwärtiger Ministerpräsident v. Bulgarien

Savov
Bulg. Generalismus im Balkankrieg

Bulgarenzars, der melancholische Mongolenschnurrbart des Griechenkönigs, die vielverspottete und in Wahrheit durchaus nicht unbeträchtliche Dichtergabe des „Herrn der Schwarzen Berge“ und die Greisenhaftigkeit des Serbenpeter eine ständige und bevorzugte Rubrik unserer Witzblätter bildeten. Und doch sind wir dieselben Deutschen, die sich die eigene, durch Jahrhunderte vergeblich ersehnte nationale Einheit selbst mit Blut und Eisen in einer Reihe welterschütternder Kriege erkämpfen mußten, die einst das Ringen der Italiener um nationale Geschlossenheit, den Freiheitskampf der Amerikaner und noch neuerdings der Buren gegen die englische Bevormundung mit so glühender Teilnahme verfolgten. Wir müssen nun unsre Verständnislosigkeit für geschichtliche Notwendigkeiten teuer genug bezahlen, denn der Balkankrieg hat eine derartige Verschiebung des europäischen Gleichgewichtes mit sich gebracht, daß wir uns zu einer unerhörten und gewaltigen, die Steuerkräfte des ächzenden Volkes schier überschreitenden Anstrengung aufraffen müssen, um den durch die neue Lage geschaffenen Verhältnissen in jedem Falle gewachsen zu sein. Man hatte zumeist keine Ahnung von der großartigen Leistungsfähigkeit, der opferwilligen Vaterlandsliebe, dem wilden Vorwärtsstürmen der Bulgaren, weil man ihr Land, ihre Sitten, ihre Eigenart und ihre Geschichte nicht kannte. Die Entwicklung und die Zukunftsaussichten eines jeden Volkes sind aber ein Produkt aus der es umgebenden Natur und aus der hinter ihm liegenden Geschichte. Jedoch der einseitige Hurrapatriotismus unseres schulgemäßen Geschichtsunterrichtes ließ kaum Raum für das Verständnis fremder Eigenart und ihrer nationalen Bestrebungen, und gerade diejenigen der verachteten Räubervölker und „Hammeldiebe“ auf dem Balkan sind unserer Generation fast ebenso fremd geblieben wie die Lehren eines Confutse oder die abgeklärte Weltanschauung eines Buddha. Ein privates Studium der oft so hochinteressanten Geschichte kraftvoll junger, erst neuerdings mehr hervortretender Staatengebilde kann deshalb für jedermann, der sich beim Betrachten der Weltereignisse einen klaren und ungetrübten Blick bewahren will, nur von Vorteil sein. Für eine richtige Würdigung speziell des Bulgarenvolkes will dieses anspruchslose Büchlein dem Leser eine gemeinverständliche, aber auf sorgsamen und unparteiischen Quellenstudien aufgebaute Grundlage wenigstens in den gröbsten Hauptzügen bieten, soweit es eben der sehr knapp bemessene Raum gestattet, und wenn dadurch der denkende Deutsche ein etwas besseres Verständnis für bulgarische Eigenart, bulgarisches Nationalempfinden und bulgarische Zukunftshoffnungen gewinnen könnte, so wäre sein Zweck vollauf erreicht.

2. Bulgarien im Altertum und während der Völkerwanderung.

Wenn man die Maritza entlang gegen das ragende Plovdiv wandert, werden dem Reisenden beiderseits des Weges zahlreiche kegelförmige Hügel auffallen. Es sind z. T. wenigstens uralte Grabhügel, sogenannte Tumuli, die uns letzte Kunde geben von den längst verschollenen Ureinwohnern des Landes, aber doch dem Forscher wider Erwarten nur eine recht kärgliche Ausbeute liefern, während ringsum das ganze Land förmlich durchtränkt ist von massenhaften und inhaltsreichen Überresten aller Art aus der Griechen- und Römerzeit. Wir wissen denn auch über die Urgeschichte Bulgariens eigentlich herzlich wenig, kaum mehr, als daß die thrako-illyrischen Stämme, die hier saßen und die uns auch in rohen Steinzeichnungen von Reitern, Bären, Hirschen, Ochsen, Schlangen u. dergl. an den Felswänden des Schipkapasses und bei Prilep unbeholfene Spuren eines gewissen Kunstsinnes hinterlassen haben, der großen indogermanischen Völkerfamilie angehörten und sich in die östlichen Thraker und die westlichen Illyrer schieden, deren unmittelbare Nachkommen, die Albanesen, somit neben den Basken das älteste Volk Europas vorstellen. Die Landwirtschaft

und auch etwas Bergbau treibenden Thraker waren kleine, aber stämmige Kerle mit schwarzen Haaren und dunklen Augen, keine Freunde anstrengender Arbeit, der Vielweiberei ergeben, an die Unsterblichkeit der Seele glaubend, gastfrei und gerechtigkeitsliebend, nicht abhold fröhlicher Geselligkeit und einem tüchtigen Trunke, Freunde urwüchsiger Musik und geheimnisvollen Zauberkrams, vor allem aber ausgemachte Raufbolde und leidenschaftliche Liebhaber von Kampf und Krieg, die mit gellendem Geschrei in den männermordenden Streit zu ziehen und sich vorher die muskulösen Leiber in der scheußlichsten Weise zu bemalen pflegten — eine Sitte, die sich noch in den Tätowierungen der heutigen Albanesen erhalten hat. Von ihren zahlreichen, untereinander in beständiger Fehde lebenden und nur durch den Odryserfürsten Teres (um 450 v. Chr.) vorübergehend geeinten Stämmen ist derjenige der Paionen von der unteren Struma dadurch merkwürdig, daß er nach dem Zeugnisse Herodots in Pfahlbauten hauste und fast ausschließlich von den reichen Erträgnissen der Fischerei lebte. Die Bessen, die in den Rhodopen ein weitberühmtes Heiligtum mit wahrsagender Priesterin besaßen, bewahrten am längsten von allen thrakischen Stämmen nationale Sprache und Eigenart. In den Städten nahmen die rauhen Thraker etwas von der sanfteren Griechensitte an, und es mag sich da namentlich an den Küsten im Laufe der Zeit eine Mischrasse herausgebildet haben, der im 3. Jahrhundert v. Chr. auch noch keltisches Blut zugeflossen ist, als dieses Volk vorübergehend die Herrschaft auf dem Balkan errang. Philipp von Makedonien unterwarf sich die meisten thrakischen Stämme, und sein Sohn Alexander der Große hatte in seinem welterobernden Heere viele dieser tapferen Männer. Die verworrene Diadochenzeit gab dann den thrakischen Stämmen überreichlich Gelegenheit, sich gegenseitig wieder einmal recht gründlich zu zerfleischen. Trotzdem brauchten die Römer volle 250 Jahre, um ihren verzweifelten Widerstand zu brechen. Crassus (29 v. Chr.) machte das Land zwischen Donau und Balkan (Hämus) unter dem Namen Mösia, Tiberius (26 n. Chr.), das zwischen Balkan und Ägäis unter dem Namen Thracia zur römischen Provinz. Dem ausgesogenen und durch die fortwährenden Kriege entvölkerten Lande verhalf die nun folgende Zeit der römischen Verwaltung zu ungeahnter Blüte. Vorzügliche Heerstraßen wurden angelegt, große Städte erhoben sich aus Schutt und Ruinen, Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft nahmen einen großartigen Aufschwung. Nördlich des Balkan wurde die römische, südlich des Gebirges die griechische Sprache zur herrschenden, und allenthalben mischten sich die kultivierten Eindringlinge mit den barbarischen Ureinwohnern. Keiner der römischen Cäsaren hat so tiefe und unauslöschliche Spuren auf dem Balkan hinterlassen, als der Bezwinger der in Siebenbürgen seßhaft gewordenen Dazier, der kraftvolle Trojan. Ihn verherrlichen noch heute als Czar Trojan in verklärter, halbgöttlicher Form altslawische Lieder und Sagen, an ihn erinnert der Trojanskipaß im Balkan, der Trojanswall in der Dobrudscha, die Trojansstraße am Eisernen Tor, die Trojansbrücke bei Tatar-Basardschik und nicht zuletzt der noch heute in Bulgarien gebräuchliche Vorname Trojan.

Noch vor der großen Völkerwanderung erscheint mit den ersten Slawen im 3. Jahrhundert ein neues Völkerelement auf dem Balkan, und die Völkerwanderung selbst brachte dann gewaltige Umwälzungen und zerstörte mit ihren verheerenden Stürmen die Blüte griechisch-römischer Kultur. Zunächst erschien das slawische Volk der Karpen (Karpathen!), mit dem sich namentlich die Kaiser Carus, Mark Aurel, Aurelian und Diokletian herumschlagen mußten, die dann die Überwundenen zu Hunderttausenden auf der Balkanhalbinsel ansiedelten. Von den Nachkommen dieser zwangsweise seßhaft gemachten Kolonen gelangten so manche durch ihre Tüchtigkeit im oströmischen Reiche zu den höchsten Würden und Ehrenstellen. Selbst die Kaiser Justin I und Justinian I waren slawischer Abstammung. Aber als die betriebsame Arbeitskraft dieser Barbaren dem Lande schon zu neuer Blüte zu verhelfen schien, verwandelten es nach der blutigen Schlacht von Adrianopel (378) die Westgoten und später noch gründlicher die Hunnen durch verheerende Raubzüge zu einer Wüstenei. Und dann drangen fast alljährlich

wie die Wogen eines anbrandenden Meeres neue slawische Horden aus Siebenbürgen (Dazien) über die Donau und durchzogen mordend und brennend die ganze Halbinsel bis zu den Thermopylen und bis vor die Tore Konstantinopels, wo sie der greise Belisar mühsam zurückschlug. Die Anten und die Slowenen waren ihre bedeutendsten Stämme, und nicht wenige von ihnen scheinen sich gleich dauernd im Lande seßhaft gemacht zu haben. Zeitweise gesellten sich ihnen auch schon Bulgaren bei, und gegen das Ende der Regierungszeit Justinians, der zum Schutze gegen diese fortwährenden Überfälle eine lange Reihe von Kastellen an der Donau und an 600 Burgen im Innern des Landes anlegen ließ, in zahlloser Menge namentlich das furchtbare Steppenvolk der Awaren, das aus den Wüsten am Kaspi stammte und die Weiber der Besiegten als Zugvieh vor seinen Wagen zu verwenden pflegte. Kaiser Mauritius (582—602), der uns ein theoretisches Werk über die Kriegskunst hinterlassen hat, hielt sie durch Tributzahlungen hin und wandte sich dafür mit aller Macht gegen die inzwischen tief nach Hellas hinein vorgedrungenen Slawenstämme. Er errang zwar, während die Slawen das feste Saloniki mit eisernen Sturmböcken und gewaltigen Schleudermaschinen vergeblich bestürmten, Erfolge an der Donau, vermochte diese aber nicht zu behaupten und wurde schließlich von seinen meuternden Truppen unter dem Zenturio Phokas gestürzt. Unter der Regierung dieses grausamen Usurpators wie unter der seines Nachfolgers, des edlen Heraklios, mehrten sich alle diese Bedrängnisse unausgesetzt, und zu den äußeren Feinden kamen auch noch Hunger und Pest, Erdbeben und Überschwemmungen dazu, um das schwer geprüfte Reich bis in seine Grundfesten zu erschüttern. Ja Konstantinopel selbst mußte 626 eine Belagerung erdulden, indem es die Awaren von der Land-, die Slawen in Kähnen von der Seeseite aus angriffen, aber von der übermächtigen byzantinischen Flotte geschlagen wurden. Während es mit den Awaren seitdem rasch bergab ging, nahmen die Slawen infolge neuer Einwanderungen beständig zu und hatten um die Mitte des 7. Jahrhunderts die ganze Halbinsel bis in den Peloponnes hinein besiedelt. Die Hrvati machten sich in Kroatien, die Srbi in Serbien, die Sloweni in Bulgarien heimisch. Das griechische Element wich in die Seestädte und auf die Inseln zurück, aber selbst hier wurde es von den Slawen, die sich teilweise der Seeräuberei gewidmet hatten, aufgesucht und bekämpft. Am hartnäckigsten wurde um Saloniki gerungen, das die Slawen viermal belagerten, ohne es nehmen zu können, obschon sie gleich mit Kind und Kegel angezogen kamen, um sich sofort in der eroberten Stadt häuslich einrichten zu können. Kaiser Justinian II bildete sich aus Slawen ein 30 000 Mann starkes Gardekorps, das aber im Kriege gegen die Araber teilweise zum Feinde überging, worauf er den Rest samt Weibern und Kindern grausam niedermetzeln ließ. Jedenfalls finden wir mit Ausgang des 7. Jahrhunderts die ganze Balkanhalbinsel von Slawen überschwemmt, nur an den Rändern noch Griechen, in unwegsamen Gebirgen noch thrakische Reste, namentlich Bessen in der westlichen Rhodope und die plumpen Sopen an der oberen Struma, während die zähen Rumunen, von den Slawen Wlachen oder Cincaren genannt, zwischen Donau und Karpathen saßen und eine stark latinisierte Sprache hatten.

Die alten Slawen waren hochgewachsene, kräftige, dunkelblonde Menschen von offenem, arglosem Charakter und ausgeprägter Gastlichkeit und stark entwickeltem Familiensinn. Die großen Familien hausten und wirtschafteten in mehreren Generationen gemeinsam mit der eingeheirateten Sippe in einzelnen, sich ständig vergrößernden Gehöften unter Führung und Leitung des alten Familienvaters, der auf Zucht und Ordnung hielt, die Seinen in der Gemeinde vertrat und auch Priesterdienste verrichtete. Mehrere solcher großer Familien in einer bestimmt abgegrenzten Landschaft (Zupa) bildeten eine Gemeinde mit gemeinsamer Zufluchtsburg (Grad). Befestigte Städte gab es ebensowenig wie eigentliche Herrscher; der ausgesprochene Unabhängigkeitssinn der alten Slawen widerstrebte dem. Nur in Kriegszeiten wurden bestimmte Anführer gewählt, aber der Gehorsam gegen ihre Anordnungen ließ viel zu wünschen übrig, und Uneinigkeit war an der Tagesordnung.

Im Ackerbau, der neben der Viehzucht von jeher eifrig betrieben wurde, war die Hirse das bevorzugte Gewächs. Den Göttern opferte man in freier Natur unter Gesang und fröhlichen Trinkgelagen; es waren personifizierte Naturkräfte, untertan dem Obergotte Svarog, der Feuer und Sonne zu Söhnen hatte. Die Seele galt als unsterblich. Fatalisten waren die Slawen nicht, wohl aber äußerst abergläubisch. Der Glaube an die neckischen, nymphenartigen Vilen und an blutsaugende Vampyre (Vlkodlak) ist noch heute weit verbreitet im Balkan. Im Kriege zeigten sich die mit Streitkolben und Giftpfeilen bewehrten Slawen sehr listig und verschlagen, waren Meister in Überfällen und Hinterhalten, versagten aber oft in offener Feldschlacht. Ihre Gefangenen behandelten sie verhältnismäßig milde, gestatteten ihnen Loskauf oder spätere freiwillige Ansiedlung im Lande. Trotz ihrer großen Zahl vermochten die Slawen wegen ihrer ständigen Stammesfehden doch niemals ein mächtiges, festgefügtes Reich zu bilden und wurden daher verhältnismäßig leicht eine Beute fremder Herrenvölker. Das erfuhren die Bulgaren, die 679 die Donau überschritten. Sie waren ein finnisch-uralisches Volk, das sich um Christi Geburt herum an der Wolga (Volgari = Bulgari) seßhaft gemacht hatte. Nachdem ihr mächtigster Herrscher Kurt nach 60jähriger Regierung das Zeitliche gesegnet hatte, teilten sie sich unter seinen Söhnen in fünf Horden. Eine davon gründete das später islamitische Reich Astrachan, das Tamerlan im 14. Jahrhundert zerstörte; die „weißen Bulgaren" erbauten die mächtige Stadt Bulgari, deren Ruinen noch heute südlich Kasan zu sehen sind, und die „schwarzen Bulgaren" rückten in Bessarabien ein und unternahmen von hier aus Plünderungszüge nach der Balkanhalbinsel. Zeitlich ist übrigens die Reihenfolge dieser Ereignisse nicht genügend aufgeklärt. Als die bessarabischen Bulgaren 679 im Kriege gegen den Kaiser Konstantin Pogonotos in mäßiger Kopfzahl über die Donau gingen, war Isperich (Asparuch) ihr Führer, der sich dauernd im heutigen Bulgarien niederließ. Da die Eindringlinge von den dortigen Slawen als Befreier vom byzantinischen Joch angesehen wurden, kam es zu einer raschen, friedlichen und gründlichen Verschmelzung beider Völker, deren Ergebnis entschieden als ein recht glückliches bezeichnet werden muß. Zu der fast einzig dastehenden Raschheit des Verschmelzungsprozesses mag namentlich der Umstand beigetragen haben, daß nach den Forschungen Pogodins ein weiterer Zustrom von Bulgaren fast gänzlich ausblieb, also nur die erste Einwanderung in Betracht kam. Die an Zahl weit stärkeren Slawen gaben dem neuen Mischvolke Sprachen und Sitten, die Bulgaren vererbten ihm fast nur ihren gefürchteten Namen und ihre hervorstechendsten Charakterzüge. Diese wilden und kriegerischen Altbulgaren hatten noch ganz asiatische Sitten. Sie huldigten in ausgedehntem Maße der Vielweiberei, die Frauen gingen verschleiert, die Männer bedeckten den kahl geschorenen Schädel mit einem Turban, beide Geschlechter trugen weite und faltige Beinkleider und ernährten sich überwiegend vom Fleisch rituell geschlachteter Tiere. Die barbarische Justiz kannte Martern und grausame Hinrichtungen, Feigheit wurde besonders hart bestraft. Als Feldzeichen dienten Roßschweife, und der Islam fand vielfach offene Arme. Die Staatsverwaltung war eine durchaus aristokratische, der Fürst oder Khan von einem undurchdringlichen Hofzeremoniell umgeben. Also in Sitten und Anschauungen überall die denkbar größten Gegensätze zu dem demokratischen Slawenvolke, und nun doch diese fast beispiellos schnelle und innige Vermischung! Ganz glatt wird es dabei ja auch nicht abgegangen sein, und namentlich anfangs werden die Slawen lediglich die Rolle leibeigener Ackerbauern gespielt haben, woraus sich dann die ihrer Frauen von selbst ergibt. Aber die Fruchtbarkeit und Zähigkeit der Slawen besiegten die Herrennatur der Eroberer.

Auch der so verwickelte, widerspruchsvolle und oftmals schwer verständliche Nationalcharakter der heutigen Bulgaren läßt sich am besten erklären, wenn man ihn in seinen ersten Anlagen auf diese Mischung zurückführt. Die sympathischste Eigenschaft des Slawen, seine ausgedehnte Gastfreundschaft, findet sich in Bulgarien nur in sehr gedämpftem Maße, denn der Bulgare ist vor allem sparsam, oft

bis zum Geiz. Dafür ist aber auch der Leichtsinn des Südslawen in Unternehmungslust gewandelt, die allerdings während der langen Türkenherrschaft zur Passivität erstarrte, seine Großsprecherei zu stolzem Selbstbewußtsein. Der Bulgare hat viel Sinn für Häuslichkeit und Familie, ist überall da, wo er noch nicht von moderner „Zivilisation" angekränkelt wurde, von großer Sittenstrenge, und die Frau nimmt eine geachtete Stellung ein. Wie alle Slawen ist er sprachbegabt, von natürlicher Intelligenz und durch ein überraschend leichtes und schnelles Auffassungsvermögen ausgezeichnet. Er besitzt die Zähigkeit, Verschlagenheit, Schlauheit und gesunde Anschauungsweise des echten Bauern und ist bis heute im innersten Kern seines Wesens ein Bauer geblieben, so aristokratisch sich auch z. B. die Offiziere gebärden und so rasch sich auch selbst der Mann aus dem Volke westlichen Schliff anzueignen versteht. Eine Adelskaste in unserem Sinne gibt es heute in Bulgarien nicht mehr, obschon ein neuer Beamtenadel sich herauszubilden im Begriffe ist. Im Mittelalter bildeten allerdings die Boljaren als Großgrundbesitzer eine bevorzugte Kaste und waren namentlich zur byzantinischen Zeit durch eine tiefe Kluft vom Volke getrennt, aber eine Feudalherrschaft nach westeuropäischen Begriffen hat trotzdem niemals bestanden. Die Denkart des eigentlichen Volkes war und ist eine durch und durch demokratische, womit aber nicht gesagt sein soll, daß es nicht an höfischem Gepränge Vergnügen empfände, oder daß nicht der einzelne für Auszeichnungen jeder Art überaus empfänglich wäre. Dafür sorgt schon der glühende Ehrgeiz, der alle begabteren Männer in dem jungen, aufstrebenden Staatswesen verzehrt, wenn er auch gern verheimlicht wird. Der Bulgare ist mäßig und nüchtern und sieht als Wirklichkeitsmensch die Dinge so, wie sie sind, und nicht so, wie sie sein sollten oder sein könnten. Seine kühl erwägende, von aller Sentimentalität himmelweit entfernte Art macht ihn zu einem ausgezeichneten Realpolitiker und bürgt dafür, daß er sich in unserer materiellen Zeit seinen Platz an der Sonne erkämpfen wird. Alle seine Pläne verfolgt der Bulgare mit zäher Entschlossenheit und großer äußerlicher Ruhe, die fast zum Phlegma werden kann, unter der aber doch aufbrausende Kraft, Feuer und Leidenschaft verborgen liegen und zeitweise auch hervorbrechen, dann aber bis zu barbarischer Wildheit gesteigert werden können. Im gewöhnlichen Verkehr zeigt sich der bulgarische Bauer dagegen friedfertig und gutmütig, wie das ja bei den slawischen Völkern die Regel ist. Seine Arbeitskraft ist unverwüstlich, seine Bedürfnislosigkeit erstaunlich groß. Verklärt wird dieses Charakterbild noch durch rückhaltlos hingebende Vaterlandsliebe, der kein Opfer zu groß, keine Anstrengung zu schwer ist. Aber wo viel Licht ist, da ist bekanntlich auch viel Schatten. Weitgehende Verschlossenheit und ein grenzenloses Mißtrauen sind wenig sympathische Charaktereigenschaften des Bulgaren, ja selbst hinterlistige Heimtücke ist ihm nicht fremd. Von der lebensfrohen Genußfreudigkeit und der harmlosen Lustigkeit anderer Südslawen weiß er wenig, und auch seine Lieder sind der wehmütig-süßen Steppenmelancholie ziemlich bar und atmen mehr den ruhigen Ernst des nüchternen Beobachters als den idealen Schwung der Volksdichtung. Wohl tanzen auch in den bulgarischen Dörfern Burschen und Mädchen zum Klang von Dudelsackpfeife und Hirtenflöte um den uralten Nußbaum herum gern den nationalen Ringeltanz, den Choró, und beim glühenden Abendsonnenschein wirkt dies Bild wegen der vielen bunten Trachten, des reichen Blumen- und Silberschmucks in den langen Mädchenzöpfen prächtig genug, aber es fehlt diesem langsamen, gemessenen Schreiten jedes Feuer, jede Glut und jede sinnliche Leidenschaft. Gesang, der in manchen Gegenden von einer Art primitiven Geige (cigúlka) oder von dem zart-einförmigen Geklimper einer kleinen Guitarre (bulgarina) begleitet wird, liebt auch der Bulgare. Meist sind es langgedehnte, traurige, etwas näselnd vorgetragene Chorlieder, in denen die alten Helden, Türkenkämpfer und Heiducken, verherrlicht werden. Die bulgarischen Truppen singen nach Art der russischen auf dem Marsche fast unausgesetzt. In der Wahl seiner Mittel ist der Bulgare nicht eben wählerisch, wenn sie nur zum Ziele führen. Seine zweifellos

häßlichste Eigenschaft aber ist seine krasse, nicht selten geradezu widerwärtig und abstoßend wirkende Undankbarkeit, die sowohl im politischen wie im privaten Leben nur zu sehr hervortritt. Mag man dem zähen und tatkräftigen Ringen des jungen Bulgarien nach Freiheit von jeglicher Bevormundung noch so viel Verständnis entgegenbringen, mag man die zahllosen Mißgriffe Rußlands in seiner bulgarischen Politik noch so entschieden verurteilen, Tatsache bleibt doch, daß Rußland von jeher der einzige Staat war, der wirklich etwas für die Freiheit der „südslawischen Brüder" getan und sich auch nicht gescheut hat, zur Erreichung dieses Zieles einen langen, blutigen und kostspieligen Krieg zu führen, daß es also wohl auf eine gewisse Dankbarkeit hätte rechnen dürfen. Zeugen bulgarischer „Dankbarkeit" sind auch der so schmachvoll entthronte Alexander, sind die grausam abgesäbelten Hände Stambulows,*) die das Staatsschiff so kraftvoll und so sicher durch die ärgsten Wirrnisse hindurchgesteuert, die so rastlos und so unendlich viel für das heißgeliebte Vaterland gearbeitet hatten; Zeugen sind die zahlreichen Ausländer, die man unter den glänzendsten Versprechungen nach Bulgarien gelockt hatte, und die man dann unter schnöder Verletzung der Verträge mit einem tüchtigen Tritt wieder hinausbeförderte, sobald man genug von ihnen gelernt hatte oder vielmehr gelernt zu haben glaubte, denn in dieser Beziehung haben den Bulgaren Eigendünkel und Selbstüberhebung doch schon manchen bösen Streich gespielt. Selbst der Thron des um das Land in mehr als einer Beziehung so hochverdienten Czaren Ferdinand kam ernstlich ins Schwanken, als er in weiser Vorausberechnung des richtigen Zeitpunktes dem zum Kriege gegen die Türkei drängenden Volkswillen nicht sofort nachgeben wollte. Gerechterweise muß man bei alledem jedoch berücksichtigen, daß die Weltgeschichte dem Bulgarenvolk von jeher die denkbar schlechtesten Schulmeister gegeben hat. Die ihnen ursprünglich fremde Strafe des Augenausstechens und andere Grausamkeiten lernten die Bulgaren von den in solchen Dingen Hervorragendes leistenden Byzantinern, und die tückische Verstellungskunst hat ihnen die türkische Versklavung beigebracht, denn List ist die Waffe der Schwachen. So hat der Bulgare der Gegenwart seine schlimmsten Charakterfehler seinen ehemaligen Herren zu verdanken. Der bulgarische Nationalcharakter ist also zwar ein sehr tüchtiger, aber durchaus nicht frei von argen Schlacken, und es wird ernstester Selbstzucht bedürfen, um diese „Preußen des Balkan" zu einem wirklichen Kulturvolk zu machen. Das Zeug dazu haben sie aber, wenn sie auch einstweilen noch etwas barbarisch angehaucht sind. Daran ändern auch die hohen Lackstiefel der Offiziere und die eleganten Pariser Damentoiletten nichts, die man in den öffentlichen Gärten Sofias so häufig sieht. Die bulgarische Intelligenz holt sich heutzutage höhere Bildung mit Vorliebe im europäischen Westen, während das früher bevorzugte Rußland in dieser Beziehung jetzt stark in den Hintergrund getreten ist. Sie ist schon ein wenig verweichlicht, während das Landvolk sich einer beneidenswerten Gesundheit und Langlebigkeit erfreut, wozu der Genuß des Yoghurt nicht wenig beitragen soll. Gopčevič erwähnt, daß er einmal in einem Bauernhause sechs lebende Generationen zählte. Daß die Rasse in Bulgarien weniger rein erscheint als in Serbien oder gar Montenegro ist auf Rechnung der Blutmischung zu setzen, der Bulgarien in höherem Maße preisgegeben war. Die Sprache hat slawischen Charakter, aber doch mancherlei Eigentümlichkeiten (so Ersatz der Deklination durch den Artikel); sie bedient sich der cyrillischen Buchstaben,

*) Der Russe Pogodin, der in der Neuzeit die anerkannt beste Geschichte Bulgariens (in russischer Sprache) geschrieben hat, ist anderer Meinung. Er stellt Alexander lediglich als leichtsinnigen Schwerenöter und unwissenden preußischen Gardeoffizier hin und Stambulow als einen rohen, aller höheren Einsicht baren Patron, die beide ihr Schicksal redlich verdient hätten. Ich vermag mich dieser Ansicht jedoch nicht anzuschließen, meine vielmehr, daß hier bei Pogodin, der sich sonst einer löblichen Unparteilichkeit befleißigt, die einseitig russische Auffassung und der begreifliche Ärger über diese beiden scharfen Russenfeinde mit der geschichtlichen Wahrheit durchgegangen ist. Das Richtige dürfte man treffen, wenn man sagt, daß sowohl Alexander wie Stambulow nicht ohne eigene Schuld fielen. Das ändert aber nichts an der krassen Undankbarkeit der modernen Bulgaren gegen diese beiden, um ihr Vaterland zweifellos hochverdienten Männer.

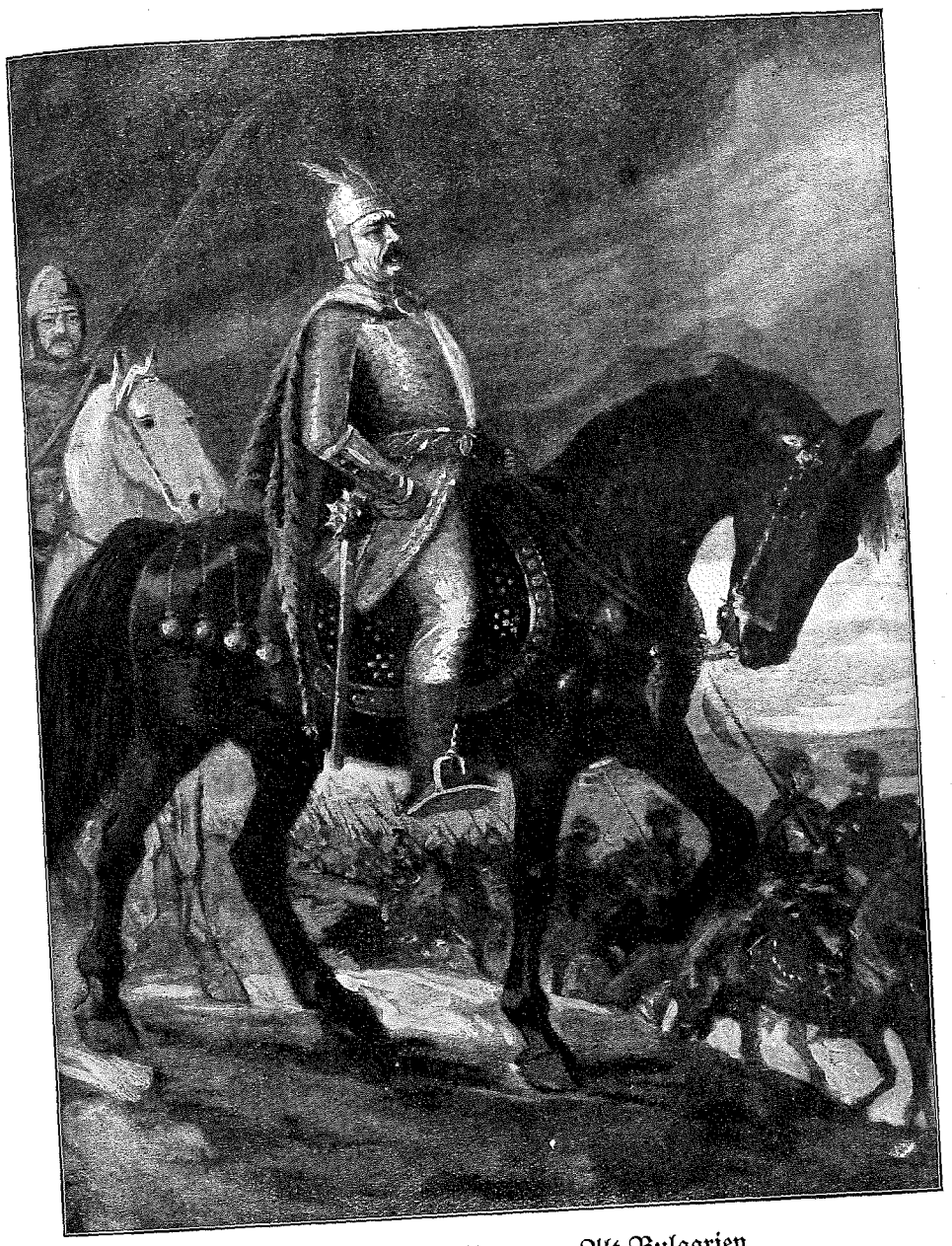
die aber nicht vollständig mit denen des russischen Alphabetes übereinstimmen. Der körperliche Typus ist ein wenig einheitlicher, auch die Tracht in den verschiedenen Landesteilen sehr abweichend. Schöne Männer, denen auch noch eine gewisse natürliche Ritterlichkeit zustatten kommt, sieht man häufig, die Frauen jedoch stehen an Schönheit und Anmut den Montenegrinerinnen und Serbinnen im allgemeinen nach. Aber ihre farbenreichen, selbstgefertigten Nationaltrachten mit den teppichartigen, reich gestickten Schürzen sind sehr schön. Für die Männer ist die Schaffellmütze, der Kalpak, charakteristisch. Die Kirche spielt eine gewaltige Rolle im Volksleben, obschon man sich in der Regel auf gedankenloses Ausführen der vorgeschriebenen Zeremonien beschränkt. Daneben haben sich noch vielfach Reste des alten Heidentums erhalten und geben sich in Geister-, Zauber- und Hexenglauben kund.

Doch nun zurück zu den ersten Bulgarenhorden unter Khan Isperich! Er hatte sich in Preslav (heute Eski-Stambul) eine stolze Hauptstadt geschaffen (nach Pogodin in Pliska, nördlich von Schumna) und fiel im Kampfe gegen Byzanz, das er zur Tributzahlung zwang, zweimal verheerend in Thrakien ein. Das nun folgende Zeitalter heidnisch-bulgarischer Geschichte wird gekennzeichnet durch eine rasche Ausbreitung der bulgarischen Macht und durch fast unausgesetzte, greuelvolle Kämpfe gegen das byzantinische Kaiserreich. Dieses befolgte dabei regelmäßig den Feldzugsplan, durch eine die Küstenstädte niederkämpfende und dann in die Donaumündungen einfahrende Flotte von Norden und gleichzeitig durch ein gegen die Balkanpässe vorgehendes Heer von Süden anzugreifen und so die Bulgaren zwischen zwei Feuer zu nehmen. Isperichs Nachfolger Tervel (700 bis 720) nahm den aus Byzanz vertriebenen und auf einem Kahne in die Donaumündung geflüchteten Kaiser Justinian II gastfreundlich auf und verhalf ihm zur Rückeroberung seines Thrones, wurde dann aber von dem undankbaren Byzantiner selbst mit Krieg überzogen. Doch blieb den Bulgaren das Kriegsglück in der blutigen Schlacht von Anchialos treu. Tervel schloß schließlich mit Byzanz einen vorteilhaften Grenz- und Handelsvertrag, aber nach seinem Tode brachen innere Wirren aus, die den Kaiser Konstantin V Kopronymos, den grausamen Todfeind des Mönchswesens, zur Wiederaufnahme des Kampfes ermutigten. Nicht weniger als achtmal fiel dieser tatkräftige Herrscher mit gewaffneter Hand in Bulgarien ein, erlitt zwar 759 durch Kormisos in den Engpässen zwischen Varna und Mesembria eine schwere Niederlage, siegte aber 763 bei Anchialos über den verwegenen Telec, der dafür von den aufgebrachten Bulgaren selbst erschlagen wurde. Auch Khan Toktu kämpfte unglücklich und fand mit vielen seiner Großen (Boljaren) den Schlachtentod, aber andrerseits wurde die byzantinische Flotte bei Mesembria durch einen furchtbaren Sturm zerstört. Unter dem umsichtigen Khan Cerig (Telerig) kam es 775 zu einer blutigen Bartholomäusnacht, da die Bulgaren über den fortwährenden Wortbruch und Verrat der treulosen Griechen maßlos erbittert waren. Kaiser Konstantin V starb aus Gram hierüber, aber auch Cerig mußte zwei Jahre später vor seinen aufsässigen Untertanen nach Byzanz flüchten, wo er eine kaiserliche Prinzessin heiratete und zum Christentum übertrat. Unter Khan Kardam gestaltete sich der langwierige Krieg für die Bulgaren günstiger.

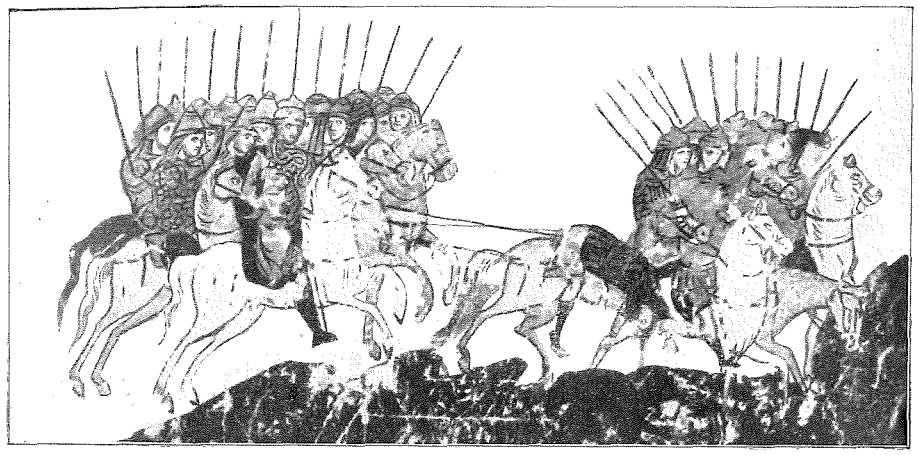
Im Jahre 802 bestieg mit dem „grausen Krum" ein gewaltiger Herrscher und unermüdlicher Kriegsmann den bulgarischen Thron und verhalf dem Lande zu einem glänzenden Aufschwung. Er unternahm siegreiche Feldzüge auch gegen Westen, wo die Franken das Awarenreich zerstört hatten, und eroberte einen großen Teil Ungarns, so daß sich sein Reich schließlich von der Theiß bis zur Tschataldschalinie erstreckte. Denn auch die Byzantiner brachte Krum bald in die äußerste Bedrängnis. 809 nahm er nach einem fürchterlichen Blutbad Sofia und schloß den zwei Jahre später nach umfangreichen Rüstungen mit einem großen Heere racheschnaubend und siegesgewiß heranrückenden Kaiser Nikephoros, der bereits Preslav verwüstet hatte, in den Balkanpässen mit großer Kriegskunst vollständig ein. In der grauenvollen Schlacht, die nun anhob, wurde das kaiserliche Heer bis auf den letzten Mann vernichtet. Der abgeschlagene Kopf

des unglücklichen Kaisers, der seinem hochtönenden Namen („Siegbringer") so wenig entsprochen hatte, wurde dann auf einer Lanzenspitze im bulgarischen Lager herumgetragen. Krum, der es auch liebte, den ihm so gewogenen Kriegsgöttern umfangreiche Menschenopfer zu bringen, ließ sich den Schädel des überwundenen in Silber fassen und trank daraus bei üppigen Zechgelagen seinen übermütigen Boljaren zu. 812 wurde Mesembria erobert und daselbst ungeheure Kriegsbeute gemacht. Der neue Kaiser Michael Rhangabe wurde 813 bei Adrianopel ebenfalls bis zur Vernichtung geschlagen und auch diese Stadt im nächsten Jahre genommen. Byzanz selbst wurde berannt, doch konnte es Krum aus Mangel an großen Belagerungsmaschinen nicht einnehmen, verwüstete aber aus Rache für einen verräterischerweise gegen ihn verübten Mordanschlag die ganze Umgegend auf das greulichste und schleppte viele Zehntausende von Menschen in die Sklaverei, darunter auch den späteren Kaiser Basilios. Da sich unter diesen Gefangenen zahlreiche Christen befanden, gewann das Christentum von jetzt ab mehr und mehr Eingang in Bulgarien. Zur endgültigen Eroberung Konstantinopels rüstete Krum ein ungeheures Heer aus, fegte wie flammenzüngiger Föhn durch die kalten Balkanschluchten und rückte unwiderstehlich gegen Byzanz an, erlag aber am 13. April 815 plötzlich einem Gehirnschlage. Auch als Gesetzgeber lebt der „grause Krum" im Munde des Volkes fort, das er vor Entsittlichung und Verweichlichung durch byzantinische Einflüsse zu bewahren suchte. Er soll sogar geboten haben, die Weinreben zu vernichten, um sein Volk nüchtern und stark zu erhalten. Diebstahl und Verleumdung bestrafte er als byzantinische Laster hart, wollte dagegen Verbrechen wie Totschlag nur fallweise und individuell beurteilt wissen. Sein (nicht unmittelbarer) Nachfolger Omortag gab alle Pläne gegen Byzanz auf, schloß einen 30jährigen Waffenstillstand ab und half sogar dem Kaiser Michael II bei der Niederwerfung von Empörungen. Dafür wurde er im Westen in Streitigkeiten mit den Franken verwickelt und mußte einen Teil der ungarischen Eroberungen aufgeben. Das Christentum suchte er durch strenge Maßregeln und blutige Verfolgungen zu unterdrücken, schuf aber damit nur Märtyrer und Proselyten.

Unter seinen Nachfolgern ist Michael Boris (852—888) wichtig, weniger wegen hervorragender und tüchtiger Eigenschaften, als deshalb, weil er das Christentum behördlich in Bulgarien einführte und zur herrschenden Staatsreligion machte. Diese bedeutsame Tatsache ist eng verknüpft mit den Namen zweier aus Saloniki gebürtiger und wahrscheinlich einer slawischen Familie entstammenden Brüder, Konstantin (als Mönch nahm er später den Namen Cyrill an) und Methodius. Jener war ein stiller Gelehrter und großer Sprachenkenner, dieser ein feiner Weltmann. Beide waren in früher Jugend voneinander getrennt worden, hatten sich dann aber im Olympkloster wieder zusammengefunden und gemeinsam mit bestem Erfolge den bis dahin heidnischen Mährern das Christentum gepredigt. Fürst Boris sah zunächst aus rein politischen Gründen ein, daß seine Dynastie unter lauter christlichen Nachbarn nirgends Anschluß finde, daß sie auch im Lande selbst einen immer schwereren Stand bekomme, da das Christentum trotz aller vorausgegangenen Verfolgungen unter dem Volke immer zahlreichere Anhänger gewann. Er gab deshalb 864 dem Kaiser Michael III den Wunsch zu erkennen, sich samt seinem Volke taufen zu lassen. Der darob freudig überraschte Kaiser stand selbst Pate und übertrug seinen eigenen Namen auf den fürstlichen Täufling. Dieser hatte zu dem feierlichen Akte auch alle seine Boljaren berufen, aber unter diesen waren noch viele starrköpfige Heiden, die den Übertritt verweigerten. Boris, der neugebackene Christ, machte darauf kurzen Prozeß und ließ sie samt ihren Angehörigen hinrichten. Einige der vornehmsten Bulgarengeschlechter sind damals durch diese allen „christlichen" Begriffen hohnsprechende Gewalttat ausgerottet worden. Immerhin werden auch politische Beweggründe dabei mitgespielt haben, da Boris sich mehr auf die Slawen stützte und sich deshalb der noch fast reinblütig bulgarischen Boljaren zu entledigen suchte.



Krum, der Großkhan von Alt-Bulgarien
bei seinem Siege über Kaiser Michael von Byzanz zu Versoniera bei Adrianopel im Jahre 813 n. Chr.
(Nach einem Gemälde von B. Antonoff.)



Byzantinische Kavallerie schlägt die Bulgaren in die Flucht.
(Nach einer alten Handschrift.)

Bulgaren auf der Flucht vor den Russen (10. Jahrh.).
Aus einer slavonischen Handschrift der vatikanischen Bibliothek. Nach Schlumberger, „Un empereur byzantin au dixième siècle“ und Helmolt.

Lange schwankte dann Boris, der seiner Dynastie und seinem Lande auch in kirchlicher Beziehung größtmögliche Selbständigkeit sichern wollte, zwischen Rom und Byzanz hin und her. Diese Zeit der Glaubensunsicherheit lud Sektierer aller Art förmlich ein, für ihre Ideen Anhänger zu werben. Ganze Scharen von armenischen, syrischen, paulizianischen und selbst jüdischen Wanderpredigern und Glaubensaposteln zogen wie Heuschreckenschwärme in dem bedauernswerten Lande herum und richteten in den Köpfen des armen Volkes eine heillose Verwirrung an. Zunächst überwarf sich Boris wieder mit Byzanz und schickte eine Gesandtschaft nach Rom, die dem Papst 106 Fragen vorlegen mußte. Die meisten davon waren freilich rein äußerlicher Art; so wurde naiverweise angefragt, ob die Bulgaren auch nach dem Übertritt zur römischen Kirche Hosen tragen dürften. Der wichtigste Punkt war der, ob Bulgarien einen eigenen Patriarchen erhalten würde. Das sonst so kluge Rom benahm sich diesmal merkwürdig ungeschickt, bald starrköpfig, bald lässig. Papst Nikolaus I. antwortete in der Patriarchenfrage ausweichend und schickte zunächst nur Bischöfe und einen Haufen Geistliche nach Bulgarien, die die slawische Liturgie durch die lateinische ersetzten. Aber über die Persönlichkeit des zu ernennenden Erzbischofs konnten sich Papst und Fürst nicht einigen, und darüber kam es zum Bruche. Die römischen Geistlichen zogen wieder ab, der von Byzanz entsendete Erzbischof Josef wurde mit offenen Armen aufgenommen, die slawischen Kirchenbücher wieder aus verstaubten Winkeln hervorgesucht. Inzwischen hatten Cyrill und Methodius aus Mähren weichen müssen und bei dem Slawenfürsten Kocel von Plattensee eine neue Wirkungsstätte gefunden. Aber nach ihrem Tode ging es ihren zahlreichen Schülern schlecht, und diese wanderten deshalb nach der Balkanhalbinsel aus, wo sie im Geiste ihrer Lehrer wirkten. Das wertvollste Geschenk, das Cyrill dem Slawentum hinterlassen hatte, war eine seiner Sprache angepaßte, nach dem Erfinder benannte Schrift. Mit dem Erscheinen des Erzbischofs Josef, dem bei gelegentlichen Besuchen in Byzanz der erste Platz nächst dem Patriarchen eingeräumt wurde, begann ein besseres Verhältnis zwischen Bulgaren und Griechen Platz zu greifen. Boris, der von jetzt an seine Lebensaufgabe nur noch in der Befestigung und Verbreitung des orthodoxen Christentums auf der Balkanhalbinsel sah, schickte sogar seinen zweiten Sohn Simeon zur Erziehung nach Konstantinopel. In seinen äußeren Unternehmungen war Fürst Boris wenig glücklich. Seine Feldzüge gegen Griechen, Kroaten, Serben und Franken liefen ziemlich sang- und klanglos aus. Mit dem Frankenherrscher Ludwig dem Deutschen schloß er ein Bündnis und unterstützte ihn bei Bekämpfung seines aufsässigen Bruders Karlmann, nachdem er ihn früher im Verein mit Rastislav von Mähren bekriegt hatte. Im Jahre 888 legte Boris freiwillig die Regierung nieder und zog sich in ein Kloster zurück, wo er 906 nach einem beschaulichen Lebensabend hochbetagt die Augen schloß. In der Zwischenzeit war er aber doch noch einmal an die Öffentlichkeit getreten. Sein ältester Sohn Wladimir nämlich neigte dem Heidentum zu und begann das Christentum von neuem zu unterdrücken, brachte auch das Land durch seine wüsten Ausschreitungen an den Rand des Verderbens. Da erschien plötzlich der alte Boris aus dem Kloster, stieß Wladimir mit Gewalt wieder vom Throne und vermachte diesen seinem zweiten Sohne Simeon. Leider schändete Boris diese verdienstvolle Tat dadurch, daß er dem eigenen Erstgeborenen zur Strafe die Augen ausstechen ließ. „Dies hinderte“, schreibt Gopčevič, „natürlich nicht seine Heiligsprechung ... er ist übrigens nicht der einzige wunderliche Heilige.“

zu viel Wert auf eine „Größe nach Quadratmeilen" gelegt und darüber die Festigung des inneren Gefüges versäumt. Nur so ist der rasche Zusammenbruch der von ihm geschaffenen Großmacht unter seinen Nachfolgern zu erklären. Da er seinen einzigen Sohn aus erster Ehe, Michael, ins Kloster gesteckt hatte, folgte ihm Peter (927—968), der Erstgeborene aus der zweiten Ehe mit einer Schwester des Boljaren Sursubul.

Leider war Czar Peter seinem großen Vater so unähnlich wie nur möglich, und das große Reich brach unter seinen schwachen Händen rasch zusammen. Von den hervorragenden staatsmännischen und kriegerischen Eigenschaften Simeons hatte er keinen Deut geerbt, liebte den Geruch der Heiligkeit mehr als das Schlachtengewühl, einsames Grübeln mehr als das Beratungszimmer, und endlose Mönchszänkereien fesselten ihn in weit höherem Maße als das Wohl des ihm anvertrauten Staates. Sein ganzes Sinnen und Trachten lief darauf hinaus, dereinst heilig gesprochen zu werden. Das hat er glücklich erreicht, konnte dafür aber auch am Ende seiner mehr als 40jährigen Regierung das Bewußtsein mit ins Grab nehmen, das bulgarische Reich an den Rand des Unterganges gebracht zu haben. Die unter Simeon von aufgeklärten Geistern zu so hoher Blüte gebrachte Literatur geriet unter ihm rasch in unaufhaltsamen Verfall und wurde zum Monopol weltfremder Einsiedler, die sich auf theologische Spitzfindigkeiten beschränkten. Unter einem solchen Herrscher mußte das schädliche Sektenwesen üppig wieder in die Halme schießen, und das geschah denn auch in ausgiebigstem Maße. Joannes von Ryl, der spätere Schutzpatron Bulgariens, war der hervorragendste unter den düsteren Einsiedlern, die überall in den entlegenen Waldwinkeln des Gebirges strenge Selbstkasteiung übten. Den Umgang solcher Geister suchte Peter mehr als den seiner Staatsmänner und Feldherrn, und im Gründen reich ausgestatteter Klöster konnte er sich gar nicht genug tun. Der Pope Bogomil suchte die Lehre der Paulizianer zu reformieren und wurde so zum Stifter der staatsgefährlichen Bogumilenlehre, die fünf Jahrhunderte lang die ganze Balkanhalbinsel unterwühlt und die Geschicke ihrer Völker auf das unheilvollste beeinflußt, auch in Westeuropa in den Lehren der Albigenser und Waldenser verhängnisvollen Widerklang gefunden hat. Ein feuriger Widersacher entstand den Bogumilen Bulgariens in dem Presbyter Kosmas, der ihre Heuchelei und Hoffart unbarmherzig geißelt und z. B. von ihrer vielgerühmten Mäßigkeit sagt „aber eingeladen essen und trinken sie wie Elefanten". Trotzdem gewann die Bogumilenlehre in dieser für religiöse Streitfragen so empfänglichen Zeit und unter einem vielfach noch mit Überbleibseln des Heidentums belasteten Volke unheimlich rasch an Boden. Sie stellt sich dar als ein bis in die äußersten Schlußfolgerungen durchgebildeter Dualismus mit einem guten und einem bösen Weltgeist. In mancher Beziehung erinnern die Bogumilen auch an die heutige Heilsarmee. „Der bogomilischen Theologie", sagt Jireček, „lag die Ansicht zugrunde, daß es zwei Prinzipe gäbe, ein gutes und ein böses. Die gute und die böse Gottheit sind sich an Macht und Alter gleich. Die gute Gottheit ist ein vollendetes dreieiniges Wesen, von dem nichts Unvollendetes und Zeitliches ausgegangen ist; sie ist die Schöpferin der himmlischen, der unsichtbaren und vollkommenen Welt. Die böse Gottheit, auch Satan oder Teufel genannt, schuf alles Sichtbare und Körperhafte, somit das Weltall mit allem Lebendigen und Leblosen. Der Satan war den Bogumilen also der Schöpfer der Welt. Die Erde, sein Werk, war nach ihrer Ansicht zum Untergange bestimmt." Überall macht sich der Widerspruch zwischen Körper und Geist, zwischen Zeit und Ewigkeit geltend, und nur im Menschen sind diese Gegensätze vereint. Denn Satan schuf zwar Adam und Eva, aber Gott hauchte dem ersten Menschenpaare den belebenden Geist ein. Satan zeugte mit der Eva den Kain, Adam den Abel. Satan verschuldete den Sündenfall, die Sintflut, den Turmbau zu Babel usw. Das Ergebnis der Erlösung durch Christus ist die Befreiung der Seelen nach dem Tode. Das Alte Testament erkannten die Bogumilen nicht an, fügten aber dafür dem Neuen eine Reihe mehr oder minder unsinniger Apokryphen bei. Die Messe verwarfen, das Kreuz lästerten, die Bilder verabscheuten sie. Wo

sie sich in der Minderzahl wußten, duckten sie sich unter das Kirchenregiment; wo sie aber die Oberhand erlangt hatten, „verhöhnten sie die orthodoxen Bischöfe, nannten die Popen Nattern und die Mönche Füchse, sich selbst aber bezeichneten sie als das himmlische Leben, als das Salz der Erde, als das Licht der Welt, als die Lilien des Feldes, als die Heiligen ohne Makel und Sünde." Nur Erwachsene konnten in ihre Gemeinschaft aufgenommen werden, und zwar geschah dies nicht durch die Taufe mit Wasser, sondern durch die Auflegung des Evangeliums Johannis. Von kirchlicher Hierarchie wollten die Bogumilen nichts wissen; vielmehr konnte jeder „Vollkommene", gleichviel welchen Geschlechts, nach Belieben predigen, und zwar geschah dies nach altheidnischer Sitte mit Vorliebe in Hainen und auf Bergen, während die christlichen Kirchen als Sitze böser Geister galten. Obwohl die gewöhnlichen Bogumilen auf der Balkanhalbinsel bald nach Millionen zählten, ging die Zahl der „Vollkommenen" doch nie über einige tausend hinaus, denn die Aufnahme in diesen höheren Grad war schwierig, verlieh zwar großes Ansehen, forderte aber auch strenge Sittlichkeit, viel Selbstzucht und Verzicht auf alle irdischen Freuden. Die in grobe schwarze Bußgewänder gehüllten, mit einem Strick umgürteten „vollkommenen" Bogumilen mußten ehelos bleiben, durften weder Fleisch noch geistige Getränke zu sich nehmen, weder Tiere (mit Ausnahme der Schlangen) noch Menschen töten, also auch nicht in den Krieg ziehen, an keinen Festlichkeiten teilnehmen, nicht in Aufregung geraten, nicht unnütz sprechen, nur das zum Lebensunterhalt Notwendigste erwerben. Diese düstere Bogumilenlehre fraß sich tief in das Bewußtsein des Volkes ein und schied es in zwei religiöse Parteien, die sich gegenseitig haßten und verabscheuten. Neuere Forscher wie Pogodin kommen übrigens zu dem Schlusse, daß die Bogumilen besser gewesen seien, als die Überlieferungen ihrer Feinde uns dies glauben machen wollen, und daß sie durch ihren wenigstens im Anfang sittenstrengen Lebenswandel in gutem Sinne erzieherisch auf das Volk eingewirkt hätten.

Politisch war Czar Peter ein willenloser Spielball der Parteien, in seinen jüngeren Jahren ein blindes Werkzeug seines ehrgeizigen Onkels und Vormunds Sursubul. Mit Byzanz vertrug er sich nach anfänglichen Streitigkeiten gut, suchte die freundschaftlichen Beziehungen durch gegenseitige Heiraten zu befestigen, führte selbst eine Enkelin des Kaisers Roman, der vor Simeon im Staub gelegen hatte, als Gattin heim und schickte seine Söhne Boris und Roman zur Erziehung nach Konstantinopel. Aber im Inneren des Reiches brachen bald gefährliche Unruhen aus. Die alten Kampfgenossen Simeons waren von dem schlaffen Kuttenregiment wenig erbaut und scharten sich um Peters jüngeren Bruder Joannes, der aber von Sursubul besiegt und an Kaiser Roman ausgeliefert wurde. Dieser behandelte ihn indessen gut und hielt ihn in Byzanz zum gelegentlichen Ausspielen gegen Peter bereit. Dessen benachteiligter Stiefbruder Michael entwich aus dem Kloster und erregte einen neuen Aufruhr, fiel aber schon im ersten Treffen. Erfolgreicher war ein späterer Aufstand des in der Burg Trnovo am Fuße des Balkan hausenden Boljaren Šišman, der sich wenigstens in Makedonien und Albanien behauptete und so als Czar Šišman I ein besonderes westbulgarisches Reich gründete. Das dem Czaren Peter allein verbleibende Ostbulgarien, das schon durch die alle Leidenschaften des Volkes aufwühlenden theologischen Streitigkeiten arg zerrüttet war, wurde durch wiederholte Plünderungszüge der Petschenegen und Magyaren noch mehr geschwächt. Ferner schüttelten die Serben unter Führung ihres aus der bulgarischen Gefangenschaft entwichenen Fürsten Ceslav das bulgarische Joch ab. Während so die bulgarische Macht durch innere Fäulnis mehr und mehr zerfiel, gelangte in Byzanz mit Nikephoros Phokas der erste einer Reihe tatkräftiger und kriegstüchtiger Kaiser zur Herrschaft, die sich das alsbald zunutze zu machen wußten. Als die bulgarischen Gesandten 965 den seit den Siegen Simeons üblichen Tribut abholen wollten, wurden sie mit Schimpf und Schande heimgeschickt und vorher gründlich durchgeprügelt. Der Kaiser rückte auch mit einem Heere über die Grenze und eroberte einige feste Plätze, ging aber

doch gegen diesen einst so gefürchteten Feind nur behutsam, gewissermaßen tastend vor und getraute sich nicht recht in die berüchtigten Balkanpässe hinein, forderte vielmehr den abenteuerlustigen russischen Großfürsten Svjatoslav auf, die Kastanien für ihn aus dem Feuer zu holen und einen Kriegszug nach Bulgarien zu unternehmen. Svjatoslav ließ sich das nicht zweimal sagen, ging mit kaum 10 000 Mann über die Donau und erstürmte gleich im ersten Anlaufe das wichtige Drster, das heutige Silistria. Doch erschrak Nikephoros alsbald selbst über die Furchtbarkeit dieser unbändigen Bundesgenossen und beeilte sich deshalb, mit Czar Peter zu einem friedlichen Vertrag zu kommen, der durch abermalige Wechselheiraten bekräftigt wurde. Peter starb 969, und sein Sohn Boris II bestieg den Thron, behauptete ihn auch gegen David, den Sohn Šišmans, der Ostbulgarien seinem Reiche einverleiben wollte. Die Russen waren inzwischen abgezogen, um ihre von den Petschenegen belagerte Hauptstadt Kiew zu entsetzen. Aber Svjatoslav hatte es in dem reichen Bulgarien besser behagt als in den öden Steppen seiner Heimat, und er kehrte deshalb schon 969 wieder zurück, drang nach erbitterten Kämpfen über den Balkan vor, eroberte Preslav samt allen seinen Schätzen und nahm den Czaren Boris selbst gefangen. Während sein Unterfeldherr, der alte Sveˆnald als Wächter in Preslav zurückblieb, rückte Svjatoslav mit dem Hauptheere unaufhaltsam weiter vor, nahm nach entsetzlichem Gemetzel Plovdiv und überschritt auch die griechische Grenze. In Konstantinopel, wo nach der Ermordung des Nikephoros, der sich durch unerschwingliche Steuern verhaßt gemacht hatte, der kriegerische Armenier Joannes Tzimiskes zur Herrschaft gelangt war, machte sich ob dieser Hiobsposten große Bestürzung geltend. Da der herrische Russe Friedensunterhändler schroff zurückwies, kam es bei Adrianopel zur Schlacht, die aber unentschieden blieb. Im nächsten Frühjahr umging Tzimiskes seinen Gegner und brach durch die unbesetzten Balkanpässe nach Preslav durch, wo er den Sveˆnald schlug und nun in der Stadt belagerte. Obwohl die Russen sich heldenmütig wehrten, säuberten doch die treffsicheren griechischen Schleuderer die Zinnen von den Verteidigern, so daß sich Sveˆnald schließlich in die feste Czarenburg zurückziehen mußte. Aber auch diese wurde durch das „griechische Feuer" in Brand gesetzt, und aus dem nun folgenden Blutbade entrann nur der alte Sveˆnald selbst mit wenigen Getreuen nach Drster. Czar Boris II und seine Familie wurden auf diese Weise aus der russischen Gefangenschaft befreit und von dem schlauen Sieger zunächst ehrenvoll behandelt, so daß die Bulgaren in den Griechen die ersehnten Befreier von dem russischen Joch sahen und ihnen überall nach Möglichkeit beistanden, obwohl Svjatoslav alle Aufstandsgelüste in Strömen von Blut zu ersticken suchte. Eine große Schlacht vor den Toren von Drster endete tief in der Nacht durch einen überraschenden Angriff der byzantinischen Reiterei mit dem Siege der Griechen, und Svjatoslav wurde nun in dieser Stadt zu Wasser und zu Lande drei Monate lang belagert, wehrte sich aber wie ein umstellter Löwe, wobei selbst die russischen Weiber in Männerhosen wacker mithalfen, so daß ihm schließlich freier Abzug zugestanden werden mußte. Trotzdem sah dieser abenteuernde Fürst seine Heimat nicht wieder, sondern endete auf dem Rückmarsche unter den Streichen seiner alten Feinde, der Petschenegen, sein vielbewegtes Leben. Tzimiskes aber dachte gar nicht daran, nach errungenem Siege das bulgarische Reich unter Boris wieder herzustellen. Vielmehr legte er die bulgarische Czarenkrone als Siegesopfer in der Sofienkirche zu Byzanz nieder, und Boris mußte öffentlich den mit Gold und Perlen geschmückten Kalpak, den Purpurmantel und die roten Czarenstiefel ausziehen. Sein Bruder Roman wurde entmannt, sein Land dem griechischen Kaiserreich einverleibt. So nahm kaum ein halbes Jahrhundert nach Simeon die ostbulgarische Hälfte seines stolzen Reiches ein klägliches und ruhmloses Ende.

Noch aber blieb für die Byzantiner Westbulgarien zu überwältigen. Auch dort war nach Šišmans Tode eine Zeit verhängnisvoller Wirren eingetreten, indem nach der Ermordung des ältesten Sohnes David durch die Wlachen die übrigen Söhne sich die Krone streitig

machten, bis schließlich nur noch der jüngste als Czar Samuel (976—1014) übrig blieb und seinen Sitz anfangs in Sofia, später in dem landschaftlich reizend gelegenen und durch zwei starke Burgen beherrschten Ochrida aufschlug, nachdem er seinen letzten Bruder Aron, der es mit den Griechen hielt, als Vaterlandsverräter hatte hinrichten lassen. Obgleich dieses Bluturteil einen trüben Schatten auf das Leben Samuels wirft, muß dieser Czar sonst doch nicht nur ein tüchtiger und tatkräftiger, sondern auch ein edler Mann gewesen sein, was schon aus seiner für die damaligen Zeiten unerhörten Duldsamkeit gegen Andersgläubige hervorgeht. Der Papst schickte ihm schon aus Haß gegen Byzanz bereitwilligst die verlangte Czarenkrone, so daß Samuel sich als den rechtmäßigen Herrscher aller Bulgaren betrachten durfte. Gleichzeitig bestieg aber den griechischen Kaiserthron mit Basilios II ein Mann, den die Geschichte den „Bulgarentöter" genannt und der sich dieses grausen Namens durch Ströme vergossenen Blutes wert gezeigt hat. In harter bulgarischer Gefangenschaft aufgewachsen, hatte er schon in seiner Kindheit einen unauslöschlichen Haß gegen alles Bulgarische eingesogen und sich die Unterjochung und womöglich Ausrottung des Bulgarentums zur unverrückbaren Lebensaufgabe gemacht. Er war eine finstere, asketische Mönchsnatur, enthielt sich zeitlebens der Weiber, des Weins und des Fleisches, war zielbewußt, energisch und ein ausgezeichneter Heerführer, der Liebling schleichender Pfaffen und roher Kriegsknechte, verabscheut und gehaßt aber von dem durch ihn maßlos bedrückten Volke, hart, hinterlistig, falsch und grausam, ein in jeder Beziehung furchtbarer, unerbittlicher und erbarmungsloser Gegner, dem kein Mittel zur Erreichung seiner Zwecke zu schlecht war. Ein letzter erbitterter Kampf zwischen Griechen und Bulgaren begann und wütete mit nur kurzen Unterbrechungen volle vier Jahrzehnte hindurch unter endlosem Blutvergießen und fürchterlichen Grausamkeiten zwischen zwei ebenbürtigen Gegnern. Zunächst schien das launische Kriegsglück nochmals den Bulgaren zu lächeln. Samuel eroberte einen großen Teil Ostbulgariens zurück, berannte Saloniki und drang in Hellas selbst ein, wo er Larissa eroberte und dort eine schöne Griechin als Gattin heimführte. Als dann Basilios selbst mit großer Heeresmacht gegen Sofia heranzog, erlitt er im Gebirge zwischen Ichtiman und Samokov eine schwere Niederlage und rettete wenig mehr als das nackte Leben. Auch in die Verhältnisse Serbiens griff Samuel mit starker Hand ein, drang bis Ragusa vor und nahm den trefflichen Serbenfürsten Jovan Wladimir gefangen. Aber des Czaren eigene Tochter Kosana verliebte sich in den edlen Häftling, worauf ihm Samuel die Freiheit schenkte und sein Reich zurückgab, ja sogar noch Ober-Albanien als Brautgut hinzufügte. Seitdem bestand zwischen beiden Herrschern ein inniges Bündnis. Im Jahre 996 errang Samuel einen zweiten großen Sieg über die Griechen bei Saloniki, und die siegestrunkenen Bulgarenscharen streiften plündernd bis tief in den Peloponnes. Aber auf der Rückkehr versperrte ihnen ein neues kaiserliches Heer am hoch angeschwollenen Spercheiosfluß zwischen Othrys und Oeta den Weg. Die Griechen entdeckten in der Nacht eine gangbare Furt, setzten unvermutet über und rieben die sorglos schlafenden Bulgaren in einem grausigen Gemetzel völlig auf. Mit knapper Not entkam Samuel mit nur wenigen Getreuen nach der Inselburg von Prespa, und von da ab traf ihn Schlag auf Schlag. Durazzo ging durch Verrat an die griechische Flotte verloren, wobei eine an den dortigen armenischen Statthalter vermählte Tochter Samuels eine traurige Rolle spielte. In vier Feldzügen nahmen die Griechen Preslav, Voden, dessen Befehlshaber gepfählt wurde, und nach heldenmütigem, achtmonatlichem Widerstande Widdin. Samuel wurde im Morawatale entscheidend geschlagen und sah sich mehr und mehr auf den Kleinkrieg beschränkt, der ihm allerdings noch einige schöne Erfolge brachte, wie den Überfall von Adrianopel im August 1002. Pernik unter dem tapferen Krakas schlug alle Angriffe der Kaiserlichen zurück. Die Entscheidung in diesem langwierigen Kampfe brachte erst das Jahr 1019. Basilios stürmte vergebens gegen die von Samuel verteidigten Pässe an der Strumiza an, konnte dann aber ein anderes Heer seinem zähen Gegner in den Rücken schicken und schlug ihn so bis zur Vernichtung.

15 000 Bulgaren wurden gefangen. Ihr Schicksal war grauenhaft. Das Scheusal Basilios ließ 14 850 von ihnen beide Augen ausstechen, den übrigen 150 nur ein Auge, damit jeder von ihnen 100 aneinander gefesselte Blinde zu Samuel zurückführen solle. Als dieser in seinem Zufluchtsorte Prilep dieses langen Zuges endlosen Jammers, dieser Tausende entsetzlich Verstümmelter ansichtig wurde, konnte er das grausige Schauspiel nicht ertragen, wurde von Herzkrämpfen befallen und starb. Mit teuflischer Berechnung hatte Basilios dem edleren Gegner so den tödlichen Dolchstich ins Herz versetzt. Vergebens bot Samuels Sohn Gabriel Roman, der dem Vater zweimal im Kriege das Leben gerettet hatte, den Frieden an. Der Kaiser wollte die völlige Vernichtung des Bulgarenreiches. Erleichtert wurde ihm die Ausführung dieses Planes durch die in der bulgarischen Czarenfamilie selbst nun ausbrechenden Streitigkeiten. Dem Sohne Arons, dem Jovan Wladislaw, war bei der Hinrichtung seines Vaters auf Fürbitte Gabriels das Leben geschenkt worden. Zum Dank dafür ermordete er jetzt seinen Vetter heimtückisch auf der Jagd, wahrscheinlich von Basilios dazu angestiftet. Die ganze Czarenfamilie suchte der Wüterich auszurotten, ließ Gabriels Söhnlein blenden, seine Gemahlin zerstückeln und seinen Schwager, den Serbenfürsten Wladimir, vor der Kirchentür köpfen, nachdem er ihn durch eine gastfreundliche Einladung nach Ochrida gelockt hatte. Trotzdem wurde dieser Unmensch später heilig gesprochen und wird als solcher noch heute von den Albanesen verehrt. Seit dem tragischen Tode Samuels ging es nun mit dem Bulgarenreiche rasch und unaufhaltsam bergab. Eine Burg nach der andern, eine feste Stadt nach der andern fiel in die Hände des frohlockenden Kaisers. Jovan Wladislaw hätte sich am liebsten unterworfen, aber die Boljaren zwangen ihn zur Fortführung des Krieges. Dieser gestaltete sich zu einem Verzweiflungskampf zwischen zwei menschlichen Scheusalen, und das Pfählen oder Blenden der Gefangenen war an der Tagesordnung. Der kühne Boljar Ivač errang noch einige Siege, und auch Pernik widerstand glücklich einer neuen Belagerung. Aber Ochrida ging verloren, und 1018 fiel Czar Jovan Wladislaw bei der Belagerung von Durazzo. Die Czarin Maria, mit dem größten Teile der nur noch auf Wahrung ihrer Sonderrechte bedachten Boljaren, unterwarf sich feige dem Sieger und lieferte ihm ihre Schätze aus. Eine kleine Kriegspartei unter dem unbeugsamen Ivač hielt sich noch eine Zeitlang im unzugänglichen Gebirge, aber man bemächtigte sich endlich des Helden durch wortbrüchigen Verrat und ließ ihm die Augen ausstechen. Im Triumphe kehrte der 64jährige Basilios über Athen nach Konstantinopel zurück, die Czarin, die Töchter Samuels und zahlreiche andere vornehme Gefangene mit sich schleppend. Er hatte das Ziel seines Lebens erreicht: der Todfeind des griechischen Kaisertums, das einst so gefürchtete Bulgarien, lag zerschmettert am Boden, zu Füßen des Thrones von Byzanz und hatte aufgehört, als selbständiges Reich zu bestehen. Auch das bulgarische Patriarchat wurde wieder in ein Erzbistum verwandelt.

Es waren keine guten Zeiten, die nun für das durch die langen Kriege verwüstete, ausgesogene und entvölkerte Land folgten, denn das griechische Kaiserreich selbst wurde nach dem Tode des Basilios fortwährend durch Thronumwälzungen und andere schwere Erschütterungen heimgesucht. Der griechische Oberstatthalter schlug seinen Sitz in Skoplje auf und verpachtete die Steuererträge der einzelnen Gegenden alljährlich an seine Unterbeamten, die das bedrückte Volk natürlich auf das unverschämteste ausplünderten. Nur die Rechte der Kirche blieben unangetastet. An vereinzelten Aufstandsversuchen, die von dem seine Selbständigkeit heldenmütig gegen die byzantinische Übermacht verteidigenden Montenegro her genährt wurden, fehlte es natürlich nicht, aber sie hatten kein Glück und wurden grausam unterdrückt. Des unvergessenen Czaren Gabriel Sohn Peter Deljan entrann 1040 aus der Gefangenschaft, sammelte unter begeistertem Zulauf des Volkes ein Heer in Nisch, siegte bei Skoplje und schickte seinen Onkel Alusian, einen jüngeren Bruder des Czaren Wladislaw, der aus dem griechischen Lager zu ihm übergegangen war, nachdem ihm der habgierige Kaiser Joannes nicht nur seine Schätze, sondern auch seine Gattin geraubt hatte, mit 40 000 Mann gegen Saloniki. Aber diese nie von den Bulgaren bezwungene Stadt verteidigte sich auch diesmal mit vielem Glück. Alusian verzweifelte darob an dem Erfolg der bulgarischen Waffen und sann darauf, sich durch treulosen Verrat die Gunst des Kaisers wieder zu verschaffen. So lud er denn seinen Neffen zu einem Gastmahle, ließ ihn hier ergreifen und blenden und lieferte ihn dann dem Kaiser aus, der ihn für diese Untat fürstlich belohnte. Ein noch rascheres Ende fand die Erhebung des Boljaren Georg Maniakes, der 1043 von Italien aus bei Durazzo landete, aber schon im ersten größeren Treffen bei Ostrovo fiel. Der Boljar Georg Vojtêch wandte sich 1073 verzweiflungsvoll an den Serbenfürsten Michael um Hilfe. Dieser schickte auch seinen Sohn Konstantin Bodin mit einer kleinen Schar nach Bulgarien, wo er sich Czar Peter nannte. Anfangs blieben die Aufständischen siegreich, zersplitterten sich dann aber zu sehr und wurden so von der feindlichen Übermacht einzeln angegriffen und einzeln überwältigt. Bodin fiel in Gefangenschaft und wurde nach Antiochia geschleppt, von wo er später mit Hilfe der Venetianer wieder entkam. Vojtêch endete sein Leben auf der Folter unter den Peitschenhieben byzantinischer Schergen.

Die zunehmende innere Fäulnis des griechischen Kaiserreichs ermutigte die umwohnenden wilden Völkerschaften zu ständig sich wiederholenden Raub- und Plünderungszügen, und das unglückliche Bulgarien hatte dabei in der Regel die Zeche zu bezahlen. Die furchtbaren Petschenegen, das halbtierische Reitervolk der Kumanen und die seeräuberischen Normannen lösten sich dabei in wenig angenehmer Weise ab. Die geschlagenen Petschenegen wurden von den Griechen auf bulgarischem Boden angesiedelt und erwiesen sich dort als ebenso liebe Gäste wie in späteren Zeiten Tscherkessen und Baschi-Bosuks. Die unsauberen Kumanen wurden schließlich von der Pest weggerafft, nachdem sie bis Hellas vorgedrungen waren. Als sie später abermals an der Donau erschienen, verbanden sich die Bogumilen in ihrer Verzweiflung sogar mit diesem Gesindel und stürzten dadurch das Land in eine lange Reihe greulicher Wirrnisse, denen schließlich durch die endgültige Vernichtung der Barbaren ein Ende gemacht wurde. Auch die Kreuzzüge brachten nur neue Drangsale über das schwer geprüfte Land, denn auch die christlichen Kreuzfahrer verübten die abscheulichsten Greuel und wunderten sich dann, wenn das Landvolk sich gegen sie erhob.

Erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts sollte die Morgenröte der Freiheit wieder über Bulgarien aufgehen. Die unerschwinglichen Steuern, die Kaiser Isaak II Angelos dem ausgesogenen Volke auferlegte und mit der größten Härte eintreiben ließ, brachten das Faß zum Überlaufen. Zwei angeblich aus dem alten Czarengeschlecht der Sismaniden stammende Brüder, der bedächtige und diplomatische Peter und der verwegene, unternehmende Asên, riefen 1186 das Volk in Trnovo zum Freiheitskampfe gegen die griechischen Unterdrücker auf und begeisterten es durch Vorspiegelung religiöser Wunder. Peter wurde zum Czaren ausgerufen, Erzbischof Basil wieder zum Patriarchen gemacht. Zwar wurden die Brüder zunächst geschlagen und mußten über die Donau flüchten, kehrten aber bald mit allerlei zusammengelaufenem Barbarengesindel zurück und überrumpelten den kaiserlichen Feldherrn Kantakuzenos, wodurch das ganze Land zwischen Donau und Balkan befreit wurde. In offener Feldschlacht zwar mußte Asên mit seinen zusammengewürfelten und ungeübten Scharen den gut gedrillten kaiserlichen Truppen gegenüber meist unterliegen, aber dafür erwies er sich als ein vollendeter Meister des Kleinkrieges und tat durch Überfälle und Hinterhalte den Griechen unendlichen Abbruch. Auch an die Serben suchte Asên Anschluß, deren Herrscher Nemanja aber unglücklich gegen Isaak focht, ebenso an den damals gerade mit seinem Kreuzfahrerheer durchziehenden deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa, den er durch eine besondere Gesandtschaft beim Betreten bulgarischen Bodens in Nisch begrüßen ließ. Indessen hatte der Rotbart andere Dinge im Kopf als die Unterstützung der ehrgeizigen Pläne eines Balkanfürsten. So blieb Asên auf die eigene Kraft und die seines allmählich wieder erstarkenden Volkes angewiesen. Als Isaak in die Balkan-

päſſe einrückte, die ſchon ſo vielen Heeren den Untergang gebracht hatten, fand er zu ſeiner Überraſchung überall neue Burgen und Türme, und von den Bergen herunter ſandten die wütenden Bulgaren Pfeilregen und Felsblöcke in das eingeengte Kaiſerheer. Es war eine ähnliche Schlacht wie die im Teutoburger Walde, und ſie endigte mit der völligen Vernichtung der Griechen. In raſchem Anlaufe nahmen die Sieger nun Varna und Anchialos, Niſch und Sofia, von wo die Gebeine des heiligen Johannes von Ryl, des bulgariſchen Schutzpatrons, mit großem Pompe nach der neuen Czarenſtadt Trnovo überführt wurden. Iſaaks Bruder, Alexios III, der den Kaiſer auf dem nachgerade zur Mode gewordenen Wege des Augenausſtechens vom Throne geſtoßen hatte, wurde bei Seres geſchlagen, und ſchon ſchickte ſich Aſên an, in Ausnützung ſeines Sieges gegen Byzanz ſelbſt vorzudringen, als ihn 1196 der Tod durch Mörderhand ereilte. Der gewalttätige Boljar Ivanko, den er wegen eines Liebesverhältniſſes zur Schweſter der Czarin zur Rede ſtellte, erſchlug ihn und bemächtigte ſich des Palaſtes und der Stadt Trnovo, wurde aber bald von dem mit überlegenen Streitkräften anrückenden Peter vertrieben und ging zu den Griechen über, die ihn freudig aufnahmen und an die Spitze eines Heeres ſtellten, mit dem er ſeinen Landsleuten mehrere Niederlagen beibrachte. Hierdurch übermütig geworden, ſuchte er ſich in der Rhodope ſelbſtändig zu machen und focht mit Glück gegen die kaiſerlichen Feldherrn, wurde aber ſchließlich durch Liſt gefangen. Peter nahm ſich nach dem Tode Aſêns ſeinen jüngeren Bruder Kalojan zum Mitregenten, fiel aber ſchon 1197 gleichfalls bulgariſchem Mordſtahl zum Opfer, da den rauhen Boljaren ſeine Friedensliebe wenig behagte. So ſind auch die beiden Befreier Bulgariens aus der byzantiniſchen Knechtſchaft wieder ein trauriges Beiſpiel für bulgariſche „Dankbarkeit".

Kalojan (1197—1207) zeichnete ſich mehr durch Schlauheit und Verſchmitztheit als durch echte Mannestugenden aus, erzielte größere Erfolge als Diplomat, denn als Feldherr, wütete grauſam gegen die Griechen und war überhaupt von rauhen Sitten. Die wilden Kumanen waren ſeine beſten Freunde, und er nahm ſogar eine Kumanin zur Frau. Im Bunde mit dieſen Räuberhorden unternahm er alljährlich verheerende Plünderungszüge bis unter die Mauern Konſtantinopels, das ſo die gefürchteten bulgariſchen Banner wieder zu ſehen bekam. Daneben war Kalojans Beſtreben vor allem auf die Befeſtigung ſeiner Dynaſtie gerichtet, die aber nach der Auffaſſung des Volkes nur durch eine feierliche Czarenkrönung erfolgen konnte, und eine ſolche wiederum konnte nach den Begriffen der damaligen Zeit nur durch die Vermittlung des griechiſchen oder des römiſch-deutſchen Kaiſers oder des Papſtes geſchehen. Der Bulgarenherrſcher wählte den letztgenannten Weg, indem er 1203 den Prieſter Jovan mit einer goldenen Bulle nach Rom ſchickte. Mit Verſprechungen geizte Kalojan dabei wahrlich nicht, denn gegen Überſendung der kaiſerlichen Inſignien verſprach er nicht weniger als ſeinen und ſeines Volkes Übertritt zur römiſchen Kirche und wollte ſogar ſein ganzes Reich dem Papſte auf ewige Zeiten vermachen. „Papſt Innozenz III ging ihm richtig auf den Leim, ließ für den ſauer erſparten Peterspfennig eine koſtbare Königskrone, ein prächtiges Szepter und eine wunderſchöne Fahne mit dem Bilde des heiligen Petrus anfertigen und ſandte dieſe hübſchen Dinge nebſt ſeinem Segen und dem Recht, Münzen mit ſeinem Bilde zu prägen, durch den Kardinal Leo nach Trnovo, wo letzterer am 7. November 1204 den Erzbiſchof Vaſil zum Primas Bulgariens einſetzte und anderen Tages Kalojan zum König krönte." Der verſchmitzte Bulgar, der nur den Czarentitel und das Patriarchat hatte haben wollen, „lachte ſich ins Fäuſtchen, den ſonſt ſo ſchwer zu betrügenden Nachfolger Petri einmal ordentlich ‚rumgekriegt' zu haben. Nach dem 8. November 1204 kümmerte er ſich nämlich einen Pfifferling um die dem Papſte gemachten Verſprechungen, nannte ſich eigenmächtig ‚Kaiſer' und den Primas ‚Patriarch' und lehnte jede fernere Einmiſchung des Papſtes ab. Als dieſer ihn entrüſtet an die Zuſagen wegen Übertritt von der griechiſchen zur römiſchen Kirche und Schenkung des Reiches an den römiſchen Stuhl erinnern ließ, wurde er von Kalojan in höchſt reſpektwidriger Weiſe ausgelacht" (Gopčević). Kurz vorher hatte ſich eine gewaltige Umwälzung auf der Balkanhalbinſel vollzogen. Die lateiniſchen Kreuzfahrer hatten unter Führung des blinden Dogen Dandolo von Venedig, eines unverſöhnlichen Haſſers von Byzanz, und des tapferen Grafen Balduin von Flandern am 13. April 1204 nach neunmonatlichen, wechſelvollen Kämpfen Konſtantinopel mit ſtürmender Hand genommen und dem griechiſchen Kaiſerreiche ein Ende gemacht. Balduin beſchränkte die Griechen bald auf wenige feſte Punkte und empfing dafür in der Sofienkirche die Kaiſerkrone. In Hellas und im Balkan bildeten ſich unter fränkiſchen Heerführern einige kleine Reiche, die bald das Dorado abenteuerluſtiger fahrender Ritter wurden. So war der edle Markgraf Bonifacio von Montferrat in Saloniki ziemlich ſelbſtändig. Kalojan hatte bei der Belagerung Konſtantinopels mithelfen wollen, war aber hochmütig abgewieſen worden, und als er ſpäter nochmals um die Freundſchaft Balduins warb, wurde ihm bedeutet, daß er ſich einem Kaiſer gegenüber nicht als Gleichgeſtellter, ſondern als Diener zu betrachten habe, da ſein eigener Kaiſertitel kein rechtmäßiger ſei. Er hat dieſe Beleidigung nie vergeſſen und auf ſeine Weiſe heimgezahlt. Die hart bedrängten Griechen riefen in der höchſten Not ihren ſeitherigen Todfeind, der ihnen kurz vorher noch Varna entriſſen hatte, zu Hilfe, und Kalojan leiſtete dieſem Erſuchen begierig Folge. Mit einem großen Heere erſchien er vor den Mauern von Adrianopel, das von Kaiſer Balduin belagert wurde. Am 15. April 1205 fiel hier die Entſcheidung. Die ſchwer gepanzerten Ritter erlagen dem Pfeilregen und den Wurfſpießen der flinken kumaniſchen Reiter. Balduin ſelbſt geriet in Gefangenſchaft und fiel der Rachſucht ſeines Gegners zum Opfer. Ganz Makedonien kam in die Gewalt der Sieger, die in dem eroberten Lande unmenſchlich hauſten. Die Folge waren griechiſche Aufſtände gegen die „Befreier", aber der Czar erſtickte ſie in Strömen von Blut und machte insbeſondere das unglückliche Plovdiv nahezu dem Erdboden gleich. Seine wilden Verbündeten, die heidniſchen Kumanen, opferten die ſchönſten Gefangenen beiderlei Geſchlechts ihren ſcheußlichen Götzen. Auch der ritterliche Bonifacio wurde ein Opfer dieſes grauſamen Krieges, indem er bei einem Streifzuge nach den Rhodopen in einen Hinterhalt fiel und einen tödlichen Pfeilſchuß erhielt. Kalojan erging ſich in unbändigen Freudenbezeugungen, als ihm der Kopf dieſes ſeines gefährlichſten Gegners überbracht wurde. Er wollte nun die günſtige Gelegenheit ſchleunigſt benützen und ſich endlich des verwaiſten Saloniki bemächtigen. Aber während der Belagerung dieſer den bulgariſchen Czaren ſo verhängnisvollen Stadt ereilte auch ihn ſein Schickſal. Auf Anſtiften der eigenen kumaniſchen Gemahlin und mit Mitwiſſen ſeines Schweſterſohnes Boril wurde er nachts in ſeinem Zelte von dem kumaniſchen Heerführer Manaſtras erſtochen. So ſtarb auch dieſer blutbefleckte Czar, den die Byzantiner den „Hundejohannes" genannt haben, eines unnatürlichen Todes, aber er hinterließ ein neues, ſiegreiches Großbulgarien, faſt in den Grenzen des alten.

Da es allenthalben hieß, daß der heilige Demetrius, der Schutzpatron von Saloniki, den grauſamen Bedränger der Stadt eigenhändig getötet habe, hoben die abergläubiſchen Bulgaren die Belagerung alsbald auf und zogen trauernd heim. Boril (1207—1218) bemächtigte ſich des Thrones und vermählte ſich eiligſt mit der verwitweten Czarin, während der rechtmäßige Thronerbe Jovan Aſên zu den Ruſſen flüchtete. Unter Boril ging es mit Bulgarien ſchon wieder abwärts. Separatiſtiſche Beſtrebungen machten ſich geltend. In dem uneinnehmbaren Felſenneſte Proſek, das ſchon Kaiſer Alexios vergeblich belagert hatte, hatte ſich der verwegene Boljar Dragomir Strež ein unabhängiges Fürſtentum gegründet und dehnte jetzt mit Unterſtützung der Serben ſeinen Machtbereich auch über das Vardargebiet aus. Als er ſich ſpäter aber auch auf die Ebenen Pelagoniens hinauswagte, wurde er 1211 von den Franken geſchlagen und auf der Flucht von einem der Seinigen umgebracht. Slav, ein Vetter Borils, machte ſich im Bergſchloſſe Melnik ſeßhaft und beherrſchte von da aus die Rhodopen, wußte ſich auch durch alle Wechſelfälle dieſer Zeit hindurch zu halten, da er es vortrefflich verſtand, mit berechnender Schlauheit den Mantel nach dem Winde zu drehen, und es

je nach den Umständen bald mit diesem, bald mit jenem hielt. Kriegerische Lorbeeren waren dem Czaren Boril nicht beschieden. Er erlitt vielmehr am 31. Juli 1208 durch Balduins Nachfolger Heinrich bei Plovdiv eine schmähliche Niederlage, obgleich er den 18000 Franken 33000 Bulgaren gegenüberstellen konnte. Später söhnten sich die beiden Gegner aus, und Heinrich heiratete sogar Borils ob ihrer Schönheit berühmte Tochter Maria. Die Hochzeit wurde 1213 unter großer Prunkentfaltung gefeiert, hatte aber wider Erwarten keine sonderlichen politischen Folgen. Borils Leidenschaft war die Verfolgung und Unterdrückung der Bogumilen, die damals den Gipfelpunkt ihrer Entwicklung erreicht hatten. Es scheint lediglich orthodoxer Übereifer gewesen zu sein, der ihn zu dieser Stellungnahme veranlaßte, denn staatsmännische Gründe konnten es kaum sein, da sich die Bogumilen während der Wirren der vergangenen Jahrzehnte im allgemeinen als gute Patrioten gezeigt hatten; immerhin mochte ihre Wühlarbeit für die Zukunft allerlei Befürchtungen auftauchen lassen. Boril berief 1211 eine Kirchenversammlung nach Trnovo und erklärte auf dieser die Bogumilenlehre für eine staatsgefährliche Irrlehre, gegen die er den Bannfluch schleuderte. Zu Ehren der einzig wahren Christenreligion loderten die Scheiterhaufen, auf denen solche Bogumilen, die ihren Glauben nicht abschworen, ihre Hartnäckigkeit büßen mußten. Inzwischen war aber der vertriebene Jovan Asên mit russischer Hilfe wieder nach Bulgarien zurückgekehrt, um seine Thronansprüche mit Waffengewalt geltend zu machen. Er fand großen Zulauf, blieb in mehreren Schlachten Sieger und schloß endlich den Czaren in Trnovo so eng ein, daß es kein Entrinnen mehr gab. Auch der überwundene Boril verfiel nach damaliger Gewohnheit dem traurigen Schicksal der Blendung.

Die Regierung des neuen Czaren Jovan Asen II des Großen (1218—1241) bedeutet eine zweite herrliche Blütezeit Bulgariens. Als er starb, berührte sein Reich drei Meere; Belgrad und Nisch, Köstendil und Adrianopel, Varna und Ochrida, Elbassan und Durazzo gehörten ihm an. Und es war nicht nur ein großes und mächtiges, sondern auch ein innerlich erstarktes und blühendes Reich, in dem Handel und Wandel, öffentliche Sicherheit und Religionsfreiheit einen großartigen Aufschwung genommen hatten. Denn dieser größte der Aseniden war kein rauher Eroberer gewöhnlichen Schlages, sondern eine aufgeklärte, für damalige Zeiten ungewöhnlich milde Natur, der innere Reformen höher standen als gewaltsame Eroberungen. Lieber als durch blutige Kriege suchte er seine weitgesteckten Ziele durch kluge Bündnisse und politische Heiraten zu erreichen. Obwohl er die orthodoxe Religion nach Kräften förderte, zahlreiche Klöster stiftete und diese mit fürstlicher Freigebigkeit ausstattete, war er doch Andersgläubigen gegenüber von edler Duldsamkeit, und tatsächlich konnte in seinen Landen jedermann „nach seiner Fasson selig werden". Das war natürlich dem Papste nicht recht, der dem Czaren darob bittere Vorwürfe machte, sich überhaupt fortgesetzt in seine Politik einzumischen suchte, wenn auch ohne jeden Erfolg, 1236 sogar den Bannfluch über ihn aussprach und den Ungarkönig Béla IV zu einem Kreuzzug gegen ihn aufstachelte, „weil die Bulgaren durchaus nicht katholisch werden wollten und Asên die ketzerischen Bogumilen dulde". Dieser feile Papstknecht sammelte zu diesem Zwecke auch wirklich ein großes Heer, aber es kam nicht zum Kriege, da gerade damals die verheerende Tatarenflut heranbrauste und der Magyar infolgedessen Wichtigeres zu tun bekam. Selbst die den Bulgaren so feindlichen Griechen gewann Jovan Asên durch Güte und Menschenfreundlichkeit, und auch viele tapfere fränkische Ritter, denen die verworrenen und immer unhaltbarer werdenden Zustände in Byzanz den weiteren Dienst im lateinischen Kaiserreiche verleidet hatten, zogen an seinen glänzenden Hof nach Trnovo. Der Tod Asens wurde deshalb von allen Völkerschaften seines weiten und geeinten, musterhaft verwalteten und an den Grenzen durch lange Ketten fester Burgen gut geschützten Landes gleichmäßig und aufrichtig betrauert, und nichts kann diesen, dem finsteren Geiste seiner Zeit weit vorausgeeilten Fürsten mehr ehren, als das Zeugnis des byzantinischen Schriftstellers Akropolita: „Er hat weder gegen die Einheimischen mit dem Schwerte gewütet, noch durch die Ermordung der Griechen sich befleckt, wie seine Vorgänger unter den Beherrschern der Bulgaren getan haben. Darum ist er nicht nur den Bulgaren, sondern auch den Griechen und anderen Völkern teuer geworden." Sieht man von der damals allgemein üblichen Blendung besiegter Fürsten und Heerführer ab, so trübt keine Greueltat Asens lange und segensreiche Regierung, denn das Glück seiner Untertanen war ihm der süßeste Lohn seiner rastlosen Arbeit. Diese galt vornehmlich der Hebung der Kultur, der Gesundung der Verhältnisse in dem zerrütteten Lande, der Mehrung des Wohlstandes unter dem ausgesogenen Volke. Nur die notwendigsten Steuern wurden erhoben, überall gute Straßen angelegt, der Ackerbau und der rasch erblühende Handel kräftig gefördert. Mit den Ragusanern, die noch heute in hohen Tönen das Lob dieses weitsichtigen Czaren singen, wurde ein für beide Teile vorteilhafter Handelsvertrag abgeschlossen. Seine der Sage nach in grauer Vorzeit von Riesen erbaute Hauptstadt Trnovo, in der schon Kalojan unermeßliche Schätze aufgehäuft hatte, schmückte Asên mit herrlichen Bauten und machte sie zu einer der schönsten und blühendsten Städte der damaligen Zeit. Sie, die heute nur noch erbärmliche Trümmer aus dieser großen Zeit aufzuweisen hat, muß damals in der Tat einen herrlichen Anblick gewährt haben, der noch gehoben wurde durch ihre entzückende Lage auf steilen Kalkhügeln zwischen den silbernen Schlingen der Jantra und inmitten rauschender Laubwälder. Ähnlich wie Prag ist auch Trnovo durch das Zusammenfließen zweier durch einen Fluß getrennter Festungsstädte entstanden. Die engen Jantrapässe in der Umgebung verwandelten sich in wahre Klosterschluchten. Die stolze Czarenburg selbst, von der heute nur noch der Name übrig ist, war nur durch einen schmalen, beiderseits steil abfallenden und durch eine künstliche Schlucht unterbrochenen Felsgrat von 4 m Breite, 15 m Höhe und 65 m Länge zugänglich. Wie viel prunkvolle Festzüge mag wohl diese natürliche Felsenbrücke gesehen haben, aber auch wie viel blutige Greuel und grausame Todesurteile!

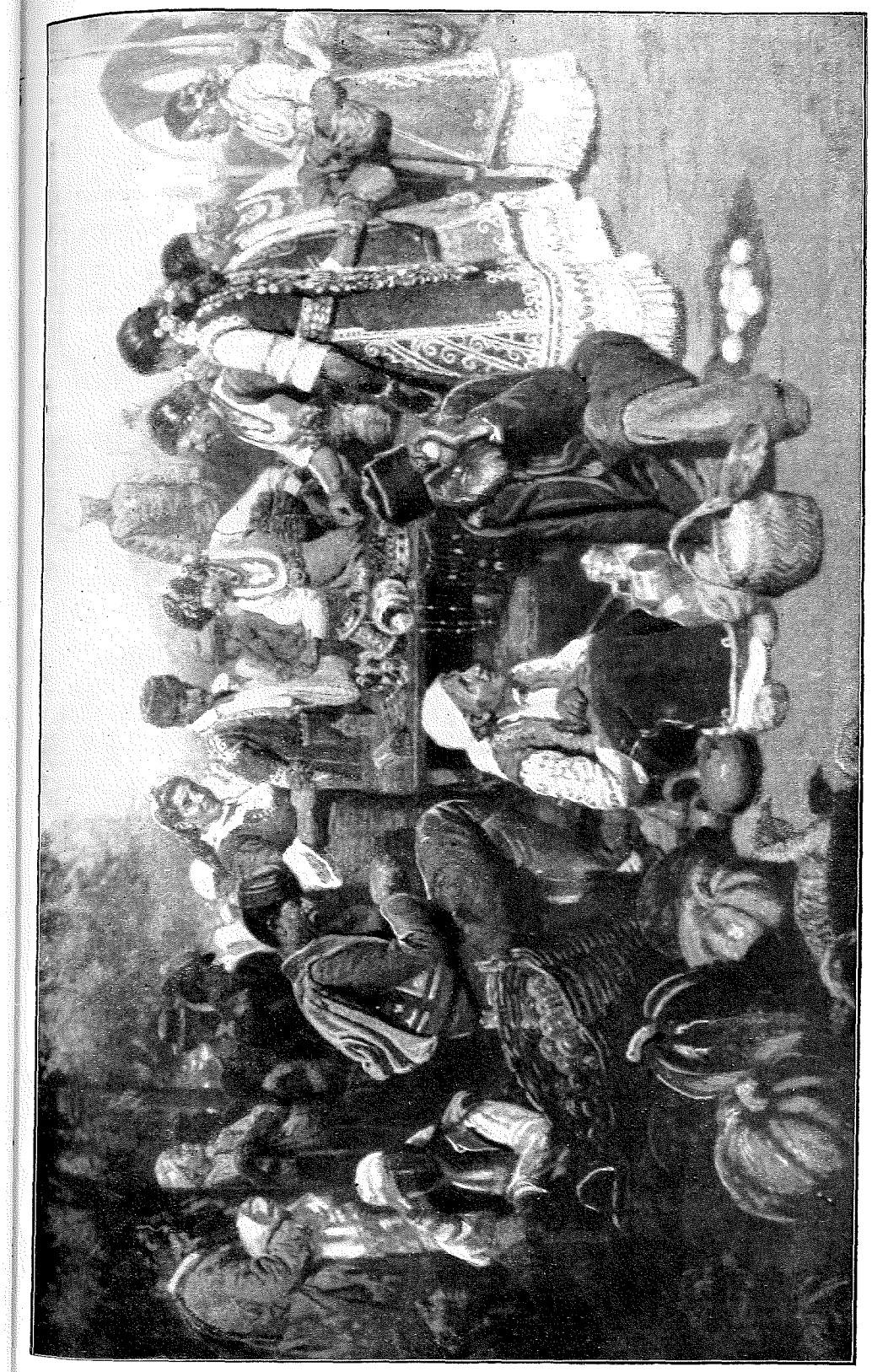
Im lateinischen Kaiserreich, diesem Unding, „das nur das verschrobene Gehirn der mittelalterlichen Raubritter ausdenken konnte", war nach mancherlei Wirrnissen ein dummer Junge, Balduin II, 1228 zum Kaiser gewählt worden. Ein tatkräftiger Vormund erschien unbedingt nötig, und eine große Partei richtete ihre Blicke hoffnungsvoll auf den bulgarischen Czaren, der auch gerne angenommen und so beide Reiche durch eine Personalunion verschmolzen hätte, zumal er sein Töchterchen später mit dem jungen Balduin zu vermählen gedachte. Aber die auf ihre Macht eifersüchtige katholische Geistlichkeit hintertrieb diesen vielversprechenden Plan, das alte griechische Mißtrauen gegen Bulgarien kam hinzu, und so machte man den durch seinen Geiz verrufenen Exkönig von Jerusalem, Jean de Brienne, zum Vormund, der aber durch seine Untätigkeit stark enttäuschte. Seitdem nährte Asên Groll gegen Byzanz im Herzen. Inzwischen hatte der wilde Theodoros als Nachfolger Michaels von Epirus in den Pindusländern ein mächtiges Reich gegründet und diesem selbst Albanien, Durazzo, Saloniki und Adrianopel einverleibt, auch den fuchsschlauen Slav zum Anschlusse genötigt. Asên suchte zunächst friedlich mit dem gewalttätigen Nachbar auszukommen, aber dieser rauhe Kriegsmann brach verräterisch die geschlossenen Verträge, so daß der Krieg unvermeidlich wurde. Bei Klokotnica an der Maritza stießen im April 1230 beide Gegner aufeinander. Bei Eröffnung des Kampfes ließ Asên die Urkunde des gebrochenen Vertrages auf einer Lanze vorantragen. Mit Hilfe seiner kumanischen Söldner errang er einen vollständigen Sieg, behandelte aber die zahlreichen Gefangenen menschlich und ließ sie mit Ausnahme der Vornehmsten wieder frei. Fast das ganze Reich des Besiegten unterwarf sich ohne großen Widerstand dem ruhmgekrönten Czaren, und auch Slav mußte sich ihm nun fügen. Theodor selbst war gleichfalls in die Hände Asens gefallen und wurde zunächst nur in leichter Haft gehalten, dann aber geblendet, nachdem er eine Verschwörung gegen seinen Überwinder angezettelt hatte. Jedoch die Reize Irenes, der Tochter des Gefangenen, fesselten den Czaren so, daß er sie 1240 ehe-

lichte und seinen Schwiegervater freiließ, ihm sogar zur Rückeroberung Salonikis verhalf; die Regierung daselbst übertrug Theodor seiner Blindheit wegen seinem Sohne Jovan. Nach der Niederwerfung Theodors glaubte Asên auch die Zeit gekommen, um mit dem lateinischen Kaiserreiche abrechnen zu können. Er verbündete sich zu diesem Zwecke mit dem Kaiser Vatatzes von Nizäa. Beide Herrscher kamen auf der asiatischen Seite des Hellespont zusammen und besiegelten ihren Vertrag durch die Verlobung von Asens zehnjähriger Tochter Helene mit dem zwölfjährigen Sohne des Bundesgenossen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der Erzbischof Joakim von Trnovo von den Patriarchen Jerusalems, Antiochias, Alexandrias und Byzanz' feierlichst als Patriarch anerkannt. Zweimal wurde Byzanz von den Verbündeten belagert und in arge Bedrängnis gebracht, aber durch das Eingreifen abendländischer Hilfskräfte und durch die Flotten der italienischen Republiken gerettet. So blieb auch Asên ebenso wie seinem großen Vorgänger Simeon, mit dem er überhaupt manche Ähnlichkeit hat, während er in anderer Beziehung an den Hohenstaufen Friedrich II erinnert, sein sehnlichster Herzenswunsch, in dem eroberten Byzanz seine Residenz aufschlagen zu können, versagt. Eifersüchteleien und Zänkereien über die Verteilung der gemachten Beute blieben zwischen den beiden verbündeten Herrschern auch nicht aus, und 1239 kam es sogar zum offenen Kampfe zwischen ihnen. Als aber Asên bei der Belagerung von Tzurulon in Thrakien erfuhr, daß in Trnovo eine verheerende Seuche ausgebrochen sei und unter zahllosen anderen Opfern auch seine Gattin, seinen Sohn und den Patriarchen dahingerafft habe, faßte er dies, abergläubisch wie alle Bulgaren, als eine Strafe des Himmels wegen des gebrochenen Bündnisses auf und versöhnte sich wieder mit Vatatzes. Zwei Jahre später ereilte ihn der Tod.

Der Zeit großartigen Aufschwungs unter der weisen und maßvollen Regierung Asens folgte leider alsbald wieder eine solche unaufhaltsamen Niedergangs, da sich die folgenden Czaren ihres großen Vorgängers durchaus unwürdig zeigten. Der nun einsetzende Zeitabschnitt bulgarischer Geschichte wird mehr und mehr zu einem trostlos wüsten Wirrwarr von Morden und Greueltaten, Aufständen und Thronumwälzungen, Plünderungszügen und Raubkriegen, aus dem sich nur wenige wirkliche Charaktere herausheben und auf den näher einzugehen wenig Interesse bietet, so daß wir uns in unserer Schilderung kurz fassen und auf das Wichtigste beschränken können. Asens Sohn (von der an der Pest verstorbenen ungarischen Gattin) Kaliman I (1241—1246) war noch unmündig und endete schon als Jüngling durch Gift, und auch sein ihm folgender Stiefbruder (von der Epirotin Irene) Michael Asên (1246—1257) war noch ein Knabe, als er den Thron bestieg. Die ländergierigen Nachbarn benutzten schleunigst diese für sie so günstigen Umstände. Vatatzes riß ganz Thrakien an sich, Michael II von Epirus Albanien und Westmakedonien. So gingen in wenigen Monaten die wertvollsten Eroberungen Asens auf die kläglichste Weise wieder verloren. Auch ein Bündnis mit Ragusa gegen Serbien brachte für Bulgarien keinen Segen. Die Venetianer brachten 1256 durch Überfall die wichtige Seestadt Mesembria an sich. Völlig erfolglos war endlich noch der dreijährige Krieg, den Michael Asên gegen den mit seiner Schwester Helena vermählten Sohn des Vatatzes, den kränklichen, aber talentvollen Theodor II Laskaris führte, um ihm die thrakischen Provinzen wieder zu entreißen. Die wegen dieses ständigen Mißgeschicks im Lande herrschende dumpfe Gärung und Erbitterung benutzte ein Vetter des Czaren dazu, ihn zu ermorden und sich selbst als Kaliman II auf den Thron zu schwingen. Aber noch im gleichen Jahre ereilte den Räuber die rächende Nemesis, und damit war das ruhmreiche Geschlecht der Asêniden überhaupt ausgestorben; Bulgariens Czarenthron stand verwaist. In dieser Verlegenheit wählten die Boljaren den wackeren serbischen Kraljewitsch Konstantin (1258 bis 1277) zum Oberhaupte, der seine schwierige Stellung durch eine Heirat mit der Tochter des Theodor Laskaris und nach deren frühzeitigem Ableben durch eine zweite mit der Enkelin Maria des griechischen Kaisers (die Griechen hatten inzwischen 1261 das lateinische Kaiserreich wieder zerstört) zu befestigen suchte. Das hinderte freilich nicht einen neuen Krieg mit Byzanz, der zu abermaligen Gebietsverlusten führte. Schwere Kämpfe hatte Konstantin auch gegen die Ungarn zu führen, die Widdin wegnahmen und bis in die Gegend von Trnovo vordrangen, zwar gänzlich wieder vertrieben wurden, aber seitdem mit echt magyarischer Bescheidenheit „rechtmäßige" Ansprüche auf Bulgarien machten und sogar ihrem Königstitel denjenigen eines »rex Bulgariae« hinzufügten. Gefährlicher noch waren die Einfälle der Tataren, die bald regelmäßig wiederkehrten und viele Gegenden so gründlich verwüsteten, daß man dort jahrelang keinen Ackersmann mehr auf den Feldern gesehen haben soll. Von Interesse sind die Verhandlungen, die damals wegen eines gemeinsamen Vorgehens gegen Byzanz zwischen Bulgarien und Karl von Anjou, dem ersten Könige Neapels, geführt wurden. Eine glänzende bulgarische Gesandtschaft in prächtigen Nationalgewändern erschien in der Stadt am Vesuv, und aus ihrem starken Gefolge blieben viele in dem schönen Lande zurück und gründeten bulgarische Bauernkolonien, so namentlich auf der Insel Ischia. Ein großes Unglück war es, daß Czar Konstantin einen schweren Beinbruch erlitt und darob in langes Siechtum verfiel, so daß er die Zügel der Regierung seiner intriganten Gattin Maria überlassen mußte. Dieses hinterlistige Weib ist dem Lande wahrlich zum Verhängnis geworden. Mit Gift und Dolch räumte sie unter den Boljaren auf und beseitigte alle, die sich ihr in den Weg zu stellen wagten. Ihr ganzes Streben lief darauf hinaus, einerseits ihrem Söhnchen Michael die Thronfolge zu sichern, andererseits die auf eine Verschmelzung der orthodoxen mit der römischen Kirche gerichteten Bestrebungen des Kaisers Michael VIII von Byzanz zu vereiteln, wobei sie an ihrer Mutter, des Kaisers Schwester, einen kräftigen Rückhalt fand. So wurde Trnovo zu einem unheilvollen Sitz byzantinischer Zettelungen, und beständig gingen verdächtige Kuttenträger als Überbringer geheimnisvoller Briefe zwischen beiden Kaiserstädten hin und her. Um die Tatareneinfälle dagegen kümmerte sich die Czarin so wenig, daß das verzweifelnde Volk schließlich zur Selbsthilfe griff. Der verwegene Heiduck Ivajlo Brdovka stellte sich an die Spitze bewaffneter Scharen und schlug die Eindringlinge wiederholt aufs Haupt, wodurch er im ganzen Lande ungeheures Ansehen gewann. Das spornte ihn an, auch in Trnovo selbst Ordnung zu machen. Der kranke Czar Konstantin ließ sich ihm inmitten einer kleinen Schar Getreuer entgegenfahren, verlor aber Schlacht und Leben. Fast alle Städte und Burgen gingen darauf zu dem Sieger über, und schließlich mußte sich ihm auch Maria in Trnovo ergeben. Obwohl er sie anfangs stolz und herrisch genug anließ, betörte sie ihn doch durch ihre Reize und feierte das Beilager mit ihm, so daß sich der wilde Räuber nun als rechtmäßigen Czaren betrachten durfte. Freilich wurde der rauhe Held der Berge der geschniegelten Griechin bald wieder überdrüssig. Die raschen Fortschritte Ivajlos hatten aber ernste Besorgnisse in Byzanz wachgerufen, und man beeilte sich daher dort, in Jovan Asên III einen Gegenczaren aufzustellen, wobei mit Bestechungsgeldern für die Boljaren nicht gespart wurde, so daß viele von Ivajlo abfielen. Als sich vollends das Gerücht verbreitete, dieser sei im Kampfe mit den Tataren umgekommen, konnte Jovan Asên 1279 mit griechischer Hilfe als Czar in Trnovo einziehen. Die von Ivajlo schwangere Maria ließ er nach Byzanz schleppen, und niemand weinte ihr eine Träne nach. Da erschien plötzlich der totgeglaubte Ivajlo wieder und besiegte die Griechen in zwei Treffen. Jovan Asên, der seiner Schwächlichkeit und Wankelmütigkeit halber nirgends im Volke größeren Anhang gefunden hatte, raffte schnell noch alle erreichbaren Schätze zusammen und entfloh nach Byzanz, wo er von dem über das Fehlschlagen der kostspieligen Unternehmung wenig erbauten Kaiser höchst ungnädig empfangen wurde. Aber auch den rauhen Abenteurer Ivajlo wollte das Volk nicht wieder zum Czaren, sondern erkor an seiner Stelle den klugen und tapferen Georg Terterij (1280 bis 1292), den es vergötterte, und der dadurch der Stammvater einer neuen Dynastie wurde. Ivajlo suchte Hilfe bei dem greisen Tatarenkhan Nogai und traf bei diesem merk-

würdigerweise mit Jovan Asên zusammen, der zu gleichem Zwecke in das Tatarenlager gekommen war. Der verschmitzte Tatar hielt beide mit leeren Versprechungen hin und ließ dann bei einem Gastmahle in der Trunkenheit dem ehemaligen Hirten- und Bauernkönig Ivajlo in rohester Weise die Kehle abschneiden. Auch Jovan entging nur mit knapper Not dem gleichen Schicksale. Terterij erneuerte das Bündnis mit Karl von Anjou, dem auch der schlaue Serbenherrscher Milutin beitrat. Nur dieser hatte erhebliche Vorteile von dem Kriege, denn der in Albanien gelandete Neapolitaner wurde von den Griechen 1281 bei Berat geschlagen, und auch die Bulgaren vermochten keine nennenswerten Vorteile zu erzielen. In Widdin warf sich der gleich Teterij mit dem kumanischen Adel verwandte Boljar Šišman zum selbständigen Herrscher Westbulgariens auf und behauptete sich auch, obwohl er zeitweise von den Serben wieder vertrieben wurde. Er ist der Stammvater der letzten bulgarischen Czarendynastie. Verhängnisvoll aber wurde ein erneuter Einfall der Tataren, die unter dem alten Nogai 1285 über Donau und Balkan vorstießen und auf ihren flinken Rossen in unglaublich kurzer Zeit ganz Bulgarien überschwemmten und zugrunde richteten. Terterij glaubte seinen Thron dadurch retten zu können, daß er seine Tochter dem Čoki, dem Sohne Nogais, zur Frau gab. Aber auch das nutzte ihm nichts. Der unglückliche Czar mußte flüchten und suchte bei den Byzantinern um Gastfreundschaft nach, wurde aber von ihnen gefangen gesetzt. Nogai zog schließlich ab, nachdem er vorher den Boljaren Smileč zum tributpflichtigen Czaren eingesetzt hatte, und fand bald darauf im Kampfe mit anderen Tatarenhorden den Schlachtentod. Darauf kehrte sein Sohn Čoki nach Bulgarien zurück und verdrängte den Smileč, da er als Schwiegersohn Terterijs selbst ein Anrecht auf den bulgarischen Czarenthron zu haben behauptete. Bei diesem Unternehmen war ihm sein bulgarischer Schwager Theodor Svetslaw behilflich. In Trnovo aber warf dieser die Maske plötzlich ab, ließ den Tatarenkhan ergreifen und im Gefängnis von jüdischen Henkern erdrosseln, den Patriarchen Joakim III aber, der es mit den Tataren hielt, vom Burgfelsen herabstürzen. Das Volk erhob sich zu einer „sizilianischen Vesper" und brachte alle in den Städten befindlichen Tataren um. Nach dieser entschlossenen Tat ließ sich Theodor Svetslaw (1295—1322), den das Volk als Retter des Vaterlandes vom Joche der asiatischen Nomaden feierte, zum Czaren krönen.

In Byzanz sah man diese neue Kräftigung Bulgariens keineswegs gern und schickte daher Michael, den Sohn Konstantins und der Maria, mit griechischen Truppen als Gegenczaren ins Land. Er vermochte aber ebensowenig auszurichten, wie der später zu gleichem Zwecke aufgestellte Radoslaw, ein Bruder des Smileč. Die von den Bulgaren bei diesen siegreichen Kämpfen gemachten vornehmen griechischen Gefangenen tauschte Svetslaw gegen seinen Vater Terterij aus und überwies diesem einen reich ausgestatteten Ruhesitz auf bulgarischem Boden. 1301 kam es zu einem neuen Kriege mit Kaiser Andronikos, in welchem Svetslaw wichtige Eroberungen in dem Gebiete zwischen der Tundža und dem Schwarzen Meere machte. Der dann geschlossene Friede aber war von Bestand, und Svetslaw heiratete sogar die Nichte des Kaisers, Theodora, gestattete auch, daß einige im Guerillakrieg besonders erfahrene Heiducken wie Chronislaw und Iwan, den Griechen bei ihren Kämpfen gegen die Türken in Kleinasien halfen. Die von der Sage verherrlichten und ausgeschmückten Abenteuer dieser kühnen Bandenführer sind noch heute vielfach Gegenstand der bulgarischen Volkslieder. Als in Byzanz infolge der verwegenen Raubzüge katalonischer Söldner, die man gegen die Türken verwendet, aber nicht bezahlt hatte, eine furchtbare Hungersnot ausbrach, rettete Svetslaw die Einwohner durch rasche und massenhafte Zufuhr bulgarischen Getreides. Auch sonst war die zweite Hälfte seiner Regierung eine dem durch die vielen Kriege verwüsteten Lande hochwillkommene Zeit segensreichen Friedens, und insbesondere hielt Svetslaw mit Milutin von Serbien gute Freundschaft, der sogar als Gast nach Trnovo kam. Svetslaws Sohn Georg Terterij II, ein ehrgeiziger Jüngling, der sofort einen



Wochenmarkt in der bulgarischen Hauptstadt Sofia.
(Nach einem Kolossal-Gemälde im Schloß des Königs Ferdinand.)

Bulgarische Volkstypen aus den Jahren 1877—1885.
(Nach Zeichnungen der Kriegsberichterstatter der „Monde Illustré“ und der „Leipziger Illustrierten Zeitung“.)

neuen Krieg mit Byzanz vom Zaune brach, lebte nur ein Jahr, und mit ihm erlosch der Stamm der Terterijiden. Damit war das Zeichen zum Anbruch wilder Anarchie gegeben. Einzelne Landstriche machten sich selbständig, andere fielen zu den Byzantinern ab. Schließlich wählten die Boljaren den Herrscher Widdins, Michael Sišmanic (1223 bis 1230) zum Czaren.

Er vermochte zwar den Verlust Plovdivs nicht zu hindern, schaffte aber im übrigen ziemlich Ordnung und behauptete die seitherigen Grenzen. Ein schwerer Fehler war es von ihm, daß er, um sich mit den Byzantinern auszusöhnen, seine Gemahlin Anna, die Tochter Milutins, verstieß und dafür Svetslaws Witwe, die Griechin Theodora heiratete. Die Folge war eine verhängnisvolle Spannung mit dem beleidigten Serbien, die zwar zunächst noch überkleistert wurde, später aber doch zum Kriege führte. Schon als in Byzanz Thronstreitigkeiten zwischen dem älteren und dem jüngeren Andronikos ausbrachen, die mit dem Siege des letzteren endigten, unterstützte Serbien jenen, Bulgarien diesen, beide natürlich in höchst eigennütziger Absicht. Czar Michael lauerte nur auf eine günstige Gelegenheit, sich durch einen Handstreich Konstantinopels selbst zu bemächtigen, und eine solche sollte sich auch bieten. Während der jüngere Andronikos mit seinem Heere im Westen stand, knüpfte Michael mit dem älteren, der mit einer Handvoll unzuverlässiger Truppen in dem ausgehungerten Konstantinopel saß, Verhandlungen an, die darauf hinausliefen, zum Schutze der Stadt und zu ihrer Behauptung gegen den Nebenbuhler bulgarische Soldaten einzulassen. Schon lagerten 3000 Bulgaren unter dem Heerführer Iwan dem Russen vor den Toren von Byzanz, und Michael selbst stand mit der Hauptmacht bei Jamboli zum sofortigen Nachrücken bereit. Ein günstiger Zufall schien ihm mühelos in den Schoß werfen zu wollen, wonach ein Simeon und Asen II ihr ganzes Leben lang vergeblich gestrebt hatten. Aber der jüngere Andronikos erfuhr rechtzeitig von dem verräterischen Anschlage und ließ seinen Großvater durch Eilboten im Namen des Vaterlandes beschwören, doch von diesem verderblichen Plane abzulassen. Der mißtrauische Greis wurde auch wirklich schwankend und gewährte zunächst nur einzelnen Bulgaren den Zutritt zur Stadt. In Eilmärschen rückte inzwischen der jüngere Andronikos heran und lagerte sich neben den Reiterscharen Iwans. Durch reichliche Geschenke suchte er diesen auf gütlichem Wege zur Umkehr zu bewegen. Während Iwan noch zauderte, trafen Boten des Czaren ein, der selbst den Rückzug befahl, da er nunmehr an dem Gelingen des so aussichtsreich begonnenen Unternehmens verzweifelte. Im Jahre 1330 kam der schon lange drohende Krieg zwischen Serbien und Bulgarien zum Ausbruch, nachdem Michael sich vorher der Rumunen, Tataren und Griechen versichert hatte. Aber der Serbenkönig Stephan kam der Übermacht seiner Gegner zuvor und zwang Michael noch vor seiner Vereinigung mit Andronikos am 28. Juni 1330 bei Köstendil zur Schlacht. Die Bulgaren befanden sich von vornherein im Nachteil, da gerade ein großer Teil von ihnen zum Furagieren ausgezogen war, als die Serben in stolzer Schlachtordnung anrückten, 300 erzgepanzerte und berittene deutsche Söldner in ihrer Mitte. Die ungestüme Tapferkeit des serbischen Kronprinzen Stephan Dušan trug den Sieg über bulgarische Zähigkeit davon. Das bulgarische Heer wurde vollständig zersprengt, Czar Michael selbst erschlagen. Von diesem Tage ab ging die führende Rolle unter den Südslawen von Bulgarien auf Serbien über. Kaiser Andronikos kehrte auf die Nachricht von dieser Katastrophe schleunigst wieder um. König Stephan aber zeigte sich als Sieger ungewöhnlich milde. Er entließ die gefangenen Bulgaren und behielt nur die Boljaren bis zur Übergabe ihrer Burgen bei sich. Während des Weitermarsches erreichte ihn eine bulgarische Gesandtschaft, die ihm die Czarenkrone anbot, da es der ernste Wunsch der Bulgaren sei, mit den stammverwandten Serben zu einem einzigen großen Reiche vereinigt zu werden. Merkwürdigerweise und aus unaufgeklärt gebliebenen Gründen schlug Stephan dieses Anerbieten leider aus und begnügte sich damit, die verstoßene Czarin Anna, deren griechische Nebenbuhlerin sich nun eiligst aus dem Staube machte, im

Triumphe nach Trnovo zurückzuführen und dort ihren Sohn Siśman II zum Herrscher Bulgariens ausrufen zu lassen. Hätte Stephan den bulgarischen Antrag angenommen, so „wäre es wohl," wie Gopčević richtig bemerkt, „seinem Sohn Dušan gelungen, nicht nur Byzanz zu erobern, sondern auch die aufstrebenden Türken zu vernichten. Die Balkanhalbinsel wäre dann ein großes slawisches Reich geworden, und Europa von dem Unglück der Türkeneinfälle verschont geblieben."

Die serbische Czarin machte sich aber bei den Bulgaren bald unbeliebt, und als auch noch die Griechen aus angeblicher Entrüstung über die Vertreibung der Theodora die Hafenstädte am Schwarzen Meere und Jamboli an sich rissen, fegte schon nach einem Jahre ein Volksaufstand sie mitsamt ihrem Sohne hinweg. Sie begab sich nach Ragusa, während der junge Siśman zu den Tataren flüchtete, um sich später abenteuernd in Italien herumzutreiben und 1373 in Neapel zu enden. Der neugewählte Bulgarenczar Jovan Alexander (1331—1365), ein Neffe des Czaren Michael, war der Schwiegersohn des Rumunenfürsten Ivanko Basaraba, und seine Schwester Helena war mit dem neuen Serbenkönig Stephan Dušan vermählt, auf den sie großen Einfluß ausübte. Die drei so nahe verschwägerten Herrscher schlossen sich zum Kampfe gegen Ungarn und Griechen eng zusammen, und zwar mit dem Erfolge, daß Jovan Alexander den letzteren Südbulgarien wieder abnahm, der Rumune die Ungarn in den Sümpfen der Walachei bis zur Vernichtung schlug und der Serbe Makedonien, Albanien und Epirus eroberte, um sich daraufhin 1346 zum Kaiser von Serbien erheben zu lassen. Aber schon machten sich als warnendes Menetekel die Türken durch Streifzüge nach Thrakien bemerkbar und rauften sich in den Schluchten der Rhodopen mit den Heiducken herum. Die Griechen hatten selbst diese gefährlichen Bundesgenossen in ihrer Not herbeigeholt und wurden nun die Geister, die sie riefen, nicht wieder los. In Byzanz ging jetzt überhaupt alles drunter und drüber, und die Parteifehden und Palastrevolutionen wollten nicht aufhören. Dazu kamen Seuchen, Hungersnot, Erdbeben, Geldmangel und das vollständige Darniederliegen des Handels durch die immer mehr überhandnehmende Seeräuberei. Alexander hatte es hauptsächlich — bald im Frieden, bald im Kriege — mit dem klugen Kronprätendenden Kantakuzenos zu tun, der wohl am klarsten von allen Zeitgenossen die wachsende Türkengefahr erkannte, aber wenig zu ihrer Abwehr zu tun vermochte, zumal ihm der Bulgarenczar in kurzsichtiger Verblendung die dazu erbetene Hilfe verweigerte. So vermochte der kriegstüchtigste Türkenstamm der Osmanen 1353 in Gallipoli festen Fuß auf europäischem Boden zu fassen und von da aus die Nachbarschaft im weitesten Umkreise zu verheeren. Nahezu ebenso trostlos wie die Weltereignisse gestalteten sich damals auch die inneren Verhältnisse Bulgariens, das durch die nähere Berührung mit dem Byzantinertum offenbar viel von seiner urwüchsigen Kraft und kernigen Natur eingebüßt hatte und durch spitzfindige Mönchszänkereien, widerwärtigen religiösen Hader und ekle Palastintrigen nicht minder zerrissen und geschwächt wurde wie durch die äußeren Kriege. Aus den Athosklöstern entlaufene, nichtsnutzige und unwissende Mönche verbreiteten unter dem abergläubischen Volke die blödsinnigsten Lehren und stifteten eine Unzahl neuer Sekten. Zu den verhältnismäßig harmlosen Bogumilen gesellten sich die Hesychasten, die durch die beständige Betrachtung des eigenen Nabels in dunkler Klosterzelle mit himmlischen Wonnen erfüllt zu werden glaubten, die im Adamskostüm auf den Straßen herumliefen, dabei auf Arbeit und Ehe schimpften, den Herrgott, den Gekreuzigten und die Jungfrau Maria verfluchten und dann in den Höhlen der Gebirgsschluchten die wildesten Orgien feierten. Selbst Tiere wurden wieder an heiligen Bäumen geopfert wie in der Heidenzeit. Fortwährend tagten Konzilien, und die Pfaffen schleuderten sich auf ihnen gegenseitig Bannflüche zu. Tatkräftiger als der Czar selbst bewies sich in der Bekämpfung all dieser Faseleien der heilige Theodosius, der gewaltig predigte und fluchte, in seinen Büchern gegen die Ketzer donnerte und heilige Bäume umhieb; sehr viel hat's aber auch nicht geholfen. Theodosius wurde später zum Patriarchen gewählt, zog es aber vor, seine Tage

in einer hoch über den Fluten des Pontus am Kap Eminé wundervoll gelegenen Einsiedelei zu verleben, bis er von da durch Seeräuber vertrieben wurde. Alexander selbst vermehrte die Verwirrung noch durch sein viel Ärgernis erregendes Familienleben. Die Anmut eines schönen Judenmädchens bezauberte ihn derart, daß er seine Gemahlin Theodora ins Kloster steckte und nicht eher ruhte und rastete, bis er die Jüdin geheiratet und zur Czarin erhoben hatte. Obgleich sie selbst zum Christentum übertrat und sich tadellos betrug, hatte ihre für damalige Zeiten märchenhafte Erhöhung doch eine unheimliche Einwanderung ihrer Stammesgenossen zur Folge, die wie ein Heuschreckenschwarm ins Land fielen, an dessen Marke saugten und überall mit unerträglicher Anmaßung auftraten. Die Söhne beider Czarenfrauen haßten sich glühend und befehdeten einander bei jeder Gelegenheit. Ein Lichtblick in der unruhevollen und gewitterschwangeren Regierungszeit Alexanders war nur das erneute Aufblühen der Literatur. Doch standen die jetzigen Schriftsteller den alten an bodenständiger Kraft weit nach und verloren sich vielfach in schwülstigen Phrasen oder spitzfindigen Wortklaubereien. Alexander, der persönlich der Literatur sehr zugetan war, ließ die Chronik des Konstantin Manasses ins Slawische übersetzen und den zahlreichen Klosterbibliotheken (das Kloster auf dem Vitosch ist eine Stiftung von ihm) viele Bereicherungen und eine sorgsame Pflege zuteil werden. Noch ehe dieser nicht unbegabte und jedenfalls vom besten Willen beseelte, aber vom Glück nicht gerade verwöhnte Czar die Augen schloß, eroberten die Türken Adrianopel und machten es zur Hauptstadt ihrer europäischen Besitzungen.

4. Die Türkenherrschaft.

Jugendfrisch und naturwüchsig, gestählt und abgehärtet, kraftvoll und kampfgeübt, von glühendem religiösem Fanatismus beseelt und im Kampfe gegen die verachteten Ungläubigen die sinnlichen Freuden eines ewigen Paradieses suchend — so war das Osmanentum, als es unter seinem tatkräftigen Sultan Murad I mit Feuer und Schwert anstürmte gegen die uneinige, zersplitterte Christenheit auf dem Balkan, die obendrein im Rücken ständig von den Ungarn bedroht wurde, gegen das innerlich durch und durch verfaulte Byzantinertum, gegen das von diesem Byzantinertum angekränkelte, durch kirchliche Wirren und innere Unruhen zerwühlte Bulgarien, gegen das seit Dušans Tode in eine Unzahl kleiner, sich gegenseitig befehdender Fürstentümer aufgelöste Serbien. Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Die Türken hatten beim Betreten Europas nichts zu verlieren und alles zu erhoffen, die Bulgaren verteidigten mit dumpfer Verzweiflung zwar eine alte, erbeingesessene Kultur, aber diese war vom Byzantinismus durchseucht, durch den Separatismus geschwächt, durch die eingerissene Sittenlosigkeit und das Sektenwesen verdorben. Während die Türken bis dahin fast nur zu Pferde fochten und deshalb die festen Städte immerhin einen einigermaßen sicheren Zufluchtsort vor ihrem Wüten gewährten, hatten sie sich jetzt in den Janitscharen, die ausschließlich aus im Kindesalter entführten, dann im islamitischen Glauben erzogenen und von früh an streng soldatisch gedrillten Christensöhnen bestanden, auch ein Fußvolk von unwiderstehlicher Tapferkeit und fatalistischer Todesverachtung herangebildet und waren dadurch doppelt furchtbar geworden. Wo der Türke hinkam, da machte er reinen Tisch. Die Felder und Baumpflanzungen wurden verwüstet, die Weinstöcke abgehauen, Dörfer und Städte verbrannt, die Herden weggetrieben, die Kirchen in Moscheen verwandelt, die Bevölkerung erbarmungslos abgeschlachtet oder tief nach Asien verschleppt, soweit sie sich nicht zur Annahme des Islam bequemte. Über die Einzelheiten des nun entbrennenden gigantischen Religions- und Rassenkampfes sind wir erstaunlich schlecht unterrichtet, denn der vorhandenen Quellen sind äußerst wenige, und sie erscheinen überdies von einseitigem Parteifanatismus ge-

trübt. Die meisten Aufzeichnungen der Zeitgenossen sind wohl der allgemeinen Vernichtung anheimgefallen. Um so üppiger hat die Sage ihr wirres Rankenwerk um diesen bitteren Verzweiflungskampf gesponnen. In unzähligen, weitverbreiteten Volksliedern lebt noch heute allenthalben die dunkle Erinnerung fort an die Helden der bösen Türkenzeit. Der geschichtliche Kern aber ist nur in den wenigsten Fällen einigermaßen noch herauszuschälen. Ausgesprochener Liebling der Volkssage ist der im ganzen Balkan über alle Gebühr gefeierte und verherrlichte Marko Kraljewitsch der Starke, der im Volksbewußtsein allmählich zu einer überirdischen Riesengestalt emporgewachsen ist. Der geschichtliche Marko war freilich nur ein kleiner serbischer Tributärfürst und wirkt nicht gerade sympathisch dadurch, daß er den Türken Heeresfolge leistete und seine Gemahlin aus Eifersucht dem Scheiterhaufen überantwortet haben soll.

Czar Alexander hatte schon vor seinem Ableben seine beiden ältesten Söhne (einer unverbürgten Überlieferung zufolge soll sich allerdings der eine, Asên, noch 12 Jahre lang in einem unzugänglichen Bergkloster gegen die Osmanen gehalten haben und erst durch Verrat überwältigt worden sein) in den Türkenkämpfen verloren und beging nun noch auf dem Sterbebette den verhängnisvollen Fehler, sein Reich unter die beiden Überlebenden zu teilen. Sein Liebling Jovan Šišman III (1365—1393), der Sohn der Jüdin, erbte den Czarentitel, während der ältere Sracimir mit Westbulgarien abgefunden wurde und seinen Sitz in Widdin aufschlug. Da sich außerdem der gewalttätige Boljar Dobrotič (nach ihm ist die Dobrudscha benannt) am Schwarzen Meere selbständig gemacht und sich in seiner Hauptstadt Varna eine achtunggebietende Flotte geschaffen hatte, war Bulgarien in dem Augenblicke, als der wuchtige Stoß des geschlossen vorgehenden und einheitlich geführten Osmanentums es traf, in drei sich gegenseitig befehdende Staaten gespalten. Leider eröffnete der im allgemeinen nicht untüchtige Šišman die letzte bulgarische Czarenherrschaft unter schmählichem Bruch des geheiligten Gastrechtes mit einer Tat treuloser Verrats. Als nämlich der griechische Kaiser Joannes Palaeologus nach Trnovo kam, um ihn zum Zusammenhalten gegen die gemeinsame Türkengefahr zu bewegen, ließ er ihn hinterlistig ergreifen und einkerkern. Diese gemeine Handlungsweise rief in Europa einen solchen Sturm der Entrüstung hervor, daß der ritterliche Graf Amadeus von Savoyen, ein Vetter des Kaisers, eine stattliche Schar abenteuerlustiger französischer und italienischer Ritter sammeln und auf genuesischen und venetianischen Schiffen an den bulgarischen Küsten erscheinen konnte. Nachdem er im Vorüberfahren den Türken Gallipoli entrissen hatte, stürmte er Anchialos und Mesembria und ließ die ganze Besatzung über die Klinge springen, so daß sich Šišman zur Herausgabe des gefangenen Kaisers genötigt sah. Gegen seinen Halbbruder Sracimir hegte er unversöhnlichen, auf Gegenseitigkeit beruhenden Haß, und beide rauften sich um den Besitz Sofias so lange, bis die Türken sich dieser Stadt durch einen Handstreich bemächtigten. Sracimir wurde von den Ungarn vorübergehend aus Widdin vertrieben. Diese hatten nichts Eiligeres zu tun, als eine Schar fanatischer Pfaffen auf die Bevölkerung loszulassen, um sie zum Katholizismus zu bekehren. Da man den Leuten vorspiegelte, daß dann das ganze Abendland zur Hilfe gegen die Türken herbeieilen werde, sollen damals in wenigen Tagen 200 000 Bulgaren katholisch geworden sein. Inzwischen hatten die Türken an der Ostgrenze des Reiches reißende Fortschritte gemacht und dem Czaren Kirk-Kilisse und Jamboli, Samokov und Ichtiman nach hartnäckiger Gegenwehr entrissen. Im Friedensschlusse mußte sich Šišman zur Tributzahlung und Heeresfolge bequemen und als Unterpfand der Treue seine schöne Schwester Thamar dem Harem Murads opfern. Die „weiße Bulgarin" soll aber auch dort treu ihren Christenglauben bewahrt und einen wohltätigen Einfluß auf ihren rastlosen Gemahl und Gebieter ausgeübt haben. Doch lauerte Šišman nur auf eine Gelegenheit, das Türkenjoch wieder abzuschütteln. Eine solche schien sich schon zu bieten, als nun auch die Serben mit den Türken zusammenstießen und in Abwesenheit Murads bis in die Nähe von Adrianopel vordrangen. Hier-

durch übermütig gemacht, wurden sie aber sorglos und ließen sich 1370 von Hadji Ilbeki an der Maritza überfallen, wo sie in einem entsetzlichen Blutbad nahezu aufgerieben wurden. Wie die Wölfe, die sich in Verbindung mit Hungersnot auch stets in ihrem Gefolge einzustellen pflegten, überschwemmten die Türken das ganze Land. Dieses ward — so klagt beweglich ein Zeitgenosse — „leer an Menschen und Vieh und an Feldfrüchten. Es gab weder einen Fürsten noch einen Führer, überhaupt gar keinen Erretter oder Erlöser unter dem Volke; alles verging vor Islamitenfurcht, und selbst die tapferen Herzen heldenmütiger Männer verwandelten sich in die schwächsten Frauenherzen. Mit Recht wurden damals die Verstorbenen von den Überlebenden beneidet." Die gemeinsame Not schweißte endlich die uneinigen Südslawen zur Bekämpfung des furchtbaren Gegners zusammen. Nach kurzer Friedenszeit schlossen Tvrdko von Bosnien und Lazar von Serbien ein Offensiv- und Defensivbündnis, dem auch Šišman und die Kroaten beitraten. Ein kurzer Feldzug im Jahre 1386 zwar endete nach dem Verluste von Nisch unglücklich, aber schon im folgenden Jahre schien sich eine besonders günstige Gelegenheit zu abermaligem Losschlagen zu bieten, da Murad in Asien in langwierige Kämpfe verwickelt war. So konnten die Verbündeten mit Übermacht auftreten und brachten in der Tat den Türken bei Pločnik an der Toplitza eine vernichtende Niederlage bei. Unermeßlicher Jubel durchrauschte bei der Kunde von dieser glänzenden Waffentat die ganze Balkanhalbinsel, und alles atmete auf, wie erlöst von schwerem Druck. Man ahnte ja nicht, daß dieser erste große Sieg des verbündeten Südslawentums über die verhaßten asiatischen Eindringlinge auch schon der letzte sein sollte. Denn schon rüstete der unermüdliche Murad zu einem großartigen Rachezuge. Mit einem ungeheuren Heere erschien er 1388 selbst wieder in Europa. Šišman hatte den ersten Stoß auszuhalten, und er war ihm keineswegs gewachsen. Die Balkanpässe, Trnovo und Schumna gingen rasch verloren, nur Varna leistete erfolgreichen Widerstand. Der Czar selbst warf sich nach Nikopolis und verteidigte sich hier mit verzweifelter Tapferkeit, mußte schließlich aber doch in die Übergabe willigen und sich den Bedingungen des Siegers fügen. Nach dem Abzuge Murads erhob er sich zwar nochmals, aber wieder entschied das Waffenglück gegen ihn. Mit Weib und Kind mußte er fußfällig um Gnade flehen. Infolge der Fürbitten seiner edlen Schwester Thamar kam er noch glimpflich davon. Aber in alle bulgarischen Städte wurden türkische Besatzungen gelegt, und Silistria gänzlich abgetreten. Auch Sracimir in Widdin mußte sich den Türken unterwerfen. Die Entscheidung in dem gigantischen Ringen fiel am 15. Juni 1388 in der großen Völkerschlacht auf dem Amselfelde, wo sowohl Murad wie Lazar den Tod fanden, nach unendlichem Blutvergießen aber schließlich die serbische Tapferkeit trotz anfänglicher Erfolge dem Ungestüm der von Bajazid geführten Türken unterlag. Von diesem in einen bunten Sagenkranz gehüllten Tage ab war die Macht der Südslawen gebrochen, die Vormauer der europäischen Kultur niedergeworfen, und die Türkenflut konnte nun ungehindert gegen die die zweite Mauer bildenden Ungarn anbranden und im weiteren Verlauf der Dinge ins Herz Europas und bis vor die Tore Wiens gelangen. Schon bei den ersten Kämpfen zwischen Ungarn und Türken scheint Šišman sich in geheime Verhandlungen mit jenen eingelassen zu haben, denn Bajazid schritt sofort zu einem großen Rachefeldzuge. Sein Sohn Čelebi erschien mit erdrückender Übermacht vor der alten Czarenstadt Trnovo und nahm sie nach heldenmütigem, dreimonatlichem Widerstande am 17. Juli 1393 mit Sturm. Der größte Teil der herrlichen Stadt ging dabei in Flammen auf, und die wundervollen Paläste wurden dem Erdboden gleich gemacht. Die siegestrunkenen Türken hausten derart, „daß bei der bloßen Erwähnung die Zunge erzittert und Schauder die Knochen ergreift". Die 110 vornehmsten Männer wurden zu einer Beratung in eine Kirche beschieden und dort schonungslos niedergemetzelt. Der greise Patriarch Euthymij, der mit seiner ruhigen Würde in diesen schweren Tagen bei Abwesenheit Šišmans der Trost und die Stütze der hart geprüften Bevölkerung gewesen war, sollte auf dem Burgdamm öffentlich ent-

hauptet werden, aber der Sage nach fiel dem Henker dabei durch ein Wunder der Arm aus, worauf die entsetzten Türken den Greis am Leben ließen. Jedenfalls wurde er nur nach Makedonien verbannt, die ganze übrige Bevölkerung aber, soweit sie dem Blutbade entronnen war, nach Asien überführt. Niemals wieder hat das zerstörte Trnovo seine frühere Blüte wieder zu erlangen vermocht. Auch die bulgarische Nationalkirche war durch diesen Schlag vernichtet. Wie der letzte Bulgarenczar selbst geendet hat, wissen wir nicht. Nach der einen Überlieferung fand er einen ehrlichen Schlachtentod, nach der anderen kam er elend im türkischen Kerker um. Sracimir ergab sich in Widdin dem Ungarkönig Sigismund, als dieser mit der Blüte der abendländischen Ritterschaft den Kampf gegen den Sultan Bajazid aufnahm. Aber am 28. September 1396 wurde das Christenheer bei Nikopolis vernichtet, und der grausame Sieger ließ über 3000 Gefangene vor seinem Zelt barbarisch abschlachten. Zwei Jahre später fiel auch Widdin, und Sracimir verschwand spurlos. Damit war ganz Bulgarien in der Gewalt des erbarmungslosen Feindes. Mit seiner Selbständigkeit war es für Jahrhunderte vorbei. Ein nicht geringer Teil des Volkes fiel unter diesem Druck vom Christenglauben ab, so namentlich Boljaren und Bogumilen, die damit die Vorfahren der heutigen Pomaken (mohammedanische Bulgaren) wurden. So tief war die allgemeine Mutlosigkeit, daß selbst die Vernichtung Bajazids durch Tamerlan bei Angora (1402) nur einen schwächlichen Aufstandsversuch der Czarensöhne Konstantin und Fružin zu zeitigen vermochte, den der neue Sultan Suleiman rasch unterdrückte. Prinz Fružin kämpfte später noch mit den Magyaren in wechselvollen Feldzügen tapfer gegen den türkischen Erbfeind und siedelte sich schließlich ganz in Ungarn an. Sein Bruder Alexander dagegen trat zum Islam über und brachte es im Dienste der Türken zu hohen Würden. Er fiel schließlich auf bulgarischem Boden in den Balkanschluchten unter den Schwertern von Fanatikern, die der türkische Rechtsgelehrte Mahmud Bereddin um sich gesammelt hatte, um aus Verschmelzung von Islam und Christentum eine neue mystische Religion zu gründen.

In Sofia nahm der Beglerbeg von Rumelien seinen Sitz, der von nun ab Bulgarien als türkische Provinz verwaltete und die einzelnen Landstriche zum Aussaugen unter seine Steuerpächter verteilte. Erstarrend legte sich der dürre Wüstensand des Islam auf die altbulgarische Kultur und begrub langsam, aber sicher und unaufhaltsam das bulgarische Volksbewußtsein. Zum zweiten Male hatte sich der düstere Eisenvorhang des Welttheaters über das zu Boden geschmetterte bulgarische Czarenreich niedergesenkt, und es dauerte lange, sehr lange, bis er sich in kleinen Rucken wieder hob, um nun plötzlich der erstaunten und überraschten Mitwelt auf den Schlachtfeldern von Slivnitza und Kirk-Kilisse die neu erwachte, ungebändigte Kraft eines urwüchsigen und unverdorbenen Bauernvolkes zu zeigen, aber auch dessen Zuckungen beim Erwachen und seine häßlichen Kinderkrankheiten. Die Ruhe eines Kirchhofes herrschte jahrhundertelang in Bulgarien, aber es war kein süßer, blumenumrankter Dornröschenschlummer, sondern ein starrer, bleierner, unheimlicher Scheintod, das Erwachen erfolgte nicht durch den Kuß eines liebeglühenden Werbers, sondern rauhes Kriegsgetümmel rüttelte den schlafenden Riesen wach, und seine sich wieder öffnenden Augen trafen nicht auf die freundlichen Blicke eines märchenhaften Königssohns, sondern auf das wutverzerrte Antlitz des alten Todfeindes, der mit erhobener Mordwaffe vor ihm stand. Das eben ist das Seltsame in der Geschichte Bulgariens, daß es unmerklich und fast ohne Übergang aus dem finstersten Mittelalter hinübergleitet in die modernste Neuzeit, daß eine lange Reihenfolge von Seiten aus dieser Chronik einfach herausgerissen erscheinen. Dieses interessante und seinem innersten Wesen nach so schwer zu ergründende Volk verharrt nach einer großen und ruhmvollen Vergangenheit jahrhundertelang regungslos im Zustande der tiefsten Demütigung, verliert selbst das Bewußtsein der Knechtschaft und den Willen zur Freiheit, um dann aus ein paar unscheinbaren Büchern neue, markige Kraft zu saugen und die alten Kulturvölker Europas durch

glühende Vaterlandsliebe und hingebende Opferwilligkeit zu beschämen. Wahrlich eine Wiedergeburt eines Volkes, wie sie die Geschichte nach so langer und so gründlicher Unterjochung kaum jemals wieder zu verzeichnen hat. „Stumpf und dumpf", schreibt Baron Falkenegg, „lebten die einst so lebhaft bewegten Bulgaren dahin, eine gedankenlose Resignation hatte sich der Gemüter bemächtigt, der vordem so kriegerische Volkscharakter war ein knechtisch ergebener geworden." Und wie der Türke den Leib knechtete, so der Grieche den Geist. „Unser Volk," klagt der treffliche neubulgarische Schriftsteller Drinov, „war tot; die Bulgaren waren kein Volk mehr, sondern nur ein Haufen unterjochter, bedrückter, ruinierter Leute. Sogar das Wort narod (= Volk) verlor sich damals, und an seine Stelle trat das griechische chora (slawisch: rajah), was zu allerhand Mühen und Lasten verurteilte Landleute bedeutet. Gelangte wirklich jemand zu einem menschenwürdigeren bürgerlichen Leben, so hörte er auch schon auf, Bulgare zu sein, und wurde Grieche, weil es den ersteren gar nicht zukam, ein bürgerliches Leben zu führen; so etwas durfte sich nur der Grieche erlauben. Der Bulgare mußte Bauer bleiben, geboren zu schwerer Arbeit." Spurlos gingen an diesem toten Volk die gewaltigen Umwälzungen und großartigen Entdeckungen vorüber, die den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit einleiteten, und nichts vernahm der bulgarische Schafhirt in den einsamen Balkanschluchten von den großen Ereignissen der Weltgeschichte. Nur insofern wurde er davon berührt, als oft genug Bulgarien zum Kriegsschauplatz zwischen den Türken und ihren Widersachern gemacht wurde, oder wenn ein auffässiger Pascha nach blutigem Kampfe niedergeworfen wurde — für die vertierte türkische Soldateska jedesmal eine willkommene Gelegenheit zum Rauben und Plündern.

Wer jemals selbst die grauenhaften Zustände in den vernachlässigsten asiatischen Wilajets kennen gelernt hat, der wird sich einen ungefähren Begriff davon machen können, wie es in Bulgarien beim Beginne der Neuzeit ausgesehen haben mag. Türkische Mißwirtschaft richtete Handel und Ackerbau zugrunde, türkische Verständnislosigkeit verstopfte allgemach die besten Erwerbsquellen, türkischer Fanatismus ertötete jede geistige Regung, türkische Wollust entnervte, das Haremsleben entsittlichte die Bevölkerung, und türkischer Steuerdruck entpreßte ihr das letzte Hab und Gut. Es waren lange Jahrhunderte der furchtbarsten Leiden, aber selbst an sie gewöhnte sich der zähe bulgarische Bauer, und aus seinem Bewußtsein entschwand der Gedanke, daß es jemals anders war und in Zukunft wieder anders sein könne. Er baute und züchtete nur das Notdürftigste zur Fristung des Lebens, da ihm ja doch alles andere von den türkischen Machthabern weggenommen wurde. So verödeten die Felder und Dörfer, aber auch die Städte entvölkerten sich und zerfielen. Von weitblickendem Großhandel war keine Rede mehr, und der Kleinhandel befand sich ausschließlich in den gierigen Händen der geschäftsklugen Griechen. Die Häfen am Schwarzen Meere versandeten, und die großen Handelsstraßen wurden zu armseligen Saumpfaden. Für die Volksbildung geschah ebensowenig wie für das Sanitätswesen: tiefste Unwissenheit, grauenhafter Aberglaube und ansteckende Seuchen waren die Folge. Bezeichnend ist es, daß die einzige Volksschicht, die sich einer besseren Lebenslage und damit auch des größten Ansehens erfreute, die der sogenannten Vojniks war, die als Trainsoldaten und Roßknechte im türkischen Heere dienten und dafür gewisse Vorrechte genossen. Sie wohnten abgesondert in großen Dörfern in den Hochtälern des Balkan (Jamboli, Slivno und Kazanlik waren solche Vojnik-Dörfer), waren steuerfrei und konnten es deshalb zu einigem Wohlstande bringen. In diesen Dörfern herrschte ein freierer Geist, eine gewisse Lebenslust und kriegerisches Gebaren, und sie haben auch in späteren Zeiten immer besonders kriegstüchtige Mannschaften ins Feld geschickt. Auch sei der Unparteilichkeit halber nicht verschwiegen, daß das strengere Pflichtbewußtsein der Türken vorteilhafter auf das Volk einwirken mußte, als früher die byzantinische Verderbtheit. Solange die Janitscharen noch nicht alles in der Türkei auf den Kopf stellten, war es überhaupt besser. Aber unter ihrem Einfluß artete das Agrar-

system tatsächlich zur Sklaverei aus. Wenn auch hier und da einmal ein milderer Sultan oder Pascha zu wohltätigen Reformen ansetzte, so wurden diese doch immer auf halbem Wege zum Stehen gebracht oder vom nächstfolgenden Machthaber wieder rückgängig gemacht. Unter diesen gab es fürchterliche Quälgeister, mit deren Namen man noch heute die Kinder schreckt, wie Arni, Kirdschali usw. Die Rechtspflege lag vollständig darnieder. Sie bestand nach Gopčevič darin, „daß jeder Mohammedaner Recht, jeder Nichtmohammedaner Unrecht hatte, und bei gleicher Religion der Meistzahlende Recht behielt". Besonders bedrückt und bei jeder sich bietenden Gelegenheit auf das greulichste mißhandelt wurden die christlichen Priester. Es war damals tatsächlich lebensgefährlich, Priester zu werden, obschon der Türke an sich eigentlich nicht bekehrungssüchtig ist und vor dem Renegaten wenig Achtung empfindet. Wer irgendwie mit den türkischen Behörden in unliebsame Berührung gekommen war, dem blieb kaum etwas anderes übrig, als in die Bergwälder zu fliehen und Heiduck zu werden. In den zerklüftetsten Teilen des Balkan, namentlich aber in den unwegsamen Rhodopen, führten diese Heiducken in Scharen bis zu 50 Köpfen unter selbstgewählten, verwegenen Hauptleuten ein wildromantisches, unstetes Räuberleben, das der Rache an den türkischen Peinigern gewidmet war, während sie auf gewöhnliche Straßenräuber (Kokasarin = Hühnerdieb) verachtungsvoll herabsahen. Da sie sich an ihren christlichen Stammesgenossen nur ausnahmsweise vergriffen, im allgemeinen aber lediglich die Türken heimsuchten, hielt das gemeine Volk zu ihnen, verriet sie nicht leicht, leistete ihnen vielmehr Wach- und Späherdienste und gewährte ihnen mehr oder minder freiwillig schützenden Unterschlupf. An Pässen und Saumpfaden lagen die bis an die Zähne bewaffneten Heiducken hinter Felsen oder im Waldesdickicht auf der Lauer und erschossen jeden vorüberziehenden Türken, oder sie überfielen mohammedanische Dörfer, um dann beim Anrücken von Truppen spurlos zu zerstieben, in tagelangen Märschen über Felspfade die Gegend zu verlassen und sich in einer vorausbestimmten andern wieder zusammenzufinden. Mühevoll genug war ihr Leben, der Himmel ihr Zelt, der Fels ihr Bett, Sturm, Wind und Regen ihre Schlafgenossen, der Morgentau ihr Trunk, im Notfall schwarze Erde ihre Speise. Wohl nur die wenigsten starben eines natürlichen Todes, und an jedem türkischen Stadttor waren ihre aufgespießten Köpfe zu sehen. Einige besonders kühne und erfolgreiche Anführer wurden zu wahren Volkshelden; unzählige Lieder und Sagen haben ihr Andenken verherrlicht, ihr Leben und ihre „Heldentaten" ausgeschmückt, die freilich zumeist nur in feigem Zusammenschießen des Gegners aus dem Hinterhalte bestanden. Die allerschlimmsten und trübsten Zeiten für Bulgarien brachen herein, als es mit der türkischen Macht abwärts zu gehen anfing. Wenn die in Ungarn oder Serbien geschlagenen Türkenheere zurückfluteten, kühlten sie ihre Wut jedesmal an den wehrlosen Bulgaren in der abscheulichsten Weise, und namentlich mußte das unglückliche Land bei den Feldzügen gegen Osman Pasvanoglu, den abtrünnigen Pascha von Widdin, schwer leiden. Zu Ende des 18. Jahrhunderts bildeten massenhaft entlaufene Soldaten im Verein mit allerlei anderem Gesindel große Räuberscharen (Krdžalijen), die das Land fürchterlich mitnahmen, zu förmlichen Heeren anschwollen, ganze Städte dem Erdboden gleich machten und selbst das seit 1453 türkische Konstantinopel bedrohten. Daß aber trotz all der flüchtig geschilderten Drangsale die alte Freiheitssehnsucht im Volke doch wenigstens noch als schwacher Funke unter Schutt und Asche fortglomm, zeigte sich in dem Jubel über die Siege des Prinzen Eugen und beim Balkanübergange des russischen Feldherrn Diebitsch, dessen Name uns durch die zwischen ihm und General York zu Tauroggen 1813 abgeschlossene Konvention vertraut ist.

Einen ernstlichen Versuch zur Befreiung Bulgariens vom türkischen Joche hatten die Ungarn 1443 unter König Wladislaw IV und Johann Hunyad (von Geburt kein Magyar, sondern ein Rumune), dem gefeierten und erfolgreichen Heerführer, gemacht. Sie drangen mit einem großen Heere, bei dem sich auch 600 böhmische Streitwagen befanden, bis Sofia vor, das sie verbrannten, konnten zwar die nach Plovdiv führenden Pässe nicht bewältigen, errangen aber auf dem Rückmarsche einen großen Sieg an der Nischawa. Im folgenden Jahre jedoch verlor König Wladislaw bei Varna Schlacht und Leben, und damit sank auch diese letzte Hoffnung ins Grab. Seitdem nahm sich kein Volk mehr der Bulgaren an, und erst die Russen brachten ihnen die Freiheit.

5. Das Wiedererwachen des bulgarischen Nationalgeistes.

Das Wiedererwachen des bulgarischen Volksbewußtseins kam von innen, vom Gemüte aus und wurde vermittelt durch die ersten Bücher der neubulgarischen Literatur, die an sich durchaus keine großartigen Leistungen oder hervorragende Meisterwerke, aber an ungeahnt tiefgehender, weitgreifender und folgenschwerer Wirkung nur mit den vor der französischen Revolution erschienenen Schriften oder mit Fichtes „Reden an die deutsche Nation" zu vergleichen waren. Im Jahre 1762 schrieb der Mönch Paisij in einem der Athosklöster eine von feuriger Vaterlandsliebe getragene „Sloveno-bulgarische Geschichte von den bulgarischen Völkern, Czaren und Heiligen", die dazu bestimmt war, das Volk wachzurütteln aus seinem Scheintode, ihm seine große Vergangenheit vor Augen zu halten, es daran zu erinnern, daß es an Zahl den Osmanen Europas überlegen, an Tüchtigkeit ihnen gewachsen sei oder dies doch bei planmäßiger Schulung wieder werden könne, daß es also recht wohl imstande sei, aus eigener Kraft das verhaßte Türkenjoch abzuschütteln, wenn es nur einig zusammenhalte. Mit glühenden, aufpeitschenden Worten erinnerte der später im ganzen Lande umherreisende Mönch seine Volksgenossen an die Zeiten, wo die Bulgaren der Schrecken der umwohnenden Völker gewesen waren, wo ein Simeon und Jovan Asên mit gepanzerter Faust gegen die Tore Stambuls geschlagen hatten, daß es durch ganz Europa dröhnte. Unter den Schülern Paisijs ist der hochbegabte, durch seinen bewegten Lebenslauf bekannte Bischof Sofronij von Vraca († 1816) besonders hervorzuheben. In seinen tief empfundenen, von edler Gesinnung zeugenden Werken tritt namentlich der Griechenhaß stärker hervor als bei dem sanftmütigeren Paisij. Er arbeitete in erster Linie darauf hin, Bulgarien von der erdrückenden, selbst die bulgarische Sprache vernichtenden Bevormundung durch die griechische Kirche und den sittenlosen phanariotischen Klerus zu befreien. Großes Aufsehen erregte endlich 1828 das Werk des Russen Venelin „Alte und jetzige Bulgaren" und lenkte zum ersten Male wieder die Augen Europas auf dieses unglückliche Land, das bis dahin kaum noch ein geographischer Begriff gewesen war. Mit unendlicher Geduld und zähem Fleiße hatte Venelin seine Stoffe im Land und Volke selbst gesammelt, obschon er dabei keinerlei Unterstützung genoß, sondern allenthalben (echt bulgarisch!) auf zähen passiven Widerstand stieß. Gelesen wurden alle solche Bücher zunächst hauptsächlich in den Kreisen der bulgarischen Emigranten, die sich zahlreich besonders in Serbien und Rumänien angesammelt hatten. Bald wurde Bukarest zum Sitz des revolutionären Neubulgarentums. Schon 1844 erschien in Smyrna die erste Tageszeitung in neubulgarischer Sprache, der bald andere in Stambul und von 1876 an sogar unverhüllt revolutionäre Blätter in Bukarest folgten. Vergebens suchte die türkische Regierung diese Strömung seit 1862 durch Herausgabe der offiziösen „Turcija" zu bekämpfen. Die „Turcija" wurde vom Volke einfach nicht gelesen, während die liberalen Blätter in den Balkandörfern geradezu „verschlungen" wurden.

Und nun begann sich ganz langsam und allmählich der Herzschlag dieses mißhandelten, scheintoten Volkes wieder zu regen, so leise zunächst, daß nur derjenige etwas davon merken konnte, der sein Ohr dicht an diesen verstümmelten Volkskörper legte. Es ist bezeichnend, daß die ersten Schritte sich nicht gegen die politische Unterdrückung durch die Türken, sondern gegen die kirchliche und sprachliche durch die Griechen richteten, daß dabei der gesetzmäßige Weg keinen Augenblick ver-

lassen, sondern die wohlwollende Vermittlung und der Gerechtigkeitssinn der Paschas und des Großherrn selbst angerufen wurden. Und wenigstens in dieser Beziehung nicht ohne Erfolg. Die mehr oder minder unglücklich verlaufenen Kriege gegen Rußland hatten ja den türkischen Machthabern mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt, wie gefährlich in solchen Fällen ein bulgarischer Gesamtaufstand für sie werden müsse, und sie benutzten daher die kirchliche Frage gar nicht ungern als ein Sicherheitsventil, durch das die erregte Volksleidenschaft unschädlich abgelassen werden konnte. Schon am Ausgange des 18. Jahrhunderts hatte der aufgeklärte Sultan Selim III, dessen großzügige Reformen freilich schließlich an dem Widerstande der in ihren Vorrechten bedrohten Janitscharen scheiterten, den Bulgaren einige Erleichterung gewährt, beim Friedensschlusse 1829 benützten viele von ihnen die gebotene Gelegenheit zur Auswanderung nach Bessarabien, und nach Beendigung des Krimkrieges, in welchem die Pforte durch Dazwischentreten der Westmächte vor der russischen Übermacht gerettet worden war, mußte sie wohl oder übel dem Drängen jener auf Einführung von Reformen in Bulgarien nachgeben, zumal die dort herrschenden himmelschreienden Zustände inzwischen in Europa schon zu bekannt geworden waren und namentlich in England die öffentliche Meinung empört hatten. Schon vorher hatte der von den besten Absichten beseelte Sultan Mahmud II, nachdem er 1831 und 1837 die bulgarischen Provinzen selbst besucht hatte, unter Mithilfe seines tüchtigen Ministers Reschid Pascha das helotenhafte Dasein der Bulgaren menschenwürdiger zu gestalten versucht, und unter seinem Nachfolger, dem jungen, gutmütigen, aber schwächlichen Abdul-Medjid erwirkte Reschid 1839 den sogenannten Hatti-Scherif von Gülhane, der die Verheißungen Mahmuds als feierliches Gesetz verkündete und Sicherheit des Lebens, der Ehre und des Eigentums auch für die christlichen Bulgaren anordnete, die Verpachtung der Steuern verbot und ihre gerechte Verteilung befahl, die Rekrutenaushebung regelte und Todesstrafe und Vermögenseinzug nur nach vorausgegangener richterlicher Untersuchung für zulässig erklärte. Der praktischen Durchführung dieser hochherzigen Bestimmungen setzte freilich das verdorbene türkische Beamtentum so zähen Widerstand entgegen, daß sie vielfach nur auf dem Papier stehen blieben, ja nicht selten machte sich der Unwille der Türken über diese Gleichstellung der mißhandelten und verachteten christlichen „Rajah" in blutigen Ausschreitungen Luft. Aber dann zeitigte der Krimkrieg auf der Pariser Friedenskonferenz 1856 einen noch wichtigeren Erlaß, den „Hatti-Humajun". Dieses die Gleichstellung christlicher und mohammedanischer Untertanen in der Türkei betonende Dokument war von den Botschaftern der Großmächte selbst am grünen Tische ohne eingehende Kenntnis der Verhältnisse hergestellt und von den Bevollmächtigten des Sultans lediglich am Anfang und am Ende mit tönendem, aber nichtssagendem Wortschwall aufgeputzt worden. So diente es in der Hauptsache nur als Paradestück für die Konferenz und machte mehr Eindruck auf die öffentliche Meinung und auf die Presse Europas, als auf die gewalttätigen Paschas in Rumelien, die ja hübsch weit vom Schuß saßen. Nicht nur von den Türken, sondern selbst von vielen Christen wurden die praktisch oft kaum durchführbaren Bestimmungen des Hatti-Humajun mit dem lebhaftesten Mißtrauen aufgenommen, und so blieb sein wirklicher Wert trotz aller schönen Worte gering. Immerhin ermutigte er die Bulgaren, nun unablässiger und energischer auf Befreiung von der griechischen Kirche zu dringen. Natürlich wehrte sich diese nach Kräften gegen ein solches Ansinnen. Aber auf die Dauer nützten ihr alle Verleumdungen und Intrigen nichts, denn 1870 befahl ein Machtspruch des Sultans Abdul Aziz die Errichtung eines bulgarischen Exarchats. Der erbitterte griechische Patriarch mußte sich damit begnügen, diesem die Anerkennung zu verweigern und den Bannfluch über alle bulgarischen Priester auszusprechen, was diese freilich nicht hinderte, bald ebenso fett zu werden, wie es ihre griechischen Vorgänger gewesen waren. Der erste bulgarische Exarch Ilarion spielte freilich eine etwas komische Rolle, denn er war ein vollständig unwissender ehemaliger Heiduck, dessen rohe Manieren vielfach die Heiterkeit der Griechen und Türken

erregten. Glücklicherweise dankte er bald ab, und an seine Stelle kam der gebildetere Bischof Anthimos von Widdin. Eine sehr wohltätige Folge der Befreiung von der griechischen Kirchenbevormundung war eine kräftige Aufwärtsentwicklung des bulgarischen Schulwesens, das von opferwilligen Gemeinden und wohlhabenden Emigranten mächtig gefördert wurde. Gegen türkische Übergriffe aber nahm namentlich der gerechte Mithad Pascha, Statthalter des Tuna-Wilajets, die Bulgaren in Schutz, wenn er auch andrerseits alle Aufstandsversuche und Selbständigkeitsgelüste mit furchtbarer Strenge unterdrückte.

Dem kirchlichen Befreiungskampfe hatte sich natürlich sehr bald auch der politische angeschlossen und fand nun in dem günstigen Ausgang des ersteren einen gewaltigen Ansporn. Vorher war man über die fußfällige Eingabe demütiger Bittschriften und über zersplitterte und mit ganz ungenügenden Kräften unternommene Aufstandsversuche, die auf belanglose Bandenkämpfe hinausliefen und von dem wohlgeschulten türkischen Militär mit leichter Mühe unterdrückt wurden, nicht hinausgekommen. Jetzt aber kam auch in diese Bewegung mehr Zielbewußtsein und Planmäßigkeit. Es hat lange genug gedauert, bis sich die fünf Jahrhunderte hindurch geknechteten Bulgaren wieder auf die eigene Kraft besannen. Während der russischen Feldzüge zu Anfang und Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten sie sich größtenteils vorsichtig zurückgehalten, denn noch fühlten sie sich nicht stark genug, die Freiheit mit dem Schwerte zu erkämpfen, wußten auch nur zu gut, wie furchtbar die türkische Rache sie im Falle einer russischen Niederlage treffen würde. Nur der Balkanübergang Diebitschs brachte hier und da das gewaltsam anerzogene Knechtsgefühl zum Weichen und veranlaßte die Bildung einer bulgarischen Freiwilligenlegion unter Kapitän Mamarčov, deren Angehörige dann von dem ihnen im Friedensvertrag verbürgten Auswanderungsrechte Gebrauch machten. Mamarčov selbst entrollte zwar nach dem Abzuge der Russen 1836 nochmals auf eigene Faust das Banner des Aufruhrs, fiel aber im Kloster Kapinovo durch Verrat in die Hände der Türken, die die meisten Gefangenen kurzerhand aufhängten. Trotz dieses abschreckenden Beispiels verursachte der immer unerträglicher werdende Steuerdruck in der Folgezeit fortgesetzt neue und sich ständig mehrende, schließlich zu einer bleibenden Erscheinung werdende Aufstandsversuche. Ihren stärksten Rückhalt fanden diese immer in den rein bulgarischen Gebirgsgegenden, während sie in den stark mit Türken und Griechen durchsetzten Ebenen und Küstenstrichen von vornherein aussichtslos waren. Als Begründer der bulgarischen Bandenbewegung darf wohl der unstet abenteuernde Rakovski gelten, der schließlich arm und verlassen 1867 in Bukarest verstarb, von wo seine Gebeine später feierlich nach Sofia überführt wurden. Sein Nachfolger Ljuben Karavelov († 1879), der auch als Dichter und Schriftsteller Lorbeeren erntete, war ein hochgebildeter Mann von leidenschaftlichem Temperament. Sein Grundsatz, daß Bulgarien sich durch eigene Kraft befreien müsse, fand zwar bei der Volksmasse noch kein volles Verständnis, wohl aber stürmischen Beifall bei der gebildeteren Jugend und begeisterte diese zu den todesmutigsten Anstrengungen. Bald überzog ein Netz geheimer Komitees das ganze Land. Schon 1840 hatten die Bulgaren von Belogradčik die blutsaugerischen Steuerbeamten verjagt, sich dann aber an der für ihre unzureichenden Waffen uneinnehmbaren Feste gleichen Namens verblutet und waren schließlich von arnautischen Baschi-Bosuks in der grauenhaftesten Weise abgeschlachtet worden. Nicht besser ging es 11 Jahre später den Einwohnern von Rakovica. Die kriegerischen Verwicklungen der Pforte mit Serbien veranlaßten 1862 die Erhebung des Panajot Hitov, die aber bald zu einer bloßen Heiduckenräuberei herabsank. Fünf Jahre später finden wir diesen Mann bei Klisura, wo er sich mit dem an der Spitze von einigen Hundert Jungbulgaren über die Donau gegangenen Filip Totjov zu vereinigen suchte. Da aber die erhoffte Erhebung im Lande selbst ausblieb, mißlang auch dieser Putsch. Die jungen Desperados verzweifelten trotzdem nicht, sondern wiederholten 1868 denselben Versuch, scheiterten jedoch abermals an der Gleichgültigkeit der Bevölkerung. Mit nur 150 Mann

erschienen Hadzi Dimitrij und Stephan Karadža in der gleichen Gegend und entrollten das alte Banner mit dem goldenen Löwen im roten Felde. Von der türkischen Übermacht alsbald in die Balkanschluchten gedrängt, fielen hier die jungen Freiheitskämpfer nach heldenmütigem Ringen bis auf den letzten Mann. Die Folge dieser und anderer Putsche war die Einkerkerung zahlreicher, aus irgend einem Grunde verdächtiger Bulgaren. Zu größeren Kämpfen kam es 1876 im Anschluß an den Aufstand in der Herzegowina und dem Krieg der Pforte mit Serbien, an dem auch eine bulgarische Legion teilnahm, aber wegen ihrer Ungeübtheit im Waffenhandwerk und wegen ihrer allzu tief sitzenden Türkenfurcht wenig Ruhm erntete. In Bulgarien selbst, wo u. a. der kaum 20jährige Stephan Stambulow aus Trnovo durch seine wilde Beredsamkeit, witzige Schlagfertigkeit und glühende Vaterlandsliebe endlich den zündenden Funken in die Volksseele zu schleudern und größere Massen fortzureißen wußte, schlugen die Aufständischen im Mai 1876 gegen die Verabredung zu früh los und verdarben dadurch alles. Statt gleichzeitig überall flackerte der Aufstand an verschiedenen Orten nach und nach empor und konnte so von den Türken in Strömen von Blut erstickt werden. Die nur 485 Mann zählende Schar des Popen Hariton wurde beim Kloster Archangel von 5000 Türken mit mehreren Geschützen umzingelt und nach heldenmütiger Gegenwehr vernichtet. Auf alle irgendwie am Aufstande beteiligten oder auch nur verdächtigen Städte und Dörfer wurden die wilden Scharen der Baschi-Bosuks und Tscherkessen losgelassen und richteten die entsetzlichsten Verwüstungen an. Unzählige Bulgaren büßten ihre Freiheitssehnsucht am Galgen oder wanderten in die türkischen Kerker. Niederträchtiger Verrat aus den Reihen der eigenen Landsleute beschleunigte den Untergang der wenigen entschlossen ausharrenden Freiheitskämpfer. So wurde die 600 Mann und darunter viele Gebildete zählende Abteilung Dystabanovs im Kalofer-Balkan, diejenige des Lehrers Nikola und des Popen Jovan im Mara Gedük-Balkan nach verzweifeltem Widerstande aufgerieben. Zu den wenigen, die schwimmend über die Donau entkamen, zählte auch der junge Stambulow, der Gastwirtssohn aus Trnovo, der später in seinem Vaterlande noch eine so große Rolle spielen sollte. Was nun noch folgte, war kein Krieg mehr, sondern Henkersarbeit, das grauenhafte Hinschlachten wehrloser Menschen ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts.

Zu den aufständischen Städten gehörte auch das aus 2—3000 Häusern bestehende Panagjuriŝte, wo sich die Männer jubelnd um ein von der „bulgarischen Königin", der schönen Lehrerin Rajka, gesticktes Banner geschart und die türkischen Steuereinnehmer und Gendarmen recht unsanft hinausbefördert hatten. Militärisch aber fingen sie die Sache so ungeschickt wie nur möglich an, auch fehlte es sehr an Gewehren, und so konnte kaum irgend welcher Widerstand geleistet werden, als Hafiz Pascha mit Infanterie, Baschi-Bosuks und Geschützen vor der von der geflüchteten Landbevölkerung vollgepfropften Stadt erschien. Ohne auch nur zur Übergabe aufzufordern, drang er sofort in die Stadt ein, und nun begann ein schauerliches Gemetzel, das drei Tage lang andauerte und dem über 3000 Einwohner zum Opfer fielen, zum Teil erst nach den scheußlichsten Martern. So wurde der 85jährige Priester Peov entmannt und vor dem Altare verbrannt, der 70jährige Philantrop Bojadžijev erlitt das gleiche Schicksal, nachdem man ihm vorher beide Augen ausgestochen hatte, der 70jährige Pop Nestor wurde langsam in Stücke zerhackt usw. Sämtliche Weiber (auch die hochgebildete Rajka) und selbst viele Kinder wurden in rohester Weise geschändet, oft zu Tode genotzüchtigt, Mütter in Gegenwart ihrer Töchter, Frauen im Beisein ihrer Männer, Mädchen vor den Augen ihrer Väter. Ein besonders beliebter „Sport" dieser vertierten Soldateska war es, Säuglinge mit dem Bajonett an die Mutterbrust zu nageln oder Schwangeren den Leib aufzuschneiden, das Kind herauszunehmen und den kleinen Geschwistern zum Spielen zu geben. Erst als nach drei Tagen der Leichengestank unerträglich wurde, zog der unmenschliche Hafiz Pascha ab. Der Stadt Koprivŝtica bereitete er ein ähnliches Schicksal, trotzdem sie freiwillige

Unterwerfung anbot, ebenso Tassun Bey der Stadt Klisura, die über Prozessionen und dem Singen von Freiheitsliedern die Vorbereitungen zum Widerstande vergessen hatte, und beide wurden für diese schmählichen „Heldentaten" noch durch die Verleihung hoher Orden ausgezeichnet. Das Städtchen Perustica, das sich an dem Aufstand gar nicht beteiligt hatte, erbat selbst von Aziz Pascha zum Schutze gegen die überall auf dem flachen Lande mordenden und plündernden Baschi-Bosuks eine Besatzung aus regulären Truppen. Ehe diese aber eintraf, erschienen 300 Baschi-Bosuks unter Achmed Aga, verwüsteten die Stadt und ermordeten einen Teil der Einwohner, während der Rest in die beiden Kirchen flüchtete und sich dort verschanzte. Als dann Aziz Pascha endlich selbst mit Nizams und Artillerie anlangte, ließ er die beiden Kirchen mit Granaten bewerfen, wobei an 1000 Frauen und Kinder umkamen. Am allerfürchterlichsten aber war das Strafgericht in der großen Holzhauergemeinde Batak, die sich freiwillig unterworfen hatte und von deren 8000 Einwohner trotzdem 6000 in der grausamsten Weise abgeschlachtet wurden. Die meisten Familien wurden völlig ausgerottet, die Kinder gespießt, 200 Weiber lebendig verbrannt, die Mädchen nackend ausgezogen und den Lüsten der Soldateska preisgegeben, worauf ihnen dann kaltblütig der letzte den Kopf abschnitt. Der Engländer Macgahan sah noch einige Zeit später über 100 Mädchenköpfe auf einem Haufen liegen. Das sind die berüchtigten bulgarischen Greuel, die einen entsetzten Aufschrei der Entrüstung in ganz Europa erregten, namentlich in England und Rußland, aber nur in letzterem reifte der Abscheu zur erlösenden Tat. Einstweilen war der Kelch des Leidens für das unglückliche Bulgarenvolk immer noch nicht völlig geleert. Besonders sei betont, daß die oben mitgeteilten gräßlichen Einzelheiten, gegen deren Wiedergabe sich die Feder sträubt, nicht etwa einseitigen bulgarischen Quellen entstammen, sondern den Mitteilungen unparteiischer, an Ort und Stelle prüfender Engländer und dem offiziellen Bericht des nordamerikanischen Generalkonsuls Schuyler, eines Mannes von bis dahin ausgesprochen türkenfreundlicher Gesinnung. Im ganzen sind bei diesen Massakres über 100 Ortschaften zerstört und mindestens 25 000 Menschen abgeschlachtet, 10—12 000 geschändete Mädchen und Frauen in die Harems verschleppt worden. Es herrschte nun wieder die Ruhe des Friedhofs im Lande, und der Schreck über die ausgestandenen Greuel mag der Hauptgrund dafür gewesen sein, daß Bulgarien sich während des serbisch-türkischen Krieges im allgemeinen teilnahmslos verhielt, zumal das Waffenglück ja bald gegen die Serben entschied. Ein Versuch zur Insurrektion Westbulgariens mißlang trotz anfänglicher Erfolge der von Kristo Botjev geführten Aufständischen, die endlich bei Klisura völlig zersprengt wurden. Die Befreiung Bulgariens aus eigener Kraft war also mißlungen, und erst aus den Händen der siegreichen Russen durften die Bulgaren oder doch ein großer Teil von ihnen das köstliche Geschenk der Freiheit nach 485jähriger Knechtschaft entgegen nehmen.

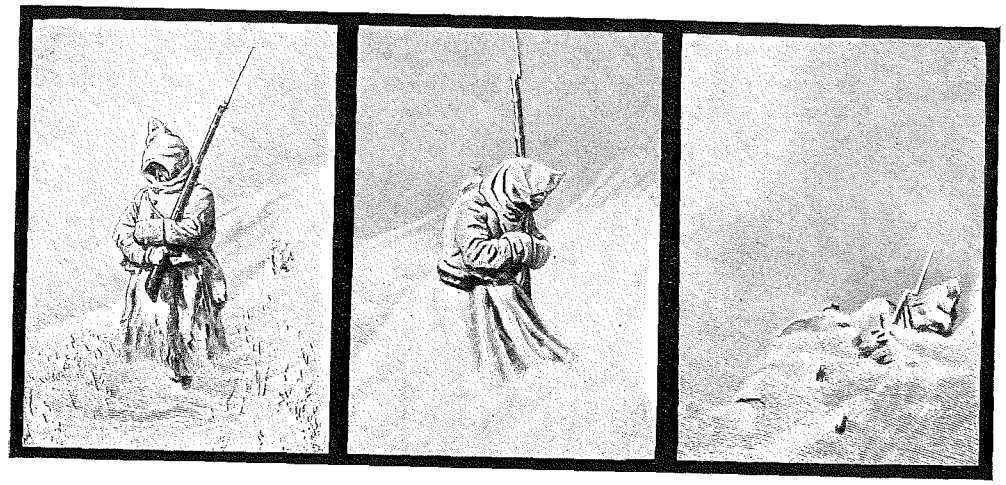
Als Rußland Ende April 1877 den Krieg gegen die Türkei begann, hatte es die Befreiung des stammverwandten Bulgarien von vornherein in sein Programm aufgenommen und im voraus zu einer der wesentlichsten Friedensbedingungen gemacht. Die Triebkraft des Panslawismus machte unwiderstehlich ihre Wirkung geltend, und auch der menschenfreundliche Czar Alexander II persönlich hat es zweifellos mit dem bedauernswerten Bulgarenvolke durchaus ehrlich gemeint. Da dieser Krieg für Bulgarien den Anbruch eines neuen Zeitalters bewirkte, sich in seinem Hauptverlaufe ausschließlich auf bulgarischem Boden abspielte und das Land dabei wieder unendlich zu leiden hatte, da auch auf russischer Seite eine bulgarische Freiwilligenlegion tapfer mitfocht, so sei sein Verlauf hier wenigstens in den Hauptzügen flüchtig angedeutet. Die Russen begingen in verhängnisvoller Unterschätzung des kampfgeübten Gegners von Anbeginn den schweren Fehler, zu wenig Truppen aufmarschieren zu lassen, und als sie dann bei dem unerwartet starken und vom Glück begünstigten Widerstande des Feindes bös in die Klemme gerieten, mußten die stolzen Großfürsten die Hilfe des bis dahin hochfahrend behandelten Rumänien förmlich anflehen und

dem Hohenzollernsproß, der auf dem Thron dieses jungen Fürstentums saß, sogar den Oberbefehl vor dem Entscheidungspunkte Plewna abtreten. Anfangs freilich schien alles einen raschen und günstigen Verlauf der Operationen in Aussicht zu stellen. Während das Korps Zimmermann in die Dobrudscha einrückte, ging die Hauptarmee, 6 Korps unter Großfürst Nikolai, nach Niederkämpfung der türkischen Donauflottille bei Simnitza über die Donau und schob sich keilförmig gen Süden vor, wobei sie aber nach drei Seiten Front machen mußte, da ostwärts Mehemed Ali Pascha von Rustschuk und Schumna, westwärts Osman Pascha von Widdin aus die russische Rückzugslinie bedrohten. Bereits im Juli zogen die Russen unter dem Jubel der Bevölkerung in der alten Czarenstadt Trnovo ein, und ihr General Krüdener eroberte nach glänzendem Gefecht das wichtige Nikopolis. Aber schon setzte der Umschwung ein. Als General Schilder-Schuldner die Türken am 19. Juli aus Plewna vertreiben wollte, fand er diese Stadt unerwartet stark besetzt, denn die zahlreiche russische Aufklärungsreiterei hatte nicht bemerkt, daß sich inzwischen Osman Pascha selbst nach diesem Platze geworfen hatte. Mit 3000 Mann Verlust mußten sich die Russen zurückziehen und entgingen nur mit Mühe einer vernichtenden Niederlage. Inzwischen war der schneidige Reitergeneral Gurko mit einem fliegenden Detachement nach dem Balkan vorgestoßen, in raschem Siegeslaufe bis Kazanlik vorgedrungen, hatte den Hankiöi-Paß genommen, die überraschten, zwischen zwei Feuer genommenen Türken auch aus dem wichtigen Schipkapaß vertrieben und sich in diesem festgesetzt. Seine Reiter streiften schon bis zum Maritzatale und verbreiteten überall Furcht und Schrecken. Die Mißerfolge vor Plewna mußten die schwachen, weit vorgeschobenen Streitkräfte Gurkos aber bald auf das äußerste gefährden. Zwar behauptete Gurko seine feste Stellung bei Eski-Saghra am 30. Juli gegen die Angriffe Reuf Paschas, aber schon zwei Tage später mußte er sie dem mit großen Verstärkungen anrückenden Suleiman Pascha überlassen und sich in den Schipkapaß zurückziehen, den er unter allen Umständen zu halten und zu einem zweiten Thermopylä zu gestalten dachte. In diesen wilden Bergschluchten stand ein Ringkampf heißester Art bevor, denn für beide Parteien war der Besitz des Passes von äußerster Wichtigkeit, ja entscheidend für den ganzen Verlauf des Feldzuges. Für die russische Hauptarmee aber war jetzt Plewna, wo der tatkräftige Osman Pascha starke Feldbefestigungen buchstäblich aus der Erde gestampft hatte, der Stein des Anstoßes und vor seiner Wegräumung an einen weiteren Vormarsch und an eine erfolgreiche Fortsetzung des Krieges nicht zu denken, zumal der Türke am 27. Juli auch noch einen erfolgreichen Vorstoß nach Lowatz gemacht hatte. General Krüdener erhielt den Befehl zur Wegnahme Plewnas, und es wurden ihm dazu 7 Infanteriebrigaden, 2 Reiterbrigaden und die Kosakendivision des tapferen und volkstümlichen, erst 32jährigen Generals Skobelew zur Verfügung gestellt — dem zahlreichen und gut verschanzten Feinde gegenüber eine viel zu geringe Truppenzahl. Der so oft in der russischen Kriegsgeschichte wiederkehrende Fehler, zu den wichtigsten und folgenschwersten Unternehmungen ganz unzulängliche Streitkräfte zu verwenden, machte sich auch hier wieder in verhängnisvoller Weise geltend und rächte sich bitter. Am 30. Juli griff Krüdener an, aber der formidablen Stellung und der Überzahl des Feindes gegenüber blieben die heldenmütigsten Anstrengungen seiner Truppen nutzlos, und mit einem Verluste von 7500 Mann mußte er schließlich den Rückzug antreten, der im Hauptquartier zu Trnovo die größte Aufregung, unter der bulgarischen Bevölkerung aber, die den rachsüchtigen Türken im Geiste schon wieder an der Donau sah, lähmendes Entsetzen hervorrief. Auch von der linken Flanke, wo der Großfürst-Thronfolger mit 2 (später 3) Korps über den Lom vorgestoßen war, kamen schlechte Nachrichten. In einer Reihe blutiger und hartnäckiger Gefechte wurden die Russen wieder über den Lom zurückgetrieben und vermochten nur mit Mühe die Jantralinie festzuhalten. Erst unter dem Drucke all dieser niederschlagenden Hiobsposten kam die russische Oberleitung zu der Überzeugung, daß man den Gegner stark unterschätzt habe, daß dieser nur durch Heranziehung großer Verstärkungen

und mit Hilfe der Rumänen überwältigt werden könne, und daß insbesondere Plewna nunmehr nur noch durch eine vollständige Einschließung und förmliche Belagerung zu nehmen sei. Zur Vorbeitung derselben mußte, nachdem ein Vorstoß Osman Paschas auf Pelisat zurückgewiesen war, General Fürst Imeretinski am 3. September Lowatz zurückerobern. Sehr übereilt setzte man schon auf den 11. September einen allgemeinen Sturmangriff fest, der aber nach gewaltigem Blutverlust (12 000 Russen, 2600 Rumänen) nur einen schwachen Teilerfolg brachte, indem sich die Rumänen, die an diesem Tage ihre Feuerprobe gar wacker bestanden, der wichtigen Griviča-Redoute bemächtigten, das Detachement Skobelews zweier anderen, aus denen es aber schon am anderen Tage nach heldenmütigem Widerstande von einer erdrückenden türkischen Übermacht wieder vertrieben und dabei fast aufgerieben wurde, da man es seltsamerweise ohne alle Unterstützung ließ. So ging es also nicht; nun kam der Ingenieur zu seinem Rechte, und die Sappe trat an die Stelle des Bajonetts. Zur Leitung der Belagerungsarbeiten wurde der berühmte Verteidiger Sebastopols, der geniale Ingenieur-General Totleben, herbeigeholt. Die Verbindung Osman Paschas mit Sofia konnte aber bei der Unzulänglichkeit der zur Verfügung stehenden Truppenzahl einstweilen noch nicht gänzlich gesperrt werden, und es gelang daher Chefkat Pascha, von dort aus erhebliche Verstärkungen und zwei große Proviantkolonnen nach Plewna zu bringen. Inzwischen war seit Mitte August mit der größten Erbitterung um den Besitz des Schipkapasses gerungen worden, wo zunächst nur 3—4000 Russen und Bulgaren mit 40 Geschützen standen, gegen die Suleiman Pascha mit weit überlegener Truppenzahl frontal anstürmte, den Stier gewissermaßen bei den Hörnern packend. Aber obwohl die Russen den unausgesetzten Anstrengungen fast zu erliegen drohten, wichen sie doch nur Schritt für Schritt zurück und hielten sich so lange, bis nach und nach Verstärkungen unter General Radetzki eintrafen. Am 24. August gingen die Russen zum Angriff über, vermochten aber die türkischen Verschanzungen nicht zu nehmen, während Suleiman Pascha sich am 17. September durch einen kühnen Handstreich des einen großen Teil des Passes beherrschenden Forts St. Nikolas bemächtigte. Großer Jubel herrschte darob in Konstantinopel und in dem türkenfreundlichen Europa, aber schon am nächsten Tage mußten die türkischen Sturmkolonnen das Fort wieder räumen, da sie von den ihrigen vollständig im Stiche gelassen wurden. Vor Plewna war man gänzlich von der Sturmtaktik abgekommen, nachdem noch ein rumänischer Angriff auf die Redoute von Plewnitza am 18. September unter schweren Verlusten gänzlich mißlungen war. Dagegen wurde die Einschließung nun dadurch vervollständigt, daß man eine neue Armee unter Gurko auf der Westseite aufstellte und die Verbindung zwischen Sofia und Plewna unterband. Gurko erreichte diesen Zweck Ende Oktober durch eine Reihe glänzender Siege bei Gornji-Dubnik, Telisch, Etropol, Wratza und Rahova, und so konnte der Einschließungsgürtel immer enger gezogen werden. Im übrigen drohte sich freilich bei dem hartnäckigen Widerstande Osman Paschas der so frisch und fröhlich begonnene Feldzug in einen langwierigen Positionskrieg zu verwandeln. Eine empfindliche Schwächung der festungsartigen türkischen Stellung bedeutete es, als Skobelew in der Nacht des 12. November überraschend den „Grünen Hügel“ wegnahm und an den folgenden Tagen gegen wiederholte Sturmangriffe siegreich behauptete. Nach Abschneidung der Zufuhr trat bald auch Mangel an Lebensmitteln im türkischen Lager ein, gegen die nun einsetzende Winterkälte war kein genügender Schutz vorhanden, ansteckende Krankheiten brachen aus, und so sah sich Osman Pascha, der bis dahin alle Aufforderungen zur Übergabe standhaft zurückgewiesen hatte, genötigt, am 7. Dezember einen verzweifelten Durchbruchsversuch in der Richtung auf Widdin zu wagen. Er mißlang, und gleichzeitig drangen auf der Ostseite Russen und Rumänen in die so lange und so tapfer verteidigte Stadt ein. Dem so zwischen zwei Feuer eingeklemmten, nur noch 38 000 Mann starken Türkenheer blieb nur die Waffenstreckung übrig. Damit war das von der ganzen Welt mit atemloser Spannung verfolgte Drama von Plewna vorüber, das Schicksal des ganzen Krieges

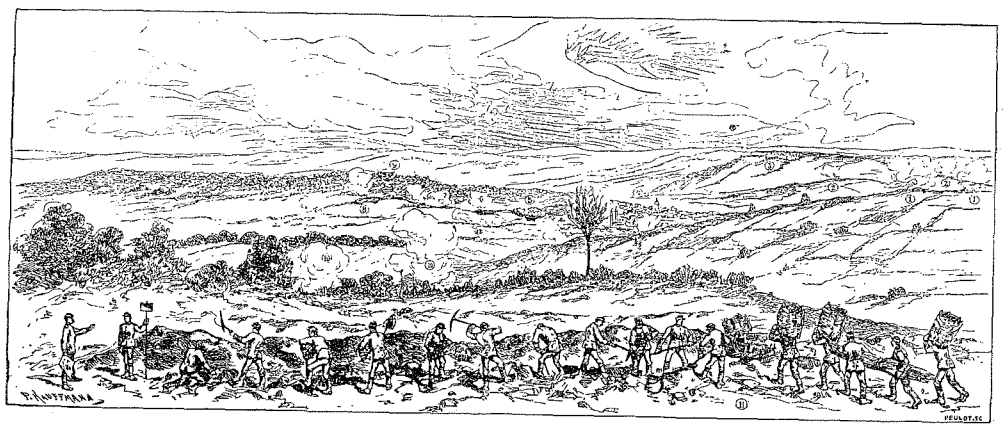
entschieden, auch die Wiedergeburt Bulgariens gesichert. Von diesem Augenblick an erschien der Bann gebrochen, und nun ging es Schlag auf Schlag. Unter den wuchtigen Stößen der siegestrunkenen Russen brach die türkische Widerstandsfähigkeit bald gänzlich zusammen. Suleiman Pascha, der jetzt an der Donau befehligte, machte zwar noch einen glücklichen Vorstoß und bedrohte sogar Trnovo, verstand es aber nicht, die errungenen Vorteile auszunützen und mußte bald wieder über den Lom zurückweichen. Während die Rumänen Widdin und die Serben Nisch belagerten und Fürst Nikita von Montenegro in Albanien einrückte und Antivari erstürmte, drang die russische Hauptarmee in raschem Siegeslaufe ins Herz der Türkei vor. Der unternehmende Gurko überschritt in den Weihnachtstagen bei abscheulichem Winterwetter und 22° Kälte den tief verschneiten Etropol-Balkan, warf die ihm gegenüberstehenden türkischen Truppen über den Haufen und zog am 4. Januar 1878 unter dem Jubel der Bevölkerung in Sofia ein, dessen Mauern seit dem Jahre 1434 kein christliches Heer mehr gesehen hatten. General Karzow erzwang den Übergang über den Trojanski-Paß, besetzte Karlovo und streifte bis in die Gegend von Plovdiv. Während General Radetzki die Türken am Schipka festhielt, überstiegen Skobelew und Mirski unter großen Mühen und Beschwerden den Balkan auf benachbarten Nebenpässen und kamen so dem von Wessel Pascha befehligten Gegner in den Rücken. Nach verzweifeltem Widerstande mußten die Türken in Stärke von 32000 Mann am 9. Januar sich ergeben. Gurko siegte am 15. Januar an der Maritza über Fuad Pascha und gewann damit Philippopel. Seine weiteren Operationen hatten den Zweck, der Armee Suleiman Paschas den Rückzug auf Adrianopel abzuschneiden, was auch durch eine Reihe glänzender Gefechte gelang. In voller Auflösung flüchteten die Türken nach den Hafenstädten am Schwarzen Meere. Unwiderstehlich rückten nun die Russen gegen Stambul selbst an, und schon am 20. Januar konnten sie ohne Widerstand Adrianopel besetzen. Völlig zerschmettert und tief gedemütigt lag die Türkei zu den Füßen des Czarbefreiers, der die Friedensbedingungen nach Belieben hätte vorschreiben können, wenn ihm nicht die neidischen Großmächte mit England an der Spitze in den Arm gefallen wären.

Die bulgarische Freiwilligenlegion, die in diesem wechselvollen Kriege auf russischer Seite focht, erwies sich zum ersten Male des alten bulgarischen Waffenruhms durchaus würdig. An Gurkos kühnen Balkanübergang und an der langen und zähen Verteidigung des Schipkapasses gegen weit überlegene Streitkräfte hat sie hervorragenden Anteil genommen und dabei schwere Verluste erlitten. Auch leisteten manche Heiducken als Spione oder Freischärler oder als ortskundige Führer im zerklüfteten Gebirge schätzenswerte Dienste, und die städtische Bevölkerung empfing die einrückenden Russen überall mit Jubel, aber von einer geschlossenen Erhebung oder auch nur von einer allgemeinen Parteinahme für die christlichen Heere konnte bei alledem keine Rede sein, sondern die große Mehrzahl des Volkes verharrte in dumpfer Resignation und wartete ruhig ab, wie die eisernen Würfel fallen würden. Zu frisch war noch der Eindruck der furchtbaren türkischen Strafgerichte aus den Vorjahren. Panslawistische Schriftsteller und Offiziere klagen sogar bitter über den Mangel an Entgegenkommen seitens eines Volkes, dem man Erlösung und Freiheit brachte. Auch fehlte es keineswegs an Verrätern, denen das türkische Geld höher stand als das Wohl des eigenen Vaterlandes, von dem sie wohl kaum einen Begriff hatten. Doch darf gerechterweise nicht vergessen werden, daß das ohnedies so ausgesogene Land unter den Greueln dieses Krieges abermals auf das furchtbarste zu leiden hatte. Waren schon die befreundeten Russen nicht immer die angenehmsten Gäste (bei meinen Streifzügen im Hochbalkan fiel mir bezeichnenderweise sehr auf, daß die während dieses Krieges gezeugte Generation vielfach einen ausgesprochen russischen Typus hat), so hausten die Türken geradezu fürchterlich, wenn die fremden Eindringlinge weichen mußten. An nicht wenigen Plätzen ging es kaum anders zu als bei den berüchtigten Greueln von Batak. So wurde Eski-Sagra nach dem für die Russen unglücklichen Gefechte völlig zerstört und die gesamte Bevölkerung nach heldenhafter Gegen-



„Am Schipkapaß alles ruhig!"
(Nach dem berühmten Gemälde des Russen Wasilij Wassjewitsch Wereschtschagin.)

Am Plewna am 3. September 1877 (Nach „Monde Illustré").



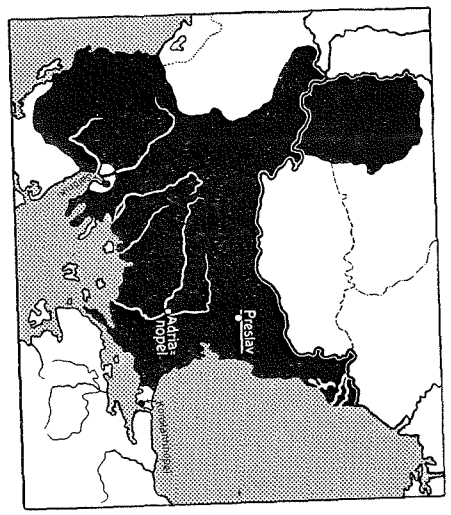
Am Plewna am 10. September 1877 (Nach „Monde Illustré).

wehr bestialisch abgeschlachtet. Mit gleicher Brutalität verfuhren die Türken in Kazanlik, Karlovo, Sopot und anderen Städten am Südhange des Balkan, als der über das Gebirge vorgedrungene Gurko diese Gegenden wieder räumen mußte. In Slivno „zierten" beim Einzuge Suleiman Paschas aufgehängte bulgarische Bauern zu beiden Seiten die Straße. In Karlovo wurden 864 Bürger so im Vorübergehen hingerichtet. Wer das nackte Leben retten konnte, floh entsetzt ins unwegsamste Gebirge. Die englischen Kriegsberichterstatter in den beiderseitigen Lagern haben uns grauenvolle Einzelheiten über diese eklen Begleiterscheinungen des großen Krieges vermittelt. Allein in den Provinzen von Plovdiv und Adrianopel wurden nach ihren genauen Ermittlungen 16 632 Bulgaren niedergemacht, 623 gehängt, 65 verbrannt, 925 Kirchen und Schulen und 40 860 Wohnhäuser zerstört und geplündert. Im Distrikt Plovdiv selbst standen von 129 Kirchen zuletzt nur noch 26, und kaum ein weibliches Wesen kam dort ungeschändet davon. Als dann die endgültige Niederlage des Halbmonds entschieden war, drehten freilich die Bulgaren den Spieß um und kühlten ihr Mütchen an der türkischen Bevölkerung, soweit sie nicht rechtzeitig geflüchtet war. Sie hatten eben auch kein Wasser, sondern Blut in den Adern, und dieses heiße Blut wollte seine Rache haben für die hingeschlachteten Opfer von Batak und Panagjuriste. Auch die Bulgaren sind niemals Heilige gewesen, und so erschlugen sie denn jetzt Hunderte wehrloser Türken und schändeten ihre Frauen. „Auge um Auge, Zahn um Zahn", das ist altes, heiliges Gesetz im Balkan von jeher gewesen und ist es auch heute noch.

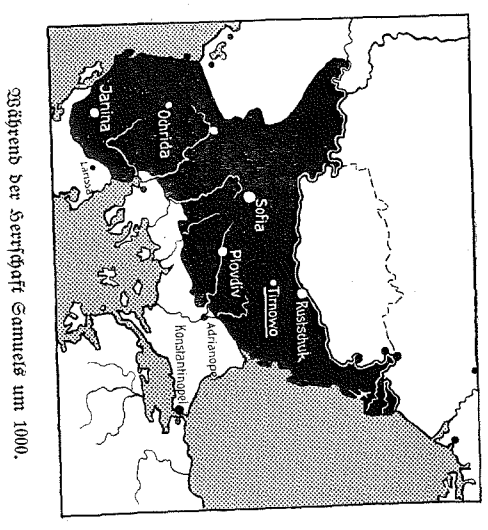
Der Präliminarfrieden zu San Stefano schien die Geschicke Bulgariens äußerst günstig gestalten zu wollen. Es sollte als selbständiges, wenn auch tributpflichtiges Fürstentum von Pirot bis zum Ägäischen und Schwarzen Meere reichen, also alle Gebiete umfassen, in denen Bulgaren den überwiegenden Teil der Bevölkerung bildeten. Der Berliner Kongreß machte einen bösen Strich durch diese Rechnung, aber das in ihr eingesetzte Großbulgarien ist dann während der folgenden Jahrzehnte das Ideal und das sehnsüchtig erstrebte Ziel der bulgarischen Politiker geblieben. Vom menschlichen Standpunkte aus ist es zu bedauern, daß nicht gleich damals auf dem Balkan reiner Tisch gemacht wurde, und auch vom weltgeschichtlichen aus erscheint es bedauernswert, daß der friedfertige Kaiser Alexander II sich aus Scheu vor neuen kriegerischen Verwicklungen durch die englischen Drohungen einschüchtern ließ, zumal diesen durchaus nicht die nötigen Machtmittel zur Seite standen. Auch die englischen Schiffskolosse hätten die Russen nicht mehr aus Konstantinopel zu vertreiben vermocht, wenn sie erst einmal als beati possidentes dort gesessen hätten. Am größten war natürlich die Enttäuschung bei den Panslawisten. „Das siegreiche Rußland mit seinen 2 Millionen Bajonetten", klagt Gopčević, „ließ sich die Friedensbedingungen von einem Manne (Beaconsfield) diktieren, welcher eine Macht vertrat, deren Waffen in den Feldzügen gegen elende Afghanen, Zulus, Boers, Ägypter und Sudanesen sich mit Schmach bedeckt haben — eine Macht, welche nach fünfmonatlichen Rüstungen nicht einmal imstande gewesen war, eine Feldarmee von 50 000 Mann aufzustellen!" In der Tat muß auch der unparteiische Geschichtsschreiber die auf dem Berliner Kongreß durch befrackte Diplomaten am grünen Tisch vorgenommene Zerstückelung Bulgariens in drei ganz verschieden behandelte Teile als ein Schildbürgerstücklein ersten Ranges bezeichnen. Solch gekünstelte und lebensunfähige Gebilde, die mit unwiderstehlicher Wucht und geschichtlicher Notwendigkeit auf eine zentrale Vereinigung, trotz aller Beschwichtigungsversuche in sehr naher Zukunft, hindrängen mußten, konnten nur Männer schaffen, die Land und Leute niemals wirklich kennen gelernt hatten. Gleich nach dem Friedensschlusse zeigten sich denn auch in Ostrumelien ganz bedenkliche Aufstandsgelüste, die von der provisorischen russischen Verwaltung nur mit Mühe unterdrückt wurden. Überhaupt sprang man auf dem Berliner Kongreß mit dem berechtigten Nationalgefühl der Balkanvölker ebenso willkürlich wie töricht um: Österreich erhielt serbische, Rumänien bulgarische, Rußland rumänische Gebietsteile,

Tafel VIII

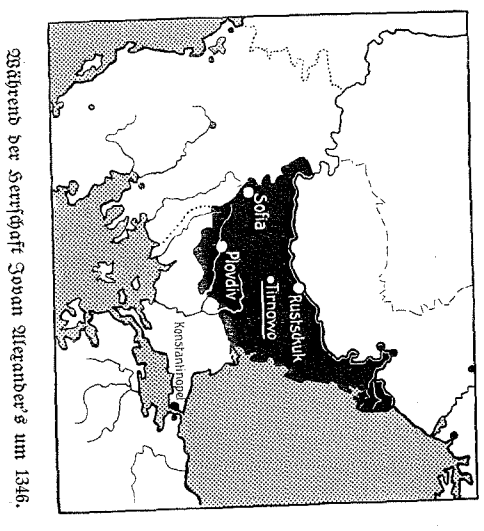
Floericke, Geschichte der Bulgaren.



Während der Herrschaft Krums des Großen um 820.



Während der Herrschaft Samuels um 1000.



Während der Herrschaft Jovan Alexander's um 1346.

Die tatsächlichen Grenzen auf Grund des Berliner Vertrages (1880).

Die Grenzen vor dem Balkankrieg und die wahrscheinlichen (schräge Linien) nach dem Balkankrieg.

Die Ausdehnung des bulgarischen Reiches.

Die im Frieden von S. Stefano (1878) vorgesehenen Grenzen.

Griechenland blieb bis zur Lebensunfähigkeit eingeschnürt, und daß es auch Albanesen auf der Halbinsel gab, schienen die Diplomaten überhaupt vergessen zu haben. Sie wollten auf lange Zeit hinaus „den Frieden und die Ruhe Europas sichern“ und schufen doch nur die berüchtigte „orientalische Frage“, die ihnen noch so viel Kopfschmerzen verursachen sollte, und mit ihr einen Herd beständiger Beunruhigung, den Keim zu immer neuen Verwicklungen. Ja ich stehe nicht an, den Berliner Vertrag für den größten und schwersten Fehler zu halten, den Bismarck in seiner äußeren Politik je begangen hat. Mit Rußland, das mit einigem Rechte auf Dank für uns früher geleistete Dienste rechnen zu können glaubte, haben wir es dabei auf lange Zeit hinaus gründlich verdorben, und daß wir dafür nicht die erhoffte Freundschaft des selbstsüchtigen Albion eingetauscht haben, hat ja der spätere Gang der Zeitereignisse sattsam bewiesen. Die Balkanvölker aber suchen seitdem anderswo ein größeres Verständnis für ihre nationalen Bestrebungen, als sie es bei dem deutschen Freunde ihres Todfeindes gefunden haben. Auf dem Berliner Kongreß wurde also das eigentliche Bulgarien zu einem tributpflichtigen Fürstentum unter einem frei zu wählenden, aber vom Sultan zu bestätigenden christlichen Fürsten und mit dem Rechte einer eigenen Nationalmiliz erhoben, während Ostrumelien unter der unmittelbaren politischen und militärischen Herrschaft des Sultans verblieb, aber administrative Autonomie mit einem christlichen Generalgouverneur an der Spitze erhalten sollte. In Makedonien blieb überhaupt alles beim alten, nur daß die üblichen Reformen wieder einmal — in Aussicht gestellt wurden. Der Traum eines selbständigen Großbulgarien war also keineswegs verwirklicht, wohl aber eine brauchbare Grundlage geschaffen, auf der sich schon in diesem Sinne weiter bauen ließ. Jedenfalls gab es von nun ab wieder ein bulgarisches Volk auch im politischen Sinne, und im übrigen mußte eben der unruhevoll schaffende Zeitgeist früher oder später gut machen, was die Goldfedern der Diplomaten verdorben hatten. Freilich würde es dabei ohne schwere Erschütterungen Europas nicht abgehen.

6. Der Battenberger und die ostrumelische Revolution.

Bis zur Wahl seines eigenen Fürsten blieb Bulgarien noch etwas über ein Jahr unter russischer Militärverwaltung, und zwar wurde diese dem Generalleutnant Fürsten Dondukov-Korsakov anvertraut, der bis dahin Generalgouverneur von Kiew gewesen war. Die Bulgaren konnten mit ihm zufrieden sein. Daß er sie kannte und zu behandeln wußte, bezeugt sein Ausspruch, daß Bulgarien zu seiner Entwicklung „eine eiserne Hand in einem Samthandschuh“ brauche. Dieser steinreiche Fürst mit dem Gehaben des französischen Grandseigneurs und der derben Leutseligkeit des pommerschen Landedelmanns war eine sehr interessante Persönlichkeit. Sein fabelhafter Reichtum gestattete es ihm, durch Entfaltung von orientalischem Luxus, der dem Lande nichts kostete, den einfachen Bulgaren zu imponieren und stets offene Tafel zu halten, und seine große Menschenkenntnis und geschäftliche Tüchtigkeit kam ihm in seiner schwierigen Stellung sehr zustatten. So wurde er bald im ganzen Lande beliebt und volkstümlich. Bulgarien verdankt ihm viel, denn er hat in der kurzen Zeit seiner Verwaltung Großes zur Hebung des ausgesogenen Landes getan. Die erbeuteten Türkenflinten und 20 000 überflüssige Militärpferde wurden an die Bauern verteilt, die zerstörten Ortschaften wieder aufgebaut, ja gepflastert und beleuchtet und selbst mit Gärten und öffentlichen Anlagen versehen, die alten Straßen instand gesetzt und neue angelegt, Schulen gegründet, das Sanitätswesen verbessert, unter den russischen Besatzungstruppen, die alle Bedürfnisse bar bezahlen mußten, auf strenge Manneszucht gehalten — kurz nach kaum einem Jahre waren die schwersten Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, schon einigermaßen verheilt und Bulgarien gar nicht wieder zu erkennen.

Anstelle des beengten und winkligen Trnovo wurde das zwar verödete, aber weitläufige und große Zukunftsmöglichkeiten gewährende Sofia zur Hauptstadt gemacht. Rechtspflege, Steuerwesen und Kirchenverwaltung wurden in gerechter Weise geregelt, und das Unterrichtswesen erfuhr durch die umfassende Tätigkeit des tüchtigen Drinov eine vielversprechende Ausgestaltung. Die Verwaltung des genialen Fürsten verfolgte den Grundsatz der Dezentralisation bei wenigen ernannten Staats- und vielen wählbaren Gemeinde- und Kreisbeamten. Die meisten der nun wieder zurückkehrenden Emigranten erhielten Beamtenstellen, zu deren Ausfüllung sie infolge ihrer größeren Erfahrung und höheren Bildung ja auch besonders befähigt waren. Immerhin mußte man in dieser Beziehung zunächst noch oft genug beide Augen zudrücken. Die schwierigste Aufgabe aber, die Fürst Dondukov-Korsakov zu erledigen hatte, war wohl die, dem eben erst aus tiefster Knechtschaft erlösten Lande eine seinen eigenartigen Bedürfnissen angepaßte und zugleich allen zukünftigen Entwicklungsmöglichkeiten Rechnung tragende Verfassung zu geben. Fast mutet es wie eine Ironie des Schicksals an, daß der selbstherrliche Stockrusse eine Verfassung ausarbeitete, die an Liberalität nichts zu wünschen übrig ließ und zu den freiheitlichsten Europas gehört, die einem jungen, unreifen und unwissenden Volke Rechte in den Schoß warf, um die die ältesten Kulturnationen seit Jahrhunderten vergeblich ringen. War es dem Fürsten wirklich ernst damit, oder verfolgte der Menschenverächter nur kaltlächelnd ein ihm interessantes Experiment an einem fremden Volkskörper, oder glaubte der frivole Selbstspötter selbst nicht an den Fortbestand der von ihm geschaffenen Zustände? Einem neugierigen Frager soll Dondukov geantwortet haben: »Comme vous êtes naif, mon cher! Les constitutions c'est comme les jolies femmes: elles ne demandent qu'à être violées.« Sei dem, wie ihm sei, jedenfalls bestimmte die Verfassung, daß der Fürstenthron erblich sein solle, und daß die Kammer (Sobranje), der noch ein Staatsrat zur Seite gegeben wurde, die eigentliche gesetzgeberische Arbeit zu leisten habe.

Im Februar 1879 trat das Sobranje zum ersten Male in Trnovo zusammen, aber es kamen ungebeten auch Abgeordnete aus Ostrumelien und Makedonien, die erst wieder unter großem Skandal hinauskomplimentiert werden mußten. Der belesene und schlagfertige, queckfilberne und witzige Petko Karavélov, der hinterlistige Bischof Klement als Paraderedner, der frühere Kesselschmied und jetzige Lehrer Slavéjkov, ein derber Volksmann, der in Paris und Wien gebildete Kaufmann Načovič, ein Mann von ausgesprochen konservativer Denkungsart, der Advokat Grekov aus Bessarabien, ein auf der Heidelberger alma mater herangebildeter junger Jurist, waren die hervorstechendsten Charakterköpfe der buntscheckigen Versammlung. Zum Fürsten wählte das aus der doppelten Zahl von Abgeordneten gebildete große Sobranje auf den Wunsch des Kaisers von Rußland dessen Lieblingsneffen, den erst 23jährigen Prinzen Alexander von Battenberg. Dieser nahm an, stellte sich zunächst in Stambul dem Sultan vor, landete auf einem russischen Kriegsdampfer in Varna und hielt nach einem förmlichen Triumphzuge durch das Land am 8. Juli 1879 seinen feierlichen Einzug in Trnovo, wo er den Eid auf die Verfassung ablegte, um dann seinen Wohnsitz in Sofia zu nehmen.

Bismarck soll dem jungen Battenberger, als dieser ihn um Rat fragte, mit vielsagendem Lächeln geantwortet haben, er möge die angebotene Krone immerhin annehmen, denn es sei doch jedenfalls eine schöne Erinnerung fürs ganze Leben, einmal regierender Fürst gewesen zu sein. Seine Ahnung hat sich erfüllt, aber „schön“ kann die Erinnerung für den Battenberger kaum gewesen sein, denn sie war zu sehr von den denkbar bittersten Erfahrungen über menschliche Hinterlist und Undankbarkeit vergällt. Jedenfalls schritt der Fürst mit jugendlicher Begeisterung frisch und fröhlich an das schwere Werk und bemühte sich ehrlich, die ihm so fremden Verhältnisse in seinem Lande kennen zu lernen und sich in sie einzuarbeiten. Seine hohe, männlich schöne Erscheinung, sein ritterliches Benehmen, seine vornehme Denkweise, seine offene Leutseligkeit und seine soldatische Straffheit ge-

wann ihm viele Freunde, aber seine Arglosigkeit war dem verworrenen Intrigenspiel des Orients nicht gewachsen, seine Redseligkeit spielte ihm manchen bösen Streich, er stand den verworrenen Parteiverhältnissen kenntnis- und oft genug auch ratlos gegenüber, ließ sich von schlauen Parteiführern ins Schlepptau nehmen und zur Unterdrückung ihrer Gegner mißbrauchen, stand nicht über, sondern mitten unter den Parteien, seine jugendliche Unerfahrenheit ebnete gewissenlosen, ehrgeizigen Strebern den Weg und öffnete dem Protektionswesen Tür und Tor, und sein Stolz wollte sich die hochfahrende Bevormundung der russischen Generale nicht gefallen lassen. Lange stand er ganz unter dem Einflusse seines geschmeidigen Geheimsekretärs Stoilow, zumal er von der Landessprache zunächst keine Ahnung hatte und sie auch später nur unvollkommen zu beherrschen lernte. Seine wenigen deutschen Begleiter waren auch nicht die richtigen Leute, denn sie hatten ihre Anschauungen in den Offizierskasinos preußischer Garderegimenter erhalten und standen daher den bulgarischen Verhältnissen ebenso fremd gegenüber wie ihr Gebieter, dem auch jedes Verständnis für Kunst und Wissenschaft abging, der von der bulgarischen Vergangenheit kaum das Notdürftigste wußte und dem vor allem jeder Sinn für das geschichtlich Gewordene und für die Notwendigkeit des geschichtlich Werdenden vollkommen fehlte. Er hat diesen Fehler schwer genug büßen müssen, und die so freudig übernommene Krone wurde ihm bald zur Dornenkrone. Aber auch abgesehen von der Einverleibung Ostrumeliens und dem glücklichen Feldzuge gegen Serbien hat sich Fürst Alexander doch zwei bleibende Verdienste um Bulgarien erworben, derentwegen sein Name dort immer mit Ehren genannt werden muß: er hat das Land von der eigensüchtigen Bevormundung Rußlands losgelöst, und er hat ihm die Grundlagen zu einer leistungsfähigen, straff disziplinierten und soldatisch gut geschulten Wehrmacht geschaffen. Auf dem Manöverfelde und im Kriege war seine schneidige Draufgängernatur prächtig am Platze, aber ein Diplomat, Politiker oder Organisator war er nicht und dem Wirrwarr leidenschaftlichen Parteigezänkes in keiner Weise gewachsen, zumal er nicht, wie früher der Hohenzoller auf Rumäniens Throne, kluge und erfahrene Ratgeber zur Seite hatte, die ihm über die ersten Klippen hinweggeholfen hätten. So versuchte er es denn, unsicher tastend und mehr geschoben als leitend, bald mit dieser, bald mit jener Partei, konnte sich auf keine fest verlassen und verdarb es schließlich mehr oder weniger mit allen und hatte die Sympathien seiner Bulgaren eigentlich nur dann auf der Seite, wenn er sich gegen die Anmaßung der russischen Offiziere auflehnte. Es würde viel zu weit führen und böte geringes Interesse, all die vielen Ministerkrisen und Sobranjeauflösungen hier anzuführen. Jedenfalls war bei dem ewigen Wechsel, dem unsteten Hin und Her der Verbrauch an Ministern und höheren Beamten, die zum großen Teil noch immer dem Ausland, d. h. Rußland entnommen werden mußten, ein so gewaltiger, daß selbst der nachsichtige Czar Alexander II bedenklich wurde und seinem Neffen zuerst bei dessen Besuch in Livadia und später kurz vor seinem tragischen Ende in Petersburg ernstliche Vorstellungen machte, ihm aber doch immer wieder freundlich mit Rat und Tat zur Seite stand. Bunt genug ging es freilich in dem kleinen Sobranje zu, in das die Wähler zumeist einfache Bauern entsendet hatten, biedere, handfeste Leute, die nur an dem Fehler litten, daß sie nicht recht wußten, warum sie hier eigentlich zusammenkamen. So beschränkten sie sich darauf, die ihrer Ansicht nach viel zu hohen Gehälter der Beamten und der vielen „Schreiber" zu kürzen und sich über den kostspieligen Palastbau des Fürsten zu ärgern, den sie aus ihrer Tasche bezahlen müßten; die glänzenden Hoffestlichkeiten waren solch übermäßig sparsam veranlagten Leuten aus dem gleichen Grunde zuwider, und beim ersten Ball rannten diese noch so wenig von der Kultur beleckten Parlamentarier versehentlich die hohen, bis zum Boden reichenden und ach! so teuren Wandspiegel ein. Die junge bulgarische Intelligenz hatte sich mit glühendem Eifer auf die Politik geworfen, betrieb sie aber zunächst mit zügelloser Leidenschaft, ohne Schulung und Erfahrung, ohne weitblickende Gesichtspunkte, nur vom engsten und kleinlichsten Parteihorizonte aus. Auch sie drängte sich im Sobranje, und namentlich dessen erste Session verlief zum Gaudium des zusehenden Europas riesig ulkig. Sie tagte in einer für durchreisende Theatertrupps bestimmten primitiven Bretterbude, die später glücklicherweise abbrannte; der Fürst saß beim Verlesen seiner Ansprache auf einem winzigen, engen Holzthrönchen von einheimischer Schnitzarbeit, schon bei der Bureauwahl kam es zu Raufereien, und schon nach fünf Wochen erfolgloser Tagungen wurde die ganze Gesellschaft durch ein fürstliches Auflösungsdekret wieder heimgeschickt, worauf sie in fluchtartiger Eile die alte Bretterbude räumte. Dem Fürsten, der so gänzlich unvorbereitet an eine schwere, viel Klugheit, Ausdauer und Erfahrung erfordernde Aufgabe herangetreten, der in preußischen Garderegimentern groß geworden war und dort eine durch und durch feudale und aristokratische Weltanschauung erhalten hatte, war von vornherein die freiheitliche Verfassung ein Dorn im Auge, und die sichtliche Unreife des Volkes für dieses köstliche Geschenk schien ihm fast recht zu geben. Er stützte sich deshalb trotz der starken liberalen Majorität im Sobranje auf eine kleine konservative Clique, deren Häupter Stoilow, Grekov und Načovič waren, und die ihren Einfluß dazu benützte, alle einträglichen Stellen ihren Günstlingen zu übertragen und die politischen Gegner nach Möglichkeit zu schädigen. Namentlich bei Vergebung der Eisenbahnbauten kam es zu häßlichen Skandalen, denen erst der spätere Verkehrsminister Fürst Chilkov, der sibirische Bahnenbauer, ein Stockrusse mit dem Aussehen und dem Gebaren eines waschechten Yankee, ein Ende machte. Da der Ausfall der Neuwahlen aber eine gar zu deutliche Sprache gegen die Konservativen redete, sah sich der Fürst genötigt, ein liberales Ministerium unter dem ehrlichen Patrioten Dragan Cankov zu berufen. Er konnte sich jedoch mit diesem noch weniger befreunden und wagte daher trotz des Abratens der Großmächte den unklugen Staatsstreich vom Sommer 1881. Durch die Drohung mit sofortiger Abdankung (die fürstliche „Jacht", ein ehrwürdiger Radfahrkasten aus dem Jahre 1840, lag bereits mit geheiztem Kessel reisefertig) erzwang der Fürst sich die Übertragung außerordentlicher Vollmachten auf sieben Jahre und die Revision der Verfassung durch ein neues Sobranje, das unter starkem Druck und unter werktätiger Beihilfe der Gendarmerie gewählt worden war. Der treibende und somit schuldige Teil bei alledem war nicht Alexander selbst, sondern die konservative Hofkamarilla, in deren Händen er sich befand. Nun begann eine konservative Säbelherrschaft, und die Volkstümlichkeit des Fürsten sank dadurch bei einem so freiheitlich gesinnten Volke natürlich bis auf den Gefrierpunkt. An die Spitze der Regierung trat der Kriegsminister Baron Ehrenrooth, ein verschlossener Finländer, streng gegen sich und andere, von ehrenhafter Gesinnung, aber höchst unliebenswürdigem Wesen. Karavélov wurde kalt gestellt, Cankov im Morgengrauen von Polizisten aus dem Bette geholt und nach Braca in die Verbannung geschickt. Die pfiffigen Bulgaren hatten ja schon längst heraus, daß der Fürst bei seiner Unkenntnis von Land und Leuten, Verhältnissen und Sprache leicht zu beeinflussen, und daß er auch nicht übermäßig reich und deshalb auf seine Zivilliste angewiesen sei, und die konservativen Machthaber nutzten nun diese beiden Umstände gründlich aus. Aber die Bildung des Staatsrates machte unvorhergesehene Schwierigkeiten, die Gärung im Lande wuchs, überall fanden Protestversammlungen statt, man munkelte von der Verschleuderung öffentlicher Gelder und von schmutzigen Bestechungen, und dazu kam noch, daß die Konservativen sich mit den russischen Generalen Sobolev und Kaulbars überwarfen, die der Czar dem Fürsten auf seine Bitte zur Ordnung der verworrenen Verhältnisse geschickt hatte. Die Generale erwiesen sich denn doch als die stärkeren, und so wurde nach dem Sturze der Konservativen ein gemischtes Ministerium gebildet. Aber der nach Selbständigkeit und Ellbogenfreiheit strebende Fürst bekam bald auch die beiden Russen satt, die sich mit unerträglich hochmütiger Anmaßung benahmen, ihm seine ohnehin so schwere Stellung auf jede Weise zu verleiden suchten und es ihn deutlich genug fühlen ließen, daß sie ihn zum Herrscher eines slawischen Volkes für ungeeignet hielten, lediglich deshalb, weil er ein Deutscher sei. Als die Ge-

nerale schließlich offen auf den Sturz des Fürsten hinarbeiteten und sich zu diesem Zwecke mit Cankov verschwören wollten, der sie aber nasführte und ihr hinterlistiges Spiel aufdeckte, brach ihnen dies endlich das Genick, und sie mußten das Land verlassen. Cankov kehrte im Triumphe aus der Verbannung zurück, und auch der ganz von seiner ehrgeizigen Frau beherrschte Karavélov, der inzwischen gleich Slavéjkov in Plovdiv den Gymnasialprofessor gespielt hatte, wagte sich nun wieder nach Sofia. Der Fürst äußerte öffentlich sein Bedauern über den Staatsstreich, die Konservativen sanken zu völliger Bedeutungslosigkeit herab, das Land atmete auf, und es handelte sich in Zukunft nur noch um die Nebenbuhlerschaft der beiden liberalen Flügel, des gemäßigten unter dem stark gemauserten Cankov und des radikalen unter Karavélov. Im Sobranje hatte inzwischen der junge, feurige Stambulow, der sich nach einer stürmisch verlebten Jugend mit Leidenschaft und glühender Vaterlandsliebe in die Arme der Politik geworfen hatte, ausschlaggebenden Einfluß namentlich bei den vielen bäuerlichen Abgeordneten erlangt und galt als hyperradikal, ohne sich jedoch einer bestimmten Partei anzuschließen; er war damals noch ein entschiedener Gegner des Fürsten. Zunächst gab es ein Ministerium Cankov, aber die Wahlen zum vierten Sobranje, die unter blutigen Tumulten und garstigen Prügeleien vor sich gingen, ließen es unentschieden, welche der beiden liberalen Parteien die Mehrheit haben würde. Das Zünglein an der Wage bildete Stambulow, und dieser entschied sich nach kurzem Zögern für Karavélov. Damit war der Sturz Cankovs besiegelt, und der Fürst, der nach dem Staatsstreich absolut zu regieren gedachte, sah sich genötigt, ein radikales Ministerium unter Karavélov zu berufen, dem auch der alte Slavéjkov, der soeben in Jena mit seinen juristischen Studien fertig gewordene Radoslavov, als Minister des Äußeren der listige Canov, ein geriebener Diplomat aus der türkischen Schule, und als Kriegsminister der russische Fürst Kantakuzen, ein altersschwaches, verhutzeltes und unansehnliches Männlein, angehörten. Es gereicht dem Charakter Alexanders zu hoher Ehre, daß er sich fügte und seinen ausgesprochenen Widerwillen gegen den ungehobelten Karavelov im Interesse des Staates tapfer überwand, später sogar recht gut mit ihm auskam. Während all dieses Parteiwirrwarrs hatten sich aber doch fast unbemerkt und beinahe zur Überraschung seiner Lenker selber die Verhältnisse im Lande geklärt, Bildung und Wohlstand, Handel und Wandel hatten sich gehoben, die nicht mehr von feindlichen Rosseshufen zerstampften Äcker reiche Ernten gebracht, Rechtspflege und Steuerwesen waren geordnete, das Finanzwesen ein so gutes, daß sogar Überschüsse erwirtschaftet werden konnten, das stramme Militär nötigte ausländischen Beobachtern, soweit sie nicht auf das Alleinseligmachende eines tadellos klappenden Parademarsches eingeschworen waren, Worte der höchsten Anerkennung ab — kurz, Bulgarien kam wieder zu sich selbst, der Bulgar begann wieder sich als Bulgar und als ein gleichberechtigtes, zur Aufwärtsentwicklung bestimmtes Glied der menschlichen Gesellschaft zu fühlen und verspürte wieder etwas vom Hauche des alten kriegerischen Geistes und nationalen Selbstbewußtseins. Auch das Sobranje begann ruhiger und zielbewußter zu arbeiten, und nicht wenige der jungen Feuerköpfe, die an der Spitze der Parteien standen, wandelten sich allmählich zu ernsten Politikern. So sehr ihre Meinungen und Ansichten auch im einzelnen auseinandergehen mochten, und so leidenschaftlich und erbittert sie sich auch oft gegenseitig bekämpfen mochten, in einem waren sie doch alle einig: daß das Fürstentum unabhängig und durch den Anschluß Rumeliens und Mazedoniens wieder in ein Großbulgarien verwandelt werden müsse. Diesem Ziele strebten sie alle mit verbissener Hartnäckigkeit unverdrossen zu, ohne sich durch gelegentliche Fehl- und Rückschläge entmutigen zu lassen. Und für dieses patriotische Ziel hatte auch Fürst Alexander volles Verständnis, und dadurch verschmolz er nach all den Irrungen und Reibungen schließlich doch immer mehr mit seinem jungen Volke.

Während dieser Jahre der Kinderkrankheiten hatte Bulgarien mit allen anderen Staaten, von belanglosen Grenzstreitigkeiten mit Serbien abgesehen, im tiefsten Frieden

gelebt. Um den nominellen Oberherrn, den Sultan, kümmerte man sich überhaupt nicht, und am allerwenigsten fiel es den Bulgaren ein, den im Berliner Vertrag vereinbarten Tribut zu zahlen, um den der Sultan auch gar nicht energisch zu mahnen wagte. Aber nachdem der liebenswürdige Kaiser Alexander II, der „Czarbefreier", wohl die sympathischste Erscheinung auf dem blutbefleckten russischen Czarenthrone, durch die Bomben der Nihilisten einen so tragischen Tod gefunden hatte, begann sich das bis dahin so freundliche Verhältnis zu Rußland in ebenso unerwarteter wie unerquicklicher Weise zu verändern. Der finstere und verschlossene Alexander III konnte seinen offenherzigen und lebenslustigen Vetter in Sofia nicht leiden und bekundete ihm seine Abneigung bei jeder Gelegenheit in nicht mißzuverstehender Weise, namentlich seitdem sich der Battenberger in gerechtfertigter Empörung mit den ihn so brutal bevormundenden russischen Generalen überworfen hatte und deutlich zu erkennen gab, daß er im eigenen Hause Herr sein und Bulgarien für seine Bulgaren haben wolle. Gewiß hatte sich Rußland im Türkenkriege und beim Friedensschlusse selbstlos gezeigt und unter dem Drucke der panslawistischen Strömung die den Bulgaren gegebenen Versprechungen eingelöst, soweit ihm dies eben bei dem Widerstande Englands möglich war. Ganz ohne Eigennutz handelte es dabei natürlich nicht, sondern es wollte sich in Bulgarien einen zuverlässigen und kraftvollen Verbündeten schaffen, eine tüchtige Vorhut für künftige Türkenkriege. Nach dem Kriege wurden ganz natürlich alle höheren Offiziers- und Beamtenstellen mit Russen besetzt, und der russische Einfluß war in Bulgarien derart maßgebend, daß es in Wahrheit ungleich mehr unter russischer Oberhoheit stand, als unter türkischer, wie es doch eigentlich nach den Bestimmungen des Berliner Vertrags hätte sein sollen. Auch Fürst Alexander war Rußland, dem er ja seine Krone verdankte, unbedingt und aufrichtig ergeben, solange Alexander II lebte. So erschienen alle Vorbedingungen zum Gelingen des russischen Planes auf das beste erfüllt, und wenn er trotzdem so kläglich scheiterte, so ist dies in allererster Linie dem unglaublichen Ungeschick zuzuschreiben, das Rußland in der Auswahl seiner Vertreter bekundete. Nicht ernste und tüchtige Männer schickte man hinunter, die den Bulgaren durch Leistungen und Lebenswandel hätten imponieren können, sondern zumeist nichtsnutzige Protektionskinder und verkrachte Existenzen, die möglichst kurze Zeit zu bleiben und dabei ihr Schäfchen baldigst ins Trockene zu bringen gedachten. Ihre üppige Verschwendung war den Bulgaren ein Dorn im Auge, und ihre zügellose Sittenlosigkeit machte sie ihnen vollends verabscheuungswürdig. Die offen zur Schau getragene Habsucht und die hochmütige Aufgeblasenheit dieser Glücksritter, die den Bulgaren als ein tief unter ihnen stehendes Wesen betrachteten, tat das übrige. Welchen Eindruck mußte es z. B. auf die ehrlichen, sittenstrengen bulgarischen Bauern machen, wenn der elende Kapitän Usatis die edle Generalin Skobelew, die Mutter des berühmten Reiterführers, die mit in panslawistischen Kreisen gesammelten Geldern gekommen war, um zur Erinnerung an die gefallenen Helden den Bau eines russischen Klosters auf dem Schipka zu betreiben, meuchlings ermordete, um sich ihre Gelder und Juwelen anzueignen, derselbe Usatis, dem der jüngere Skobelew wenige Jahre vorher selbst im Schipka das Georgskreuz auf die Brust geheftet und dem er den Schutz seiner Mutter ganz besonders anvertraut hatte? So wandelte sich langsam zwar und allmählich, aber sicher und unaufhaltsam die frühere Verehrung und Dankbarkeit der Bulgaren für die Russen in Geringschätzung und Verachtung, ja teilweise schon in unverhehlten Haß. Immer deutlicher ließ es sich erkennen, daß der freiheitsliebende Bulgare nicht gesonnen sei, das türkische Joch gegen eine strenge Bevormundung mit der russischen Knute einzutauschen. Namentlich im Heere, das sich rasch seiner inneren Kraft bewußt wurde und wo sich die jungen, aber strebsamen und fleißigen Offiziere den russischen Taugenichtsen gegenüber in der auffälligsten Weise zurückgesetzt sahen, gab es bald eine starke antirussische Partei. Die Ereignisse in Ostrumelien und die schroffe Haltung des Czaren gegen den Fürsten schlugen dann vollends dem Fasse

den Boden aus. An und für sich hätte ja Rußland die Vereinigung Rumeliens mit Bulgarien, die es ja ursprünglich selbst gewollt hatte, gar nicht ungern gesehen, da sie eine wesentliche Stärkung und Kräftigung des sicheren Bundesgenossen und Vasallen bedeutete, aber der Stolz des Czaren wollte nicht zugeben, daß sich Bulgarien diesen Zuwachs selbst erringe, sondern es sollte ihn erst später als ein teuer zu bezahlendes Geschenk aus der allmächtigen Hand des russischen Freundes und Vormundes erhalten. So trieben die Dinge unaufhaltsam dem Bruche zu. Rußland klagte nicht mit Unrecht über die bulgarische Undankbarkeit und sah sich in seinen schönsten Hoffnungen und sichersten Berechnungen bitter enttäuscht, und Bulgarien erstrebte mit vollem Rechte eine nicht nur scheinbare, sondern wirkliche Freiheit. So mußten diese unvereinbaren Gegensätze aufeinander prallen. Wenn über all den geschilderten inneren Wirren und der zunehmenden Unfreundlichkeit Rußlands der junge bulgarische Staat nicht krachend aus den Fugen ging, so gebührt das Verdienst hierfür dem immer stolzer erwachenden Nationalgefühl und der rückhaltlosen Vaterlandsliebe der Bulgaren, ihrem fast fanatischen Lerneifer und ihrer hervorragenden Lernfähigkeit, die sie rasch mit den Grundbegriffen der westlichen Zivilisation vertraut machten, nicht zuletzt auch der klugen Mäßigung, von der sich Fürst Alexander jetzt nach den erlittenen Enttäuschungen mehr und mehr leiten ließ und die nicht wenig dazu beitrug, ihn beim Volke wieder beliebter zu machen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Entwicklung der Dinge in Ostrumelien, wo die Miliz gleichfalls von Anfang an durch russische Offiziere ausgebildet wurde. Vom ersten Augenblicke an drängte dort alles auf Durchlöcherung des naturwidrigen Berliner Vertrags, auf völlige Loslösung von der Türkei und auf endgültige Vereinigung mit dem selbstständigen bulgarischen Stammlande. Als erster Generalgouverneur hatte Fürst Alexander Vogoridi (1879—1884), ein Sohn des Fürsten von Samos, unter der Oberhoheit des Sultans als Aleko Pascha seinen Einzug in Plovdiv gehalten und war von der Bevölkerung nicht unfreundlich aufgenommen worden, obwohl der kinderlose Greis weder ein bestechendes Äußeres hatte, noch ein Wort von der bulgarischen Sprache verstand. Als Generalsekretär stand ihm ein schneeweißer Zittergreis zur Seite, Gavril Krstjovič, der vor langen Jahren einmal in Paris die Rechte studiert hatte, ein überzeugter Türkenfreund war und die Volksvertreter wie kleine Kinder behandeln zu müssen glaubte. Übrigens arbeitete der rumelische Landtag unter dem Vorsitze des späteren Finanzdirektors Gešov ruhiger, würdiger, zielbewußter und erfolgreicher als das unruhige, erst eine lange Zeit der Gärung durchmachende bulgarische Sobranje. Um das Militärwesen der Provinz erwarb sich der tüchtige und energische Preuße Strecker (Raschid Pascha) große Verdienste. Sonstige hervorragende Persönlichkeiten Plovdivs aus damaliger Zeit waren der bulgarische Arzt Dr. Stranski und der Schulmann Grujev. Unter den jungen bulgarischen Offizieren fielen die intelligenten Oberleutnants Mutkurov und Nikolajev vorteilhaft auf, die später noch eine große Rolle in der Geschichte ihres Vaterlandes spielen sollten. Aleko Pascha selbst war mehr Gelehrter und Bücherwurm, liebte ein stilles und beschauliches Leben und verabscheute jedes öffentliche Auftreten. Nur mit großer Mühe konnte er zur Erfüllung der allernötigsten Repräsentationspflichten bewogen werden. Er war nicht dumm und meinte es auch in seiner Art mit dem Lande ganz gut, obschon ihm der Vorteil des eigenen Geldbeutels über alles ging. Vorzüglich verstand er es, den Mantel nach dem Winde zu drehen, und erschien daher bald im türkischen Fez, bald im bulgarischen Kalpak. Sehr schädlich war seinem Ansehen aber seine übertriebene, bis zum Geiz gesteigerte Sparsamkeit, in der ihn nur seine Gattin Aspasia noch übertraf. Dabei besaß er ein riesiges Vermögen und bezog fürstliche Einkünfte. Nicht mit Unrecht meinten die Bulgaren, daß sie es doch nicht nötig hätten, ihm jährlich 100 000 Franken Repräsentationsgelder zu bezahlen, wenn er seine Besucher im Winter in ungeheizten Räumen empfinge und während seiner ganzen 5jährigen Amtszeit ein einziges Gastmahl veranstaltet habe, bei dem

es schäbig genug hergegangen sein soll. Die prächtigen Räume des Konaks verödeten, als »Introducteur des ambassadeurs« diente zum nicht geringen Erstaunen der europäischen Gesandten ein abgerissenes Individuum mit nackten Füßen und zerfransten Hosen, und zu seinen seltenen Ausfahrten benutzte der Generalgouverneur ein vorsintflutliches, in allen Fugen berstendes Vehikel, das ein Droschkenkutscher „zweiter Güte" in Berlin stolz verschmäht haben würde und das von zwei erschreckend mageren, lebensmüden Gäulen mühsam über das holperige Pflaster der Residenz geschleppt wurde. Aber trotz aller dieser die Spottlust der Orientalen stark herausfordernden Absonderlichkeiten gedieh das Land ersichtlich unter den Segnungen des Friedens und der milden Hand Alekos, der sich namentlich den Ausbau des Straßennetzes redlich angelegen sein ließ. Nur verdarb er es schließlich mit allen, weil er es jedem recht machen wollte. Die Türken nahmen ihm seine Haltung in der Pomakenfrage übel, und die Russen sein Liebäugeln mit der radikalen Bulgarenpartei. So mußte er nach Ablauf seiner Amtszeit nach Konstantinopel zurückkehren, und an seine Stelle trat Krstjovič unter dem Namen Gavril Pascha. Strecker wurde durch den unfähigen Drigalski Pascha ersetzt.

Das unfreundliche Verhältnis beider zu den radikalen Führern verstärkte die bald im Lande ausbrechende Gärung, überall sprach man von der notwendigen Vereinigung mit Bulgarien, und namentlich der Redakteur Stojanov wies mit flammenden Worten unablässig darauf hin. Das Land war reif zur Revolution. Sie erfolgte prompt am 18. September 1885. Während die russischen Offiziere sich in ihren Wohnungen zurückhielten, rückten Mutkurov und Nikolajev mit zuverlässigen Truppen aus dem Sommerlager in die Stadt, umzingelten den Konak, ließen Hochrufe auf das vereinigte Bulgarien und den Fürsten Alexander ausbringen und verkündigten den erschreckten Machthabern, daß sie abgesetzt seien. Alles fügte sich widerstandslos. Stranski trat an die Spitze einer provisorischen Regierung, Nikolajev an die der Milizen, der Grenzverkehr nach der Türkei wurde schleunigst gesperrt, Flaggenhissen, Glockenläuten, Hurrahrufen — fertig. Kaum jemals ist eine Revolution rascher und gründlicher, mit weniger Blutvergießen, fast möchte ich sagen so elegant durchgeführt worden wie diese, und selbst an erheiternden Zügen hat es dabei keineswegs gefehlt. Geradezu köstlich sind einige Einzelheiten, wie v. Huhn sie berichtet. Gavril Pascha saß gerade gemütlich beim Frühstück, als Nikolajev mit einigen Offizieren unangemeldet hereintrat und ihm die überraschende Mitteilung machte, daß er abgesetzt und Ostrumelien mit Bulgarien vereinigt sei. Ein Blick durchs Fenster auf die im Hofe aufgestellten Soldaten klärte den tief erschrockenen alten Herrn über die Sachlage auf, und er fügte sich nun mit Würde in das Unvermeidliche. Er wurde in einen Wagen gesetzt, eine junge Lehrerin mit blankem Säbel nahm neben ihm Platz, und so wurde der „letzte Pascha von Rumelien" zur Freude seiner „getreuen Untertanen" im Triumphe in den Straßen von Plovdiv herumgefahren, um dann als überflüssig nach Sofia und von da weiter nach Stambul abgeschoben zu werden. Inzwischen war der Straßenlärm auch zu Drigalski Pascha gedrungen. Entschlossen umgürtete er sich mit seinem guten Schlachtschwert und eilte auf den Marktplatz, um zu sehen, was eigentlich los sei. Dort stand ein Milizbataillon, vor diesem hielt Nikolajev und wurde von seinem Vorgesetzten barsch angefahren: „Herr, was machen Sie mit dem Bataillon hier auf dem Marktplatz?" — „Ich kenne Sie nicht." — „Was, Sie kennen mich nicht?" — „Gendarm, führen Sie den Herrn nach Hause!" Und zwei handfeste Gendarmen nahmen den armen Drigalski in ihre Mitte und führten ihn fein säuberlich von hinnen. Es ist das wohl das stärkste, was je einem Armeekommandanten geboten wurde. Zur Gefangennahme des vergreisten Gavril Pascha wurde wenigstens noch ein ganzes Bataillon aufgeboten und er später sogar in einem Wagen in der Stadt herumgefahren, wenn auch nicht gerade aus Ehrerbietung. Aber man hatte den alten Mann doch wenigstens nicht vergessen, während man den Oberbefehlshaber des Heeres nicht einmal zu verhaften der

Mühe für wert befunden hatte. Erst einige Tage später erhielt er eine Schildwache vor seine Tür. So zeigten die bulgarischen Führer, daß sie nicht nur Verschwörungen anzustiften, sondern auch Unfähigkeitszeugnisse auszustellen verstanden. Fürst Alexander, der damals in Varna weilte und von dem dahingestellt bleiben muß, ob er um die Verschwörung gewußt hat oder nicht, sah sich nun beim Eintreffen der sofort an ihn abgeschickten rumelischen Deputation vor die folgenschwere Frage gestellt, ob er den Erwartungen seines Volkes Folge leisten solle oder nicht. Für seine frische Draufgängernatur konnte der Entschluß nicht lange zweifelhaft sein. Ein Ablehnen hätte ihm bei der mächtig erregten Volksstimmung zweifellos die Krone gekostet; ein Annehmen ließ allerdings kriegerische Verwicklungen mit der beleidigten Türkei befürchten, aber auf dem Feld der Ehre würde der ehemalige preußische Gardeoffizier schon seinen Mann stehen, das fühlte er genau. Er sagte also zu, ordnete vorsichtshalber die sofortige Mobilisierung seines Heeres an und traf nach eiligem Ritt in Begleitung Karavélovs und Stambulows in Plovdiv ein, umbraust von dem stürmischen Jubel eines befreiten Volkes. Die Union war zur unwiderruflichen Tatsache geworden. Die Großmächte freilich sahen diese sich überstürzenden Ereignisse mit höchst unfreundlichen Augen und lebhaftem Mißtrauen an, der Czar schäumte vor Zorn und hat seinem Vetter diesen unerhört selbständigen Streich nie verziehen. Er strich den Fürsten aus den Listen der russischen Armee und berief alle in Bulgarien befindlichen russischen Offiziere zurück, um so das bulgarische Heer aller höheren Führer zu berauben und damit jedem äußeren Feinde gegenüber wehrlos zu machen. Das war freilich ein harter Schlag, aber er machte die Bulgaren doch nicht mutlos. Mit Recht konnte sich Fürst Alexander solchen Kränkungen gegenüber darauf berufen, daß vor allem auch rein menschliche Bedenken für ihn maßgebend gewesen seien, da die Dinge nur durch sein Eintreten einen geregelten Verlauf nehmen konnten, während andernfalls ein tolles Durcheinander und die üblichen blutigen Balkangreuel bei den erhitzten Volksleidenschaften mit Sicherheit zu erwarten standen. Sehr klug war es auch von ihm, daß er sofort die rumelischen Islamiten seines vollen Schutzes versicherte. Der allgemeinen Meinung nach hätte nun die Türkei ihre Herrschaft über Rumelien durch einen Krieg gegen Bulgarien wiederherstellen müssen, und Fürst Alexander warf denn auch schleunigst seine mobilisierten Regimenter im Verein mit den rumelischen Milizen ostwärts an die Türkengrenze und ließ sie hier scharfe Wacht halten. Aber wider jedes Erwarten blieb jenseits alles ruhig. Die Türkei hatte aus den verschiedensten Gründen keine Lust zum Kriegführen und begnügte sich mit einem papiernen Protest an die Großmächte, der natürlich keinen Hund hinterm Ofen hervorlockte. Ganz unvermutet zog dagegen das Kriegsgewitter von einer anderen Seite auf. Griechenland und Serbien blickten mit scheelem Neid auf die Vergrößerung Bulgariens, und Serbien machte gleichfalls mobil. Jedermann, und nicht zuletzt die serbischen Soldaten selbst, glaubte, daß es den bulgarischen Blutsbrüdern in dem zu erwartenden Türkenkriege beistehen und sich dabei auch ein Stück aus dem türkischen Braten herausschneiden wolle. Das wäre ja nur der natürliche Verlauf der Dinge gewesen. Aber es kam anders. Mehr und mehr schoben sich die serbischen Truppen nach Pirot unweit der bulgarischen Grenze zusammen, und am 14. November 1885 erfolgte wie ein Blitz aus heiterem Himmel die serbische Kriegserklärung, an die Fürst Alexander trotz inzwischen eingelaufener Warnungen bis zum letzten Augenblicke nicht hatte glauben wollen. König Milan hatte sich entschlossen, sich seinen Beuteanteil oder, wie es in der Diplomatensprache vornehmer heißt, seine „Kompensationen" lieber in Westbulgarien zu holen, wo er nur geringfügigen Widerstand zu finden glaubte. Innere Wirren ließen ihm überdies billigen Kriegsruhm sehr wünschenswert erscheinen. Durch russische Einflüsterungen und österreichische Hetzarbeit bewogen, erniedrigte er sich zum Exekutor der Großmächte. Schadenfroh richteten sich die Augen ganz Europas nach dem Balkan, um zu sehen, wie ein kecker kleiner Fürst gründlich dafür abgestraft würde, daß er es gewagt hatte, gegen den Willen der Großmächte auf den Ruf seines Volkes zu hören.

7. Der serbisch-bulgarische Krieg.

Selten wohl hat sich eine Armee beim Ausbruch der Feindseligkeiten in einer so ausgesprochen ungünstigen Lage befunden als die bulgarische im Spätherbst 1885 beim Eintreffen der bis zum letzten Augenblicke von den meisten für unmöglich gehaltenen serbischen Kriegserklärung. Drei Viertteile des Heeres standen zwischen Philippopel und der türkischen Grenze in Kordons zur Abwehr des alten Erbfeindes bereit, durch die ganze Breite des Landes getrennt von der Westgrenze, wo nur wenige zersplitterte Bataillone und Haufen ungeübter Milizen Wacht hielten. So rasch als möglich mußte also ein Frontwechsel über nahezu 500 km Luftlinie vorgenommen werden, und zwar größtenteils über ein gebirgiges und schwieriges, jetzt infolge der anhaltenden Herbstregen doppelt unwegsames Gelände. Zwar stand für die erste Hälfte dieses langen Weges eine Bahnstrecke zur Verfügung, aber durch die in der ersten Türkenfurcht übereilte Sprengung der Eisenbahnbrücke bei Mustafa Pascha hatte man sich selbst fast allen rollenden Materials beraubt, das sich gerade auf türkischem Boden befand, und verfügte so nur über 5 (nach anderen Nachrichten gar nur über 4) Lokomotiven, die bereits übermäßig angestrengt und nur notdürftig mit Ofenblech ausgebessert waren. Ihre Führer und Heizer haben in diesen Tagen fast übermenschliches geleistet. Mehr als 12 Stunden brauchten die Züge zur Zurücklegung der 240 km langen Strecke Jamboli-Saranjewo, und zu je 60 in offenen Güterwagen zusammengepfercht mußten die Soldaten diese ganze Zeit über stehend aushalten. Überhaupt konnte nur Infanterie auf diese Weise befördert werden, während Reiterei und Artillerie aufs Marschieren angewiesen waren und infolgedessen verspätet eintreffen mußten. Von Saranjewo ab hörte die Bahnverbindung völlig auf, und die restlichen 250 km von hier nach Slivnitza mußten von allen Truppen zu Fuß zurückgelegt werden, während die Serben von Pirot nach Sofia überhaupt nur 80 km zu bewältigen hatten. Es kam alles darauf an, sie mit den schwachen Grenztruppen an den auf dem Wege errichteten Verschanzungen so lange aufzuhalten, bis die Hauptmasse der bulgarischen und ostrumelischen Truppen auf dem Kriegsschauplatze eintreffen konnte. Doch erschien es angesichts der völlig ungenügenden Streitkräfte, die für die ersten Tage zur Verfügung standen, fast unmöglich, eine wenigstens zeitweise Besetzung der Hauptstadt Sofia durch den Feind zu verhindern, und so wurden denn auch alle Vorkehrungen getroffen, Kassen und Archive nach dem größere Sicherheit versprechenden Plewna zu schaffen. Bestenfalls durfte Fürst Alexander hoffen, bei Sofia selbst die Entscheidungsschlacht zu schlagen; daß es schon vorher gelingen würde, dem übermächtigen Gegner ein entschiedenes: „Bis hierher und nicht weiter!" zuzurufen, das glaubte zunächst im bulgarischen Hauptquartier selbst kein Mensch. Wie so oft im Kriege hing auch hier unendlich viel, ja fast alles von der Marschfähigkeit der Truppen ab, der Feldzug konnte nur und mußte mit den Beinen gewonnen werden. Aber gerade im Marschieren, im geduldigen Ertragen von Entbehrungen, im zähen Ausharren gegen Strapazen auch der gröblichsten Art leisteten diese abgehärteten bulgarischen Gebirgsbauern Erstaunliches, geradezu Verblüffendes. Dazu kam die furchtbare Erbitterung über den hinterlistigen Rückenangriff eines slawischen Brudervolkes in dem Augenblicke, wo man gemeinsam auf den gehaßten Türken einzuschlagen gedachte, und auch beim gemeinen Mann hatte sich die Überzeugung, daß nunmehr Ostrumelien an der serbischen Grenze erobert werden müsse, fast instinktiv so festgesetzt, daß diese rauhen Soldaten willig ihr Äußerstes hergaben. Die in diesen Tagen von den bulgarischen Truppen geleisteten Märsche gehören zu den stärksten, welche die Kriegsgeschichte kennt. Durchschnittlich wurden in 4 Tagen 170—190 km auf grundlosen Wegen und aufgeweichtem Boden zurückgelegt! Eine ostrumelische Druschine bewältigte die letzten 54 km bis Sofia in $22^1/_2$ Stunden. Das 8. Regiment machte in $38^1/_2$ Stunden 120 km Marsch und hatte dabei bei einem Bestande von 4500 Mann nur 62 Nach-

zügler. Mit den Worten: „Ihr seid nicht marschiert, ihr seid geflogen, Kinder," begrüßte Fürst Alexander in Sofia diese Wackeren und ließ ihnen zur Belohnung eine Hammelherde überweisen. Die vorgeschriebenen und ohnedies sehr weit gesteckten Marschziele wurden nicht nur eingehalten, sondern vielfach überholt, und innerhalb der berechneten Zeit gelangten die Truppen nicht nur bis Sofia, sondern kamen noch einen starken Tagemarsch darüber hinaus bis aufs Entscheidungsfeld von Slivnitza. Und trotz dieser fabelhaften, oft Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzten Marschleistungen zogen die meisten Truppen in erstaunlich frischem Zustande in der Hauptstadt ein, den Kalpak schief auf dem Kopfe, Blumen in den Gewehrmündungen, laut singend. Wahrlich ein prächtiges Soldatenmaterial! Wo aber eine Truppe in gar zu mitgenommenem und ermüdetem Zustand eintraf und doch unter allen Umständen noch Slivnitza erreichen sollte, wußte man sich auch zu helfen. Man setzte die ermatteten Fußsoldaten dann einfach zu zweien auf die Pferde der zu Sofia noch in Bildung begriffenen Reiterregimenter und ließ sie so im flotten Zuckeltrab nach der 25 km entfernten Gefechtslinie bringen, von der dröhnende Kanonenschüsse als eine furchtbar ernste Mahnung nach der bulgarischen Landeshauptstadt herüber drangen. Die nationale bulgarische Fußbekleidung, die leichten und absatzlosen „Opanken", hat sich übrigens bei all diesen Gewaltmärschen vorzüglich bewährt.

Der zweite große Nachteil, mit dem die Bulgaren zu kämpfen hatten, war der merkwürdige und in der neueren Kriegsgeschichte wohl einzig dastehende Umstand, daß ihr Heer infolge der plötzlichen Abberufung sämtlicher russischer Offiziere im Augenblicke der Entscheidung nahezu führerlos dastand. Dabei gab es an sich schon viel zu wenig Offiziere, denn statt eines Sollstandes von 800 waren nur 350 vorhanden, und von diesen die Hälfte Russen, die jetzt in Wegfall kamen. Mit ihnen schieden alle höheren, älteren und kriegserfahrenen Führer aus. Zwar stellten zahlreiche ausländische und namentlich österreichische Offiziere dem Fürsten ihren Degen zur Verfügung, aber alle solche Gesuche mußten mit Rücksicht auf die hochgehenden Wogen des so empfindlichen bulgarischen Nationalgefühls ausnahmslos abschlägig beschieden werden. So blieben außer wenigen, schon längere Zeit in fürstlichen Diensten befindlichen Deutschen nur die Bulgaren und Rumelioten selbst, fast ausschließlich junge, unerfahrene, niemals im Feuer gewesene Subalternoffiziere, von denen die ältesten sieben bis acht Jahre Dienst getan, kein einziger das 40. Lebensjahr überschritten hatte. Im Hauptquartier des 28jährigen Fürsten war kein Offizier über 31 Jahre alt, der frischgebackene Kriegsminister war vorher ein junger Hauptmann gewesen, der Generalstabschef Petroff und sein Gehilfe Paprikoff zählten erst 26 Jahre. Majors und im besten Falle Oberstleutnants führten Armeen, Hauptleute Regimenter, blutjunge Leutnants Bataillone, Feldwebel Kompagnien. Selbst an Unteroffizieren herrschte empfindlicher Mangel, da auch unter ihnen viele Russen sich befunden hatten. Während die Bataillone einen Mannschaftsstand bis zu 2000 Köpfen erreichten, hatten sie doch nie mehr als 5 Offiziere, die überdies z. T. infolge ihres stürmischen Draufgängertums gleich zu Beginn des Feldzuges außer Gefecht gesetzt wurden. Aus all diesen Gründen konnte von geschlossenen größeren Verbänden kaum die Rede sein; jedes Regiment focht sozusagen für sich, aber jedes strebte mit rücksichtsloser Opferwilligkeit dem Kanonendonner und dem Gewehrfeuer zu, um den bedrängten Kameraden Hilfe zu bringen. Daß die jungen, ungeübten Offiziere bei der Führung größerer Massen öfters versagten und ihre sehr zu Eigenwilligkeiten geneigten Truppen nicht immer in der Hand behielten, daß daher Unordnungen und Disziplinwidrigkeiten nicht ausblieben, erscheint wohl selbstverständlich, aber was rückhaltlose Hingabe, glühender Ehrgeiz, lodernde Vaterlandsliebe, guter Wille und begeisterte Opferfähigkeit zu leisten vermögen, das haben diese jugendfrischen bulgarischen Führer gezeigt und die alterfahrenen, gut geschulten serbischen Offiziere vielfach beschämt. Es war bei alledem ein Glück, daß der bulgarische Soldat mit seinem leichten Auffassungsvermögen ein so natürliches und instinktives Verständnis für die Lage der

Dinge und für selbständiges Handeln besaß. Jeder wußte, worauf es ankam, wohin es gehen sollte, und jeder bestrebte sich, unter Hintansetzung aller anderen Rücksichten dieses Ziel so rasch als möglich zu erreichen. Zur Not vermochte er auch ganz ohne Führung auszukommen. So kam es vor, daß ganze Bataillone, infolge verfrühten Ablassens der Züge von einer Zwischenstation, ohne ihre Offiziere weiter fuhren; aber sie ließen sich dadurch nicht im geringsten beirren, sondern nahmen nach erfolgter Auswaggonierung den Fußmarsch in der bekannten Richtung eiligst selbständig auf, um früher oder später mit ihren zu Wagen oder zu Pferd nacheilenden Vorgesetzten wieder zusammenzutreffen. Wiederholt gingen auch im Gefecht die Bataillone einfach durch, aber — nach vorwärts, mit gefälltem Bajonett und betäubendem Hurrageschrei. Am Abend des ersten Schlachttages von Slivnitza hatten sich gegen 3000 Mann des siegreichen rechten bulgarischen Flügels in dem unwegsamen Berggelände vollständig „verkrümelt". Man glaubte sie schon verloren, aber die Leute hatten sich nur in die umliegenden Dörfer zerstreut, um wieder einmal unter einem schützenden Dach zu schlafen und einen ordentlichen Bissen in den Magen zu bekommen, und am nächsten Morgen oder spätestens Mittag waren sie fast alle freiwillig wieder zur Stelle und schlugen gar wacker mit drein. Als nach Beendigung des kurzen und glänzenden Winterfeldzuges Fürst Alexander unter den begeisterten Kundgebungen des erfolgberauschten Volkes seinen Siegeseinzug in Sofia hielt, erschienen außer den dazu bestimmten Truppen zur allgemeinen Überraschung noch zwei weitere Regimenter Fußvolk und eine Schwadron Reiterei, die trotz vorausgegangener starker Inanspruchnahme sich an diesem Vormittage ohne Erlaubnis noch einen Extramarsch von 50 km geleistet hatten, um der Feier beiwohnen zu können. Um die allgemeine Siegesfreude nicht zu vergällen, mußte man gegenüber solchen Disziplinwidrigkeiten, die ja schließlich nur bestem Willen entsprangen und abermals beredtes Zeugnis ablegten von der erstaunlichen Leistungsfähigkeit bulgarischer Truppen, schon wohl oder übel ein Auge zudrücken.

Das plötzliche Herumwerfen der bulgarischen Hauptarmee von der Ost- nach der Westgrenze wurde auch noch dadurch besonders erschwert, daß es an eigentlichen Trainformationen vollständig fehlte, wodurch für den Transport von Munition und Ausrüstung sowie für die Verpflegung der marschierenden Truppen die bedenklichsten Schwierigkeiten erwachsen mußten. Aber auch diese wurden überwunden, indem man sich die natürlichen Hilfsquellen des Landes und die entflammte Vaterlandsliebe der bäuerlichen Bevölkerung in einfach-genialer Weise zu erschließen verstand und nutzbar zu machen wußte. Alle Wege und Stege des rauhen Gebirgslandes bedeckten sich wie durch einen Zauberschlag mit zahllosen Saumtieren und schwerfälligen Büffelkarren, auf die der sonst so geizige bulgarische Bauer gern und willig alles draufpackte, was Küche und Keller zu bieten vermochten. Und trotz alles scheinbaren Durcheinanders und Wirrwarrs strebten doch all diese ungeordneten, von Greisen, Knaben und Frauen geleiteten Kolonnen ebenso wie die Truppen rastlos dem einen Ziele zu, das sie trotz der schlechten Wege auch fast ausnahmslos rechtzeitig erreichten, so daß nirgends eine eigentliche Stockung oder ein wirklicher Mangel eintrat. So sonderbar diese primitiven Verhältnisse den geschulten Militär auch anmuten mußten — es ging über Erwarten gut, und alles klappte großartig. Selbst für das Marschgepäck der Regimenter war nicht selten Fuhrgelegenheit vorhanden, und die Soldaten zogen dann lediglich mit Mantel, Gewehr und Patronengürtel leichtfüßig einher. Alles geschah gewissermaßen im Handumdrehen, ohne Weitläufigkeiten und Scherereien, ohne überflüssige Pedanterie und kleinlichen Krimskrams, ohne Reibereien und viel Anordnungen, aber die Wirkung war genügend und entsprach dem Zweck. Wo die herangeschafften Lebensmittel auf Truppen stießen, wurden sie ohne langes Fragen verzehrt, und der Bauer wendete schleunigst sein knarrendes Büffelgespann, um neue herbeizuholen. Maultiere, Esel und Maulesel trugen in Zinkkästen die Munition, zu je 15 von einem halbwüchsigen Bauernjungen geleitet. Auch noch während der Schlachttage von

Slivnitza und Dragoman flutete ein ununterbrochener Zug von Saumtieren und Büffelkarren zwischen dem Gefechtsfelde und der Landeshauptstadt hin und her und versorgte die kämpfenden Truppen sogar mit Suppe, die allerdings in stark abgekühltem Zustande eintraf. Je weiter sich dann freilich die Operationsbasis von den natürlichen Hilfsquellen des eigenen Landes entfernte, je mehr sie in das an und für sich arme und von den Serben bereits gründlich ausgesogene Gebirgsgelände an der Grenze und über diese hinaus vorgeschoben wurde, um so bedenklicher haperte es mit dem Nachschub, und namentlich vor Pirot haben die Bulgaren, das Hauptquartier nicht ausgeschlossen, bitteren Hunger gelitten, aus welchem Grunde auch ihre bedauerlichen Ausschreitungen auf serbischem Boden erklärlicher und verzeihlicher erscheinen mögen.

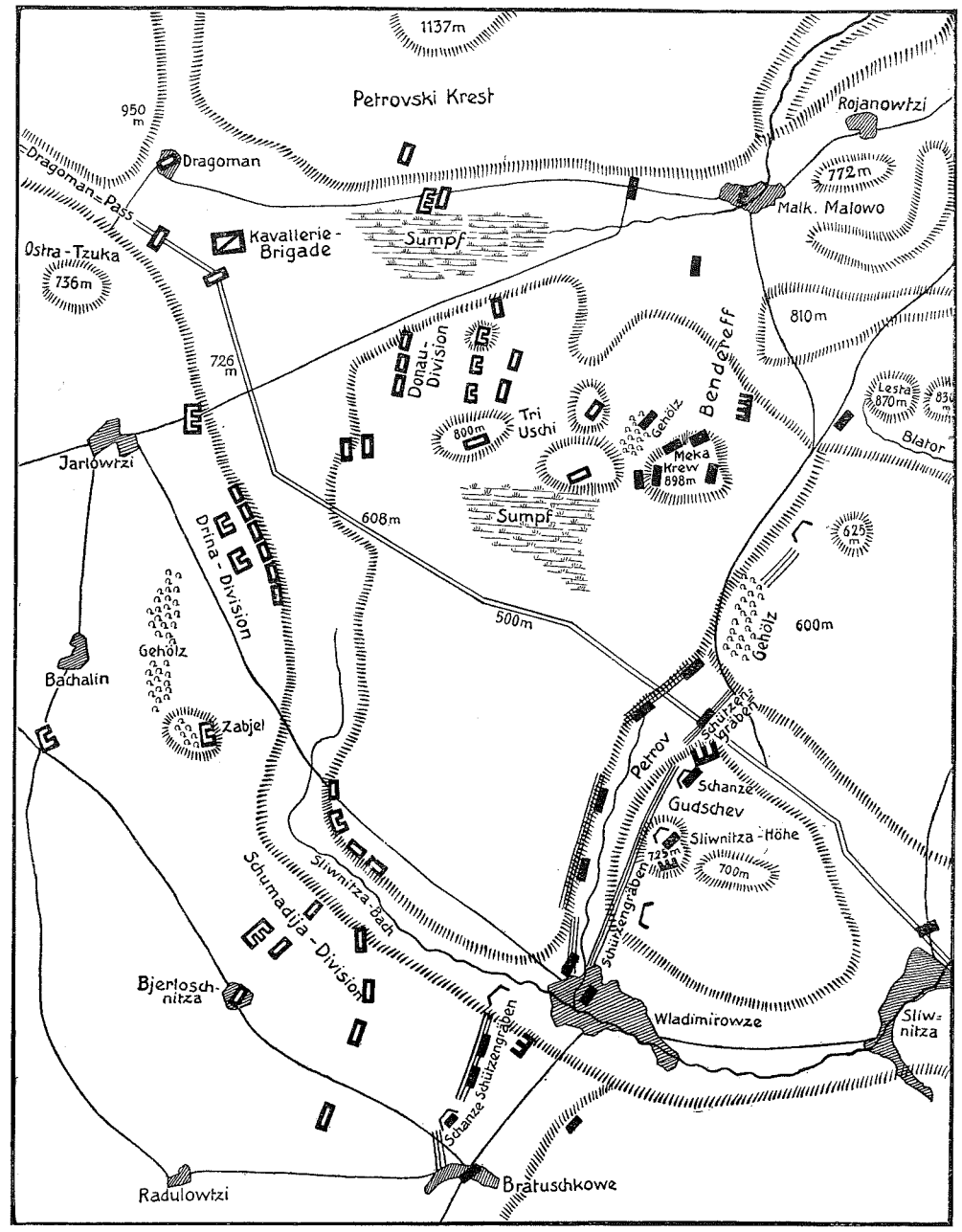
So günstig die strategische Lage auch zu Beginn des Krieges für die Serben war, die zunächst an den wichtigen Grenzpässen mit erdrückender Übermacht auftreten konnten, so mußte sie sich doch mit jedem Tage, der die in bewundernswerten Eilmärschen anrückenden bulgarischen Verstärkungen herbeiführte, immer mehr verschlechtern. Zeitgewinn war hier alles. Nur auf ihn kam es für beide Gegner an. Aber König Milan, der seinen grimmigen Gegner offenbar weit unterschätzte, schien dafür nur taube Ohren zu haben. Schon am dritten Schlachttage von Slivnitza waren die Serben nur noch an Geschütz überlegen, und bei Pirot fochten bereits mehr als 50 000 Bulgaren gegen kaum 35 000 Serben. Übrigens fällt auch ein kritischer Vergleich der beiderseitigen Streitkräfte vom rein militärischen Gesichtspunkte aus keineswegs zu Ungunst der Bulgaren aus. Beide sind abgehärtete, im Ertragen von Strapazen Großartiges leistende Gebirgsvölker, aber im allgemeinen ist doch der Bulgare von höherem Wuchs und kräftigerem Leibesbau und zeigte sich deshalb dem Serben im regellosen Nahkampf oder im erbitterten Handgemenge trotz geringerer Schulung regelmäßig überlegen. Einen besonders geringen Gefechtswert bekundeten die nur widerwillig ins Feld rückenden serbischen Milizen, während die für Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes, für die Befreiung des eigenen Herds vom türkischen Joch kämpfenden ostrumelischen ein bedeutend festeres Gefüge zeigten. In der gleichen Hinsicht müssen auch die strammen bulgarischen Linientruppen höher bewertet werden als die serbischen. Dagegen war die Schußwaffe des serbischen Fußvolkes (wie auch der Reiterei), das kleinkalibrige, weittragende und schnell schießende Mauser-Milanowitsch-Gewehr, der bulgarischen, einem ziemlich minderwertigen Berdan-Gewehr, durchaus überlegen. Nur verstand der serbische Soldat nicht den richtigen Gebrauch von seiner vorzüglichen Waffe zu machen. Man hatte ihm von deren Wunderwirkung so viel erzählt, daß er blindlings unter wahnsinniger Munitionsverschwendung drauf los pulverte, in der Meinung, dadurch den Gegner schon von weitem völlig vernichten zu können. Blieb dann die erhoffte Wirkung aus, rückte der Feind trotz des rasenden Feuers näher heran, so vergaß man in der Aufregung die Umstellung der Visiere, schoß also den Bulgaren hoch über die Köpfe, wurde ob ihres unaufhaltsamen Vordringens von Ärger über das vermeintlich nichtsnutzige Gewehr und von Verzweiflung erfaßt und floh schließlich in panischem Schrecken davon, wenn die blitzenden Bajonette der Feinde in bedrohlicher Nähe der Schützengräben auftauchten. Wo serbische Truppen im Feuer gestanden hatten, war der Boden stets förmlich übersät von Patronenhülsen. Beim Kampf um den Pregledischte am 24. November soll das diesen steilen Berggipfel verteidigende Regiment 200 000 Patronen verschossen und doch nur 58 der stürmenden Bulgaren getötet haben, während nicht wenige Einwohner in dem weit rückwärts gelegenen Zaribrod von den serbischen Langbleien getroffen wurden. Unheimlich oft kam es vor, daß infolge der unsinnigen Patronenvergeudung ganze Regimenter schon während der ersten Kampfphasen sich vollständig verschossen und dann im entscheidenden Augenblicke nahezu wehrlos dem Feinde gegenüberstanden. Nach der Schlacht von Pirot herrschte im serbischen Lager ein derartiger und nicht so rasch wieder zu ersetzender Munitionsmangel, daß eine Katastrophe unausbleiblich schien und eine

Fortsetzung des Krieges zu einer bloßen Menschenjagd ausgeartet wäre. Auch auf bulgarischer Seite ließ die Schießausbildung viel zu wünschen übrig; es wurde gleichfalls zu rasch und zu planlos geschossen, aus den Schützengräben heraus oft ohne alles Zielen mit dem über den Kopf erhobenen Gewehr. Sonst aber stand die bulgarische Infanterietaktik in schroffem Gegensatze zur serbischen. Die Gerechtigkeit erfordert es, zu sagen, daß die viel verschrieenen russischen Instruktionsoffiziere wenigstens in militärischer Beziehung vollauf ihre Schuldigkeit getan und es vorzüglich verstanden hatten, die moderne Gefechtsauffassung dem bulgarischen Nationalcharakter anzupassen, wobei sie überaus willige und lernbegierige Schüler hatten. Nach den Auffassungen der Suwarowschen und Dragomirowschen Schule erblickte der bulgarische Soldat nicht in der Kugel, sondern im Bajonett sein Heil, und einem so schlecht und überhastet schießenden Feinde wie den Serben gegenüber haben ihm die Ereignisse auch Recht gegeben, während dieselbe Auffassung gegenüber den ruhig und bedächtig zielenden Türken 1912 zu den furchtbarsten Blutverlusten führte. Gleich die ersten Verwundeten von Slivnitza, die den anrückenden Truppen hinter Sofia begegneten, riefen ihnen zu: „Greift nur immer gleich zum Bajonett, Brüder! Dann halten die Serben nicht stand!" So war es in der Tat, und die bulgarischen Soldaten haben den guten Rat ihrer Kameraden gründlichst befolgt. Wo immer der unwiderstehliche, geradezu fanatisch wilde, rücksichtslose Bajonettsturm der Bulgaren ansetzte, mußten die Serben weichen. In kluger Ausnützung dieser Verhältnisse bildete sich Fürst Alexander im Laufe des kurzen Feldzuges eine besondere und fast immer erfolgreiche Taktik aus, die darauf hinauslief, das Gefecht erst mittags ernstlich zu beginnen, bis zum späten Nachmittag hinhaltend zu führen und dann zum entscheidenden Bajonettangriff anzusetzen, während die frühzeitig hereinbrechende Dunkelheit des kurzen Wintertages die Serben an entsprechenden Gegenstößen verhinderte.

Die schwache Reiterei konnte in dem zerklüfteten Gelände beiderseits keine große Bedeutung gewinnen, und namentlich die bulgarische wurde stets mit übermäßiger Ängstlichkeit zurückgehalten, die serbische dagegen durch zweckloses Hin- und Hermarschieren unnütz ermüdet. Doch zeigte sich diese als die unternehmendere, griff selbst in den erbitterten Straßenkampf von Pirot durch eine gelungene Attacke ein und spielte in den Kämpfen von Slivnitza auf dem linken serbischen Flügel eine nicht unbedeutende Rolle als berittene Infanterie, indem sie fast täglich zum Feuergefecht absaß. Interessant ist, daß in einem besonders kritischen Augenblicke vor Slivnitza Fürst Alexander einmal seine nur 18 Mann starke Reitereskorte einen steilen Abhang herab auf die serbischen Schützenschwärme attackieren ließ, und zwar mit vollem Erfolg. Mit einigen Worten sei auch noch der merkwürdigen „Räuberbrigade" des Hauptmanns Panitza, eines unternehmungslustigen ehemaligen ostrumelischen Steuerbeamten, gedacht, in die man 3000 mazedonische Freiwillige gesteckt hatte, eine gar buntscheckige Gesellschaft, licht- und kugelscheues, zerlumptes Mordgesindel neben hochgebildeten, opferwilligen Patrioten. Boten schon die Milizen in Nationaltracht und Schafspelzen und mit den vielen reichgestickten Bannern ein mehr malerisches als militärisches Bild, so traf dies für die ganz nach Belieben jedes einzelnen bewaffnete „Räuberbrigade" noch in sehr erhöhtem Maße zu. Zuchtlosigkeiten konnten bei einer solchen Gesellschaft nicht ausbleiben, und die Plünderung von Pirot, an der sich auch das städtische Gesindel und die Zigeuner beteiligt zu haben scheinen, ist wohl hauptsächlich auf ihre Rechnung zu setzen. Der militärische Wert war gering; auf dem Schlachtfelde glänzte die Räuberbrigade regelmäßig durch Abwesenheit oder kam mit ihren Umgehungsversuchen zu spät; höchstens daß sie mal einen Truppentransport abfing oder durch ihr unvermutetes Auftauchen in den Bergen König Milan beständig um seine linke Flanke besorgt machte und dadurch zu ständigen Entsendungen zwang. Das kluge Entgegenkommen, das Fürst Alexander den Mohammedanern gegenüber bekundet hatte, veranlaßte selbst diese, sich freiwillig zum Kriegsdienste gegen Serbien massenhaft zu melden, und ihrer 6000 standen bei den Widdin deckenden Milizen und zeich-

neten sich durch gute Mannszucht und Kaltblütigkeit vorteilhaft aus. War bei der Infanteriewaffe das Übergewicht auf Seiten der Serben, so verhielt es sich mit dem Geschütz gerade umgekehrt. Die serbische Artillerie war gerade in der Umformung begriffen, hatte aber erst wenige der neuen Bange-Geschütze eingestellt, sonst durchaus veraltetes Material der verschiedensten Herkunft, vielfach sogar noch bronzene Vorderlader vom Jahre 1850, während die Bulgaren durchgängig Kruppsche Hinterlader führten, allerdings ungleichen Kalibers. Die Schießausbildung war auf beiden Seiten mangelhaft, zumal sich gerade bei der Artillerie der Mangel an gebildeten Offizieren besonders bemerkbar machte. Immerhin zeigte sich die bulgarische Artillerie unternehmender und schneidiger und pflegte näher an die feindlichen Stellungen heranzufahren, während die Serben den Verlust von Geschützen für ebenso schimpflich erachteten wie den von Fahnen, sich deshalb stets in übermäßiger Entfernung hielten und beim Einsetzen der Infanteriestürme gerade in dem Augenblicke zurückgingen, wo ihr Feuer am wirksamsten hätte werden können. Erst gegen Ende des Feldzuges wurde das teilweise besser. Als kriegsgeschichtliche Merkwürdigkeit verdient erwähnt zu werden, daß am Nachmittage des dritten Sliwnitzatages zwei nahe an den Feind herangefahrene bulgarische Geschütze, nachdem sie sich verschossen hatten, bis zum Einbruch der Dunkelheit lustig mit Kartuschen weiter feuerten, um der daneben fechtenden und gleichfalls hart bedrängten Infanterie wenigstens moralisch Mut zu machen. Auch kein übles Beispiel! Das serbische Verpflegungswesen versagte von allem Anfang an, so daß die Truppen bald am Nötigsten Mangel litten. Um so höher ist es anzuerkennen, daß sie auch im feindlichen Lande stramme Mannszucht hielten und alle Bedürfnisse bar bezahlten. Das zweite Aufgebot bekam trotz des rauhen Wetters seine Mäntel und Waffenröcke überhaupt nicht und machte den ganzen Feldzug in Hauskleidern mit.

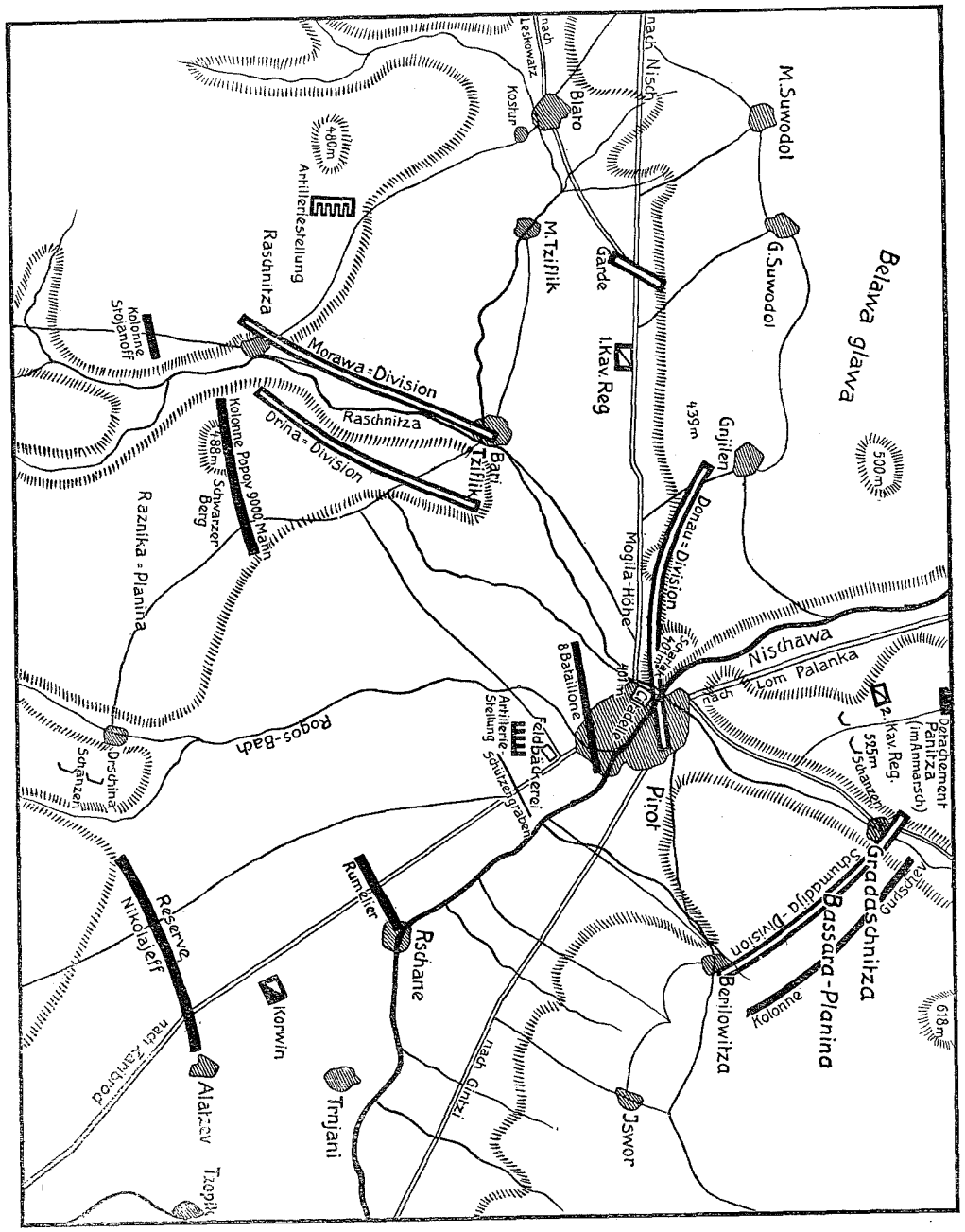
Und nun die Führung! Obschon auch die Serben zu wenig Offiziere hatten, waren sie doch in dieser Beziehung dem Feinde turmhoch überlegen, und es befanden sich unter ihren Führern viele theoretisch und praktisch gut geschulte Männer, die Kriegsschulen mit bestem Erfolge besucht und Feldzüge mit Auszeichnung mitgemacht hatten. Aber es herrschte kein guter Geist im serbischen Offizierskorps. Eifersüchteleien und Reibereien waren an der Tagesordnung, die höheren Führer handelten jeder für sich, ohne sich viel um das Schicksal der Nachbarkolonnen zu kümmern, und erst in der zweiten Hälfte des Feldzuges ergab sich unter dem Zwange der Verhältnisse ein besseres Ineinandergreifen der einzelnen Divisionen. König Milan besetzte die wichtigsten Stellen ohne Rücksicht auf Befähigung und Kenntnisse mit seinen persönlichen Günstlingen. Seinen weitaus besten General, den von den Soldaten vergötterten Horvatowitsch, stellte er als Gesandten in Petersburg kalt und betraute dafür den unfähigen Jovanowitsch mit dem Oberbefehl, den er nach dem Mißerfolge von Sliwnitza absetzen und vor ein Kriegsgericht stellen lassen mußte. Das Verhängnisvollste aber war, daß Milan selbst den Ehrgeiz hatte, die Operationen persönlich leiten zu wollen. So ergab sich gerade in der höchsten Führung der krasseste Unterschied. Auf der einen Seite der verwöhnte und bequeme Lebemann Milan, der von militärischen Dingen keine Ahnung hatte, sein lustiges Hauptquartier stets 20—25 km hinter der Front aufschlug, überhaupt vom Vorwurfe der Feigheit kaum freizusprechen ist, sich bei den wichtigsten Entscheidungen niemals unter seinen braven Truppen blicken ließ, sie aber bei seiner beständigen Unentschlossenheit durch zwecklose Märsche bei abscheulichem Wetter und in unwegsamem Gelände ermüdete und seinen Divisionskommandanten die nötigsten Befehle stets sehr verspätet, bisweilen auch gar nicht zukommen ließ, so daß sie auf eigene Faust zu handeln gezwungen waren. Ordre, contre-ordre, désordre — das war der gewöhnliche Verlauf der Dinge auf serbischer Seite. Auf der anderen Seite der stramme, tatkräftige, jugendfrische Alexander, der alle Strapazen und Entbehrungen getreulich mit seinen Soldaten teilte, stets an den gefährlichsten Punkten zu finden war, unermüdlich von einem Platze zum anderen eilte, einen



Die Kämpfe bei Sliwnitza
im bulgarisch-serbischen Krieg. (Nach Angaben des Verfassers gezeichnet.)

scharfen militärischen Blick, wenn auch kein strategisches Genie, und kalte Entschlossenheit bekundete, seine Leute zu begeistern und mit sich fortzureißen wußte, mit seinen höheren Aufgaben förmlich wuchs. So schwere Fehler Fürst Alexander auch als Regent begangen haben mochte, hier als Truppenführer war er vollkommen an seinem Platze und zeigte sich den schwierigsten Lagen gewachsen. Der Soldat gewann rasch Vertrauen zu ihm und empfand instinktiv, daß hier der richtige Mann an der richtigen Stelle stand, und daß es ein ganzer Mann war. Es zeigte sich hier wieder einmal so recht, daß die Persönlichkeit im Kriege alles macht, daß ihr überragender Einfluß aller theoretischen Lehren, alles Paradedrills und aller eingerosteten militärischen Dogmen spottet. — Um endlich noch den zum Kriegführen so unerläßlichen nervus rerum zu berühren, so sei nur kurz erwähnt, daß Bulgarien sich für Notfälle einen Schatz von 45 1/2 Millionen Franken aufgespeichert hatte, mit dem man bei der Kürze des Feldzuges und der Opferwilligkeit der Bevölkerung bequem auskam, daß dagegen die serbischen Staatskassen völlig leer waren und nur zu sehr harten Bedingungen bei Wiener Banken 25 Millionen aufgetrieben werden konnten.

Nachdem wir so die grundlegenden Verhältnisse während des serbisch-bulgarischen Krieges einigermaßen kennen gelernt haben, können wir uns bezüglich seines Verlaufes kurz fassen und uns damit begnügen, die hauptsächlichsten Operationen in ihren gröbsten Umrissen hervorzuheben. Obgleich für Serbien alles darauf ankam, die schwachen bulgarischen Grenztruppen in raschem Siegeslaufe zu überrennen und das Becken von Sofia mit starken Streitkräften vor dem Eintreffen der feindlichen Hauptarmee zu erreichen und diese dann unter ungünstigen Verhältnissen zur Entscheidungsschlacht zu zwingen, wurde doch in den ersten Tagen viel kostbare Zeit vertrödelt und damit die beste Gelegenheit zum Siege verscherzt. Das serbische Heer ließ sich schon an den Grenzpässen zu lange aufhalten, kam hierauf bei Slivnitza in seinem Vormarsche völlig ins Stocken, war dann in der Entscheidungsschlacht nicht geschlossen beisammen, sondern kam verzettelt zur Verwendung, flutete schließlich geschlagen zurück, und der Gegenstoß führte die Bulgaren über die Grenze hinüber bis nach Pirot. In sträflicher Unterschätzung der Kriegstüchtigkeit seines Gegners hatte König Milan von allem Anfang an zu wenig Truppen mobilisiert und überdies das Hauptheer noch durch die Abzweigung der Timok-Division unter General Leschjanin geschwächt, die zur Eroberung Widdins bestimmt war — eine mehr aus politischen als aus strategischen Gründen zu rechtfertigende Maßregel. Auch General Leschjanin verfiel in den verhängnisvollen Fehler der Verzettelung und zog seine zum konzentrischen Vormarsch auf Widdin bestimmten 12000 Mann auf 40 km Luftlinie auseinander. So konnte es kommen, daß die linke Flügelkolonne unter Oberstleutnant Dinitz schon am 16. November während des Brückenschlagens über den Timok bei Bregowo von den Bulgaren überraschend angefallen wurde und sich der hartnäckigen Gegner nur mit größter Mühe zu erwehren vermochte. Noch schlechter ging es der rechten Seitenkolonne, die ganz divergierend gegen Südosten aufklären und die Verbindung mit der Hauptarmee herstellen sollte. Sie stieß nach unerheblichen Gefechten bei Salasch schon am 17. November in dem schluchtenreichen Waldgelände von Belogradsik auf nachdrücklichen Widerstand, konnte diesen auch nicht mit Hilfe eines von der Hauptkolonne abgezweigten Detachements unter Oberst Djuknitz, der einen bloßen Luftstoß vollführte, überwältigen, mußte wieder auf Salasch zurückgehen und wurde hier am 20. November von dem bulgarischen Landsturm völlig geschlagen und in den Paß von Knjasewatz geworfen, wo sie bis zum Ende des Krieges untätig stehen blieb. Glücklicher war General Leschjanin selbst im Zentrum. Ihm gegenüber hatte der energische Verteidiger der noch jungfräulichen Festung Widdin, Hauptmann Usunoff, seine fast nur aus Milizen und buntscheckigen Bauernhaufen bestehenden Truppen strahlenförmig aufgestellt, ging selbst zum Angriff vor, erlitt aber in dem blutigen Gefecht von Adlije am 16. November eine regelrechte Niederlage. Zwei Tage später erschienen die



Tafel X

Floericke, Geschichte der Bulgaren.

Die Kämpfe um Pirot
im bulgarisch-serbischen Krieg. (Nach Angaben des Verfassers gezeichnet.)

Serben vor Widdin und warfen, nachdem die Aufforderung zur Übergabe abgelehnt worden war, einige Brandgranaten in die Stadt, wodurch unter der Zivilbevölkerung große Panik hervorgerufen wurde. Die Werke der Festung selbst erschienen wenig widerstandsfähig, aber zahlreiche vorgeschobene Schanzen und die dazwischen liegenden ausgedehnten Sümpfe erschwerten in hohem Maße die Annäherung. Zu einer regelrechten Belagerung waren die Serben, die am 20. und 21. noch einen verfehlten Vorstoß über Alter Palanka in der Richtung des Ginzipasses vollführen mußten, zu schwach (auf 1½ m der Einschließungslinie kam nur ein Serbe), und erst am 25. erhielten sie einiges grobe Geschütz. Immerhin gelang es ihnen, am 24. sich des wichtigen Dorfes Kapitanovo zu bemächtigen und durch das Feuer ihrer Feldgeschütze zahlreiche Brände in der Stadt zu verursachen und diese dadurch in Schrecken zu setzen. Obwohl General Leschjanin am 28. mittags von dem Abschluß des Waffenstillstands in Kenntnis gesetzt wurde, versuchte er doch noch in der Nacht sich durch Überfall der Festung zu bemächtigen und so ein wertvolles Faustpfand in die Hand zu bekommen. Die Serben scheiterten aber an dem Schnellfeuer der aufmerksamen Verteidiger, die nun ihrerseits zum Angriff vorgingen und auch eine der schweren Batterien eroberten und vernagelten. Am nächsten Morgen trat auch auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes Ruhe ein.

Die serbische Hauptarmee, die den Namen Nischawa-Armee führte, war in 4 Divisionen (Morawa-Division unter Oberst Topalowitsch, Drina-Division unter Oberst Milowanowitsch, Donau-Division unter General Jovanowitsch, Schumadja-Division unter Oberst Benitzi) zu 1 Artillerie- und 3 Infanterieregimentern (mit 4 Bataillonen à 800—1000 Mann) gegliedert; dazu kam ein Gebirgsartillerieregiment und die aus 7 Eskadrons bestehende Kavalleriebrigade unter Oberst Praporzetowitsch. Die Morawa-Division, die über Trn auf Bresnik wirken und dann in der zu erwartenden Hauptschlacht die Bulgaren in der linken Flanke fassen sollte, war von vornherein abgezweigt, und bald nach der am 14. November erfolgenden Überschreitung der Grenze trennte sich auch die Schumadja-Division von der Hauptkolonne, um im Lakowitzatale vorzustoßen und den Dragomanpaß, den man stark besetzt und verschanzt wähnte, südlich zu umgehen und dadurch die Bulgaren zum Aufgeben ihrer Stellung zu bewegen. Auf der Hauptstraße Pirot-Sofia blieben demnach nur 2 Divisionen zur Verfügung. Sie fanden schon bei Zaribrod am 14. unerwartet hartnäckigen Widerstand, wo 1500 bulgarische Milizen die ganze Donau-Division zur Entwicklung zwangen, ebenso am nächsten Tage bei Karaula und Kalotinzi, wo die Serben trotz lebhafter Kanonade überhaupt keinen Boden zu gewinnen vermochten. Doch räumten die schwachen bulgarischen Vortruppen in der Nacht freiwillig ihre Stellung, hüteten sich auch wohl, sich in dem leicht zu umgehenden Dragomanpasse festzusetzen und einschließen zu lassen. Die Serben durchzogen also am 16. nach einer elend verbrachten, eiskalten Regennacht ohne nennenswerten Widerstand den Dragomanpaß und marschierten gegenüber der bulgarischen Stellung von Slivnitza auf, die Kavalleriebrigade bis Malo-Malkowo vorgeschoben. Die kahlen, ein freies Schußfeld gewährenden Höhen von Slivnitza waren von den Bulgaren schon vor einiger Zeit durch Schützengräben, Schanzen und Batterieeinschnitte befestigt, und noch während der letzten Tage war hier eifrig geschanzt worden. Doch reichten die vorhandenen Truppen nicht einmal zur Besetzung der vordersten Reihe der Schützengräben aus, denn der befähigte Major Gudscheff, der hier befehligte, hatte zunächst nur 11 Bataillone und 36 Geschütze zur Verfügung. Am 17. wollten die Serben, die bisher im ganzen kaum 30 Kilometer zurückgelegt hatten, höchst überflüssiger Weise einen Ruhetag einschieben, aber wie so oft im Kriege kam es auch hier infolge gewaltsamer Rekognoszierungen wider den Willen der beiderseitigen Feldherrn (den Bulgaren konnte ja jede Verzögerung nur höchst angenehm sein) zum Kampfe. Inzwischen hatte die Morawadivision unter Mitwirkung der auf Wraptze vorstoßenden Schumadjadivision den mit 2 Linienbataillonen, 2000 Milizen und 1 Batterie bei Trn stehenden Hauptmann Philipoff am 15. nach hitzigem Gefecht aus seiner verschanzten Stellung geworfen und war nach schwierigem Marsche über aufgeweichte Hohlwege am Abend des 16. vor Bresnik angelangt. In noch unwegsameres Gelände geriet an diesem Tage die östlich quer über das Gebirge ziehende Schumadjadivision, die schließlich nach endlosem bergauf und bergab und nach ermattendem Kampfe mit Schnee, Regen, Wind und Nebel auf armseligen Saumpfaden in völliger Auflösung im Quellgebiet der Lukowitza eintraf und für den nächsten Tag überhaupt nicht zu verwenden war.

Die bulgarische Stellung westwärts Slivnitza hatte den großen Nachteil, daß die beiden Flügel der natürlichen Anlehnung entbehrten und frei in der Luft hingen, also leicht zu umgehen waren. Zumal der weniger verschanzte rechte Flügel erschien stark bedroht, und Fürst Alexander, der am 17. mit 3 Bataillonen Verstärkung in Slivnitza eintraf und den Oberbefehl übernahm (eine elende Hirtenhütte war sein Hauptquartier), ordnete deshalb an, daß der diesen Flügel befehligende Rittmeister Bendereff gegen Malo-Malkowo rekognoszieren solle, um die Absichten des Feindes zu erkunden. Bendereff, ein tapferer, aber höchst eigenmächtiger und schwer zu lenkender Draufgänger, nahm gleich seine sämtlichen 3 Bataillone vor und errang zunächst über die im Nebel überraschten Serben Erfolge, geriet aber dann in eine bedrängte Lage, so daß ihm der Fürst notgedrungen die beiden einzigen Bataillone der Reserve zu Hilfe schicken mußte. Diese setzten durch einen Flankenstoß der serbischen Umklammerung ein Ziel, stürmten mit dem Bajonett das Dorf Malo-Malkowo und dann auch die östliche Tri Uschi (zu deutsch: 3 Ohren)-Kuppe. Zum ersten Male erklang bei diesem glänzenden Angriff die feurige Schlachtenmusik der Bulgaren, das inzwischen weltberühmt gewordene „Dschumni Maritza" (Brause, Maritza). Die Verfechter der Militärmusik können sich gut auf die noch kurze, aber schon so ruhmvolle Kriegsgeschichte Bulgariens stützen, denn wo diese begeisternden Töne erschollen, da gingen die Soldaten auch im furchtbarsten Feuer stets mit unwiderstehlicher Wucht zum rücksichtslosen Bajonettangriff vor. Am 17. November vollends gingen die prächtigen Bataillone Bendereffs einfach nach vorwärts durch, mit brausendem Hurrageschrei, gefälltem Bajonett und jauchzender Musik. So warfen sie die Serben nicht nur von der mittleren, sondern schon bei Einbruch der Dunkelheit auch von der westlichen Tri Uschi-Kuppe herab, mußten dann aber auf Befehl des Fürsten wieder in ihre alten Stellungen zurückkehren, da er seine ohnehin so dünne Schlachtlinie nicht über Gebühr verlängern wollte. Das Getöse dieses Kampfes auf dem rechten Flügel hatte auch die Donaudivision veranlaßt, die stark befestigte bulgarische Mitte anzugreifen; aber es geschah mit zu schwachen Kräften und blieb deshalb ohne Erfolg. Energischer war die Drinadivision mit ihren gesamten Streitkräften gegen den linken bulgarischen Flügel vorgegangen. Der frontal angesetzte Angriff scheiterte aber an dem heftigen bulgarischen Schnellfeuer, zumal gerade im rechten Augenblick ein weiteres Landsturmbataillon auf dem Schlachtfelde eintraf und die nach rückwärts umgebogenen Schützengräben auf der äußersten Flanke besetzen konnten. Trotz des schönen Erfolges auf dem rechten Flügel war aber doch die Lage der Bulgaren am Morgen des zweiten Schlachttages durchaus keine rosige. Die Verteidiger lagen seit mehreren Tagen ununterbrochen ohne jeden Schutz bei ungenügender Verpflegung, eisigem Nordwind, Schneegestöber und Regengüssen in ihren zu Morästen verwandelten Schützengräben, und es erschien sehr fraglich, ob sie weiteren Anstrengungen gewachsen sein würden. Indessen sie hielten aus, und auch die nun in rascher Aufeinanderfolge eintreffenden Verstärkungen zeigten trotz der zurückgelegten Gewaltmärsche erstaunlich wenig Ermüdung, sondern stürzten sich gleich mit vollem Elan in den Kampf. Dieser begann am zweiten Schlachttage im Zentrum, wo ein bulgarisches Bataillon bei Sonnenaufgang sogar angriffsweise vorging und die serbischen Vorposten vor sich her trieb. Die Serben hatten es hauptsächlich auf den linken bulgarischen Flügel abgesehen, indem nicht nur die Drina-, sondern auch die nun endlich auf dem Schlachtfelde eingetroffene Schumadjadivision konzentrisch gegen das Dorf

Wladimirovze vorgingen, wobei sie auf das rechtzeitige Eintreffen der Morawadivision rechneten, um die bulgarische Flanke vollends aufzurollen. Da jene aber ausblieb, traten die Serben, die sich zu einem eigentlichen Sturmangriff trotz ihrer großen Überzahl nicht aufzuraffen vermochten, nach zweistündigem verlustreichem Feuergefecht den Rückzug an. Die Donaudivision hatte mittags die Truppen Bendereffs angegriffen, der sofort mit einem kräftigen Gegenstoß in die feindliche Flanke antwortete, abermals die drei Kuppen des Tri-Uschi-Höhenzuges stürmte, ja abends bis zum Eingange des Dragomanpasses vordrang und hier dem feindlichen Heere den Rückzug hätte abschneiden können, wenn ihn nicht der Fürst, der nicht alles auf eine Karte setzen wollte, wiederum zurückgerufen hätte. Obwohl also das Glück den Bulgaren vor Slivnitza auch am zweiten Tage hold geblieben war, hatte sich doch ihre strategische Gesamtlage inzwischen aufs bedenklichste verschlechtert, nämlich infolge des erfolgreichen Vordringens der Morawadivision. Diese hatte am Abend des 17. trotz des heldenmütigen Widerstandes, den Hauptmann Philipoff mit seinen Milizen leistete, Bresnik und am 18. Pernik genommen und sich so die direkten Straßen nach Sofia wie in die linke bulgarische Flanke geöffnet. Es war die für die Bulgaren kritischste Stunde in diesem Kriege. In Sofia, wo man schon den Feind vor den Toren glaubte, brach eine Panik aus, und Fürst Alexander mußte schleunigst nach seiner Hauptstadt zurückkehren, um einigermaßen Ordnung zu schaffen und beruhigend einzuwirken. Oberst Topalowitsch verstand aber seine günstige Lage nicht auszunützen. Statt mit seiner gesamten Macht entweder in der linken Flanke der Bulgaren oder vor ihrer Hauptstadt zu erscheinen, detachierte er nach allen Seiten hin und erreichte so nirgends etwas. Um ihm den Vormarsch zu erschweren, entsandte der Fürst von Slivnitza aus den Hauptmann Popoff mit 3 Bataillonen und 1 Batterie südwärts. Dieser ebenso zielbewußt wie schneidig operierende Offizier zog auch die versprengten Milizen an sich und bezog in dem nicht zu umgehenden Engpaß von Gorgulata eine verschanzte Stellung, vor der sich die Serben am 19. blutige Köpfe holten. Nach Empfang weiterer Verstärkungen ging Popoff dann selbst angriffsweise vor, sprengte am 20. die Serben bei Bresnik völlig auseinander und besetzte diesen wichtigen Straßenknotenpunkt von neuem, womit jede Gefahr für die Hauptstadt und für den linken bulgarischen Flügel endgültig abgewendet war. Die zersplitterte Morawadivision mußte auf Trn zurückgehen. Inzwischen war vor Slivnitza auch am 19. wieder erbittert gerungen worden, diesmal bei hellem Sonnenschein und prächtigem Herbstwetter. Bendereff hatte am Vormittag wiederum angegriffen, dabei aber seinen linken Flügel unvorsichtig entblößt, der von 3 Bataillonen der Drinadivision aufgerollt und nur durch den Flankenstoß eines Bataillons aus dem bulgarischen Zentrum vor der Vernichtung bewahrt werden konnte. Ein zweiter Angriff hatte keinen besseren Erfolg, und erst am späten Nachmittag vermochte Bendereff die viel umstrittenen Höhen zum dritten Male zu nehmen. Inzwischen war aber das bulgarische Zentrum erfolgreich vorgegangen, während die Schumadjadivision 3 Bataillone und 2 Batterien in die dadurch auf der Westfront entstandene Lücke warf; aus Mangel an Unterstützung mußten aber diese Truppen schließlich wieder zurückgehen. Da alle Hoffnungen auf Bezwingung der Stellung von Slivnitza geschwunden waren, beschloß König Milan den Rückzug seiner Hauptarmee. Er hatte in den dreitägigen Kämpfen an 4000 Mann eingebüßt, während der bulgarische Verlust mit etwa 2500 beziffert werden kann. In der öffentlichen Meinung Europas, das bis dahin Bulgarien kaum für ernst genommen hatte, bewirkte die Schlacht von Slivnitza einen vollständigen Umschwung. Das Selbstvertrauen der Bulgaren hat sie mächtig gehoben, aber bei den Serben, die sich von jetzt an leicht gefangen gaben und überhaupt alle Merkmale beginnender Auflösung zeigten, trat tiefe Mutlosigkeit und Verzagtheit ein. Ein Berichterstatter sah einen einzigen Bulgaren 40 gefangene Serben eskortieren, denen er mit dem Gewehr auf der Schulter voranschritt. Auf seine verwunderte Fragen meinten die Serben, er brauche sich nicht zu ängstigen, denn sie seien ja froh, daß sie gefangen seien.

Doch waren auch die Bulgaren zu erschöpft und zu sehr durcheinander gekommen, als daß sie dem geschlagenen Feinde kräftig hätten nachdrängen können, zumal es mit der Verpflegung bedenklich haperte. Dazu kamen politische Gründe, die von jetzt an die Operationen störend beeinflußten, da täglich ein Einschreiten Österreichs zu erwarten stand. Die serbische Armee beeilte sich deshalb am 20. mit dem Antritte des Rückzuges durchaus nicht, während die Bulgaren einen wohlverdienten Rasttag hielten. Aber auch in der Folge beging Fürst Alexander den Fehler, ausschließlich frontal, zu langsam und zunächst mit zu schwachen Kräften nachzudrängen, wodurch die Serben lediglich auf ihrer natürlichen Rückzugsstraße zusammengeschoben, nimmermehr aber einer bei überflügelnden Angriffen unausbleiblichen Katastrophe entgegengeführt werden konnten. Am 22. hatte die aus 7 Bataillonen und 2 Batterien bestehende bulgarische Vorhut unter dem ostrumelischen Oberstleutnant Nikolajev am Eingange des Dragomanpasses ein Gefecht mit der serbischen Nachhut, das durch geschicktes flankierendes Eingreifen der Kolonne Bendereff zugunsten der Bulgaren entschieden wurde. Im allgemeinen führten aber die Serben, bei denen jetzt Oberst Topalowitsch den Oberbefehl übernommen hatte, ihren schwierigen Rückzug recht geschickt und ohne übermäßige Verluste durch. Der Dragomanpaß wurde von den Bulgaren ohne Widerstand durchzogen, und erst bei Zaribrod gewann Nikolajev am 23. wieder mit dem Gegner Fühlung, konnte aber wegen des immer empfindlicher werdenden Mangels an Lebensmitteln nur sehr langsam vorwärts kommen. Bei der Erstürmung des teilweise mit Buschwerk bedeckten steilen Felsengipfels Pregledischte kam es am 24. zu einem grimmigen Bajonettkampfe, in dem die stärkeren Bulgaren dem Feinde eine blutige Niederlage beibrachten. Fast hätten sie hier eine serbische Fahne erbeutet, die nur durch den Heldenmut des serbischen Hauptmanns Katanitz gerettet wurde. Obwohl selbst aus fünf Wunden blutend, schoß er mit dem Revolver vier Bulgaren nieder und warf die Fahne den steilen Abhang hinab, wo sie von den weichenden Seinigen aufgefangen wurde. Erst am 26. überschritten die Bulgaren, die die Fühlung mit dem Gegner abermals fast völlig verloren hatten, unter begeisterten Hurrarufen die Grenze und rückten gegen Pirot vor. Hauptmann Popoff war inzwischen auf höheren Befehl gleichfalls zwei Tage lang untätig bei Bresnik stehen geblieben, hatte aber seine Streitkräfte durch Heranziehen von Verstärkungen auf 10 000 Mann mit 16 Geschützen gebracht. Am 25. nahm er nach kurzem Gefechte Trn und marschierte dann nordwärts ab, um künftig die linke Flügelkolonne zu bilden und mit dieser entscheidend in die zweitägige Schlacht bei Pirot einzugreifen.

Topalowitsch hatte nämlich beschlossen, bei Pirot dem nachdrängenden Gegner standzuhalten und zu diesem Zwecke eine absonderliche hufeisenförmige Stellung eingenommen, deren Flügel auf den die Straße und Talebene beiderseits begleitenden Höhenzügen zangenartig vorgebogen waren. Da die Bulgaren sträflicherweise jeden Aufklärungsdienst unterlassen hatten, marschierten sie mit ihrer Hauptkolonne ahnungslos in diese Mausefalle hinein, und es hätte ihnen von den verdeckt auf den Höhen stehenden serbischen Batterien gar übel mitgespielt werden können, wenn diese sich nicht vorzeitig demaskiert hätten, indem sie sich verleiten ließen, verfrüht auf die den Stab des Fürsten bildende Reitergruppe Feuer zu geben. So aber erholten sich die Bulgaren rasch von ihrer unliebsamen Überraschung und schickten überall dichte Schützenschwärme gegen die durch vereinzelte Batterieeinschnitte und Schützengräben oberflächlich befestigte serbische Stellung vor. Gegen Abend arbeiteten sie sich bis an den Saum der Stadt Pirot heran und setzten sich hier fest. Ein erbitterter Straßenkampf entspann sich, und um $6^1/_2$ Uhr flog aus unaufgeklärt gebliebenen Gründen das am Westeingange der Stadt gelegene Kastell mit seinen großen Munitionsvorräten unter ungeheurem Getöse und gewaltiger Staubentwicklung in die Luft, wobei sämtliche Fensterscheiben in Pirot zersprangen. Beiderseits geplante Reiterangriffe scheiterten schon beim ersten Ansetzen an dem lebhaften Gewehrfeuer, dem ungünstigen Gelände und der angeblichen Übermüdung der Pferde. Der diesmal auf dem rechten bulgarischen Flügel

fechtende Gudscheff konnte der Schumadjadivision gegenüber keine rechten Erfolge erzielen und mußte sich damit begnügen, die feindlichen Vortruppen aus ihren Schützengräben zu vertreiben. Den unternehmungslustigen, aber allzu eigenwilligen Bendereff hatte man einigermaßen kalt gestellt, indem man ihn mit einer weit nach Norden ausholenden Umgehung des linken serbischen Flügels betraut hatte. Das unwegsame Gebirgsgelände setzte aber selbst der erprobten Marschfähigkeit seiner Truppen derartige Schwierigkeiten entgegen, daß er für die Entscheidung zu spät kam. Auch das Eingreifen der nunmehr endlich im Nordosten der Stellung auftauchenden, sich gegen Pirot vorschiebenden und hier plündernden „Räuberbrigade" Panitza war nur wenig wirksam. Am besten schnitt der unermüdliche Popoff auf dem linken bulgarischen Flügel ab. Er entriß gegen Abend der Drina-Division die wichtige Stellung von Drsina und machte dann noch einen höchst beschwerlichen Nachtmarsch quer über das Gebirge, wobei die Flammen des brennenden Kastells eine notdürftige Beleuchtung abgaben, erschien gegen Mitternacht überraschend vor der beherrschenden Höhe des „Schwarzen Berges", warf die Serben nach erbittertem Kampfe herab und besetzte sogar die Höhen östlich Raschnitza. Das Ergebnis des ersten Kampftages (26. November) bestand also darin, daß die Serben zwar nicht geschlagen, aber zurückgedrängt waren, ihre hufeisenförmige Stellung sich in eine geradlinige mit der Front SW—NO verwandelt hatte. Schon bedrohte die siegreiche Kolonne Popoff stark ihren rechten Flügel bei Bari Tziflук, hinter dem die strategische Rückzugslinie lag, aber sie war zu wirksamem Vorgehen zu schwach und hätte deshalb noch während der Nacht oder im Morgengrauen durch den größten Teil der Hauptkolonne verstärkt werden müssen. Fürst Alexander, dessen Führung bei Pirot überhaupt unter dem schweren Drucke der politischen Sorgen den sonstigen Schneid vermissen ließ, sah dies aber zu spät ein. Noch herrschte völlige Dunkelheit am Morgen des 27., als schon wieder das Gewehrfeuer aufflackerte und das Artillerieduell von neuem begann. Auf dem rechten bulgarischen Flügel fiel den ganzen Tag über nichts Entscheidendes vor, aber im Zentrum, wo die Bulgaren anfangs Erfolge erzielt hatten, setzte kurz vor 10 Uhr ein machtvoller Gegenangriff der Donaudivision ein, der die Bulgaren wieder aus Pirot hinausfegte. Erst am Nachmittage konnten sie die Stadt und das abgebrannte Kastell zurückerobern und sich am Fuße der nordwärts gelegenen Berghänge einnisten, kamen aber hier nicht weiter, zumal sie von ihrer Artillerie nur ungenügend unterstützt wurden. Die übermüdeten Truppen Popoffs waren der feindlichen Übermacht gegenüber zunächst in einer kritischen Lage und vermochten sich nur mit äußerster Anstrengung einigermaßen zu behaupten. Aber erst um ½1 Uhr schickte ihnen Fürst Alexander den Oberstleutnant Nikolajev mit 8 Bataillonen zu Hilfe, so daß nun die Bulgaren die wichtigen Höhen von Bari Tziflук nach 2 Uhr umfassend anzugreifen vermochten. Aber ein sehr geschickter Flankenstoß der Serben, der von 2 ungewöhnlich weit vorgefahrenen und tapfer im Bereiche des Infanteriefeuers ausharrenden Batterien auf das wirksamste unterstützt wurde, warf die Bataillone Nikolajevs wieder zurück, so daß der Fürst schweren Herzens auch noch die letzten beiden Bataillone der Reserve entsenden mußte, um den Kampf wieder zum Stehen zu bringen. Die endliche Entscheidung brachte hier der wackere Popoff selbst. Er hatte inzwischen trotz der riesigen Geländeschwierigkeiten weit nach links ausgeholt, so den rechten Flügel der Drinadivision vollständig umgangen und trieb diese nun in Auflösung unwiderstehlich vor sich her. Daraufhin setzten auch die Rumelioten, von Alexander persönlich angefeuert, nochmals zum Sturm an und nahmen nach blutigem Ringen die heiß umstrittenen Höhen. Dadurch war der mit großer Erbitterung und Hartnäckigkeit geführte Kampf überhaupt entschieden, denn die Niederlage der Drinadivision auf dem wichtigsten Punkte mußte notgedrungen auch den Rückzug der anderen serbischen Divisionen nach sich ziehen. Gegen Abend befand sich die ganze Nischawa-Armee im vollen Rückzuge auf Nisch, ohne von den erschöpften Bulgaren verfolgt zu werden. Die Serben wollen bei Pirot nur 1100 Tote und Verwundete gehabt haben; jedenfalls war der bulgarische Blutverlust größer. Im ganzen hat die serbische Armee während des 14tägigen Feldzuges etwa 7000 Mann eingebüßt, also ungefähr 15% des Gefechtsstandes, während die Bulgaren gar nur 6% verloren haben wollen. Jedenfalls gehört also der serbisch-bulgarische Krieg nicht zu den besonders blutigen.

Nichts schien nun den siegreichen Bulgarenfürsten zu verhindern, der serbischen Armee vollends den Garaus zu machen und bis ins Herz des feindlichen Landes vorzustoßen, um dort die Friedensbedingungen zu diktieren. Österreichs schroffes Eintreten rettete Serbien, das ihm's freilich später wenig genug gedankt hat. Am Morgen des 28. November traf in Pirot der österreichisch-ungarische Gesandte am serbischen Hofe ein, Graf Khevenhüller, ein hochfahrender und von einer geradezu krankhaften Russophobie besessener Mann. Als der Fürst seinem Verlangen nach sofortiger Einstellung der Feindseligkeiten zunächst nicht nachkommen wollte, glaubte Graf Khevenhüller seine Instruktionen überschreiten und unverhüllt mit der Kriegserklärung Österreichs gegen Bulgarien drohen zu dürfen. Dem gegenüber mußte natürlich Alexander blutenden Herzens nachgeben und sich so der Früchte seiner Siege berauben lassen. Es wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, den Serbien zu neuen Rüstungen benützte, und in dem später abgeschlossenen Frieden von Bukarest blieb unter Herausgabe der gegenseitigen Eroberungen alles beim Alten. Selbst auf eine bescheidene Kriegsentschädigung mußte Bulgarien verzichten. Umsonst war das Blut seiner tapferen Söhne trotzdem nicht geflossen, denn gegen die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien wagte sich nunmehr keine ernstliche Stimme mehr zu erheben, wenn auch Rußland durchsetzte, daß der ihm so verhaßte Battenberger lediglich als Statthalter des Sultans und nur für die nächsten fünf Jahre zu fungieren habe. An der Macht der Tatsachen vermochten solche Einschränkungen und Winkelzüge vom grünen Tisch der Diplomaten aus nichts mehr zu ändern. Ostrumelien war auf dem Schlachtfelde von Slivnitza dem widerwilligen Europa abgetrotzt worden. Das wußte niemand besser als die Türkei selbst, die sich deshalb beeilte, gute Miene zum bösen Spiele zu machen.

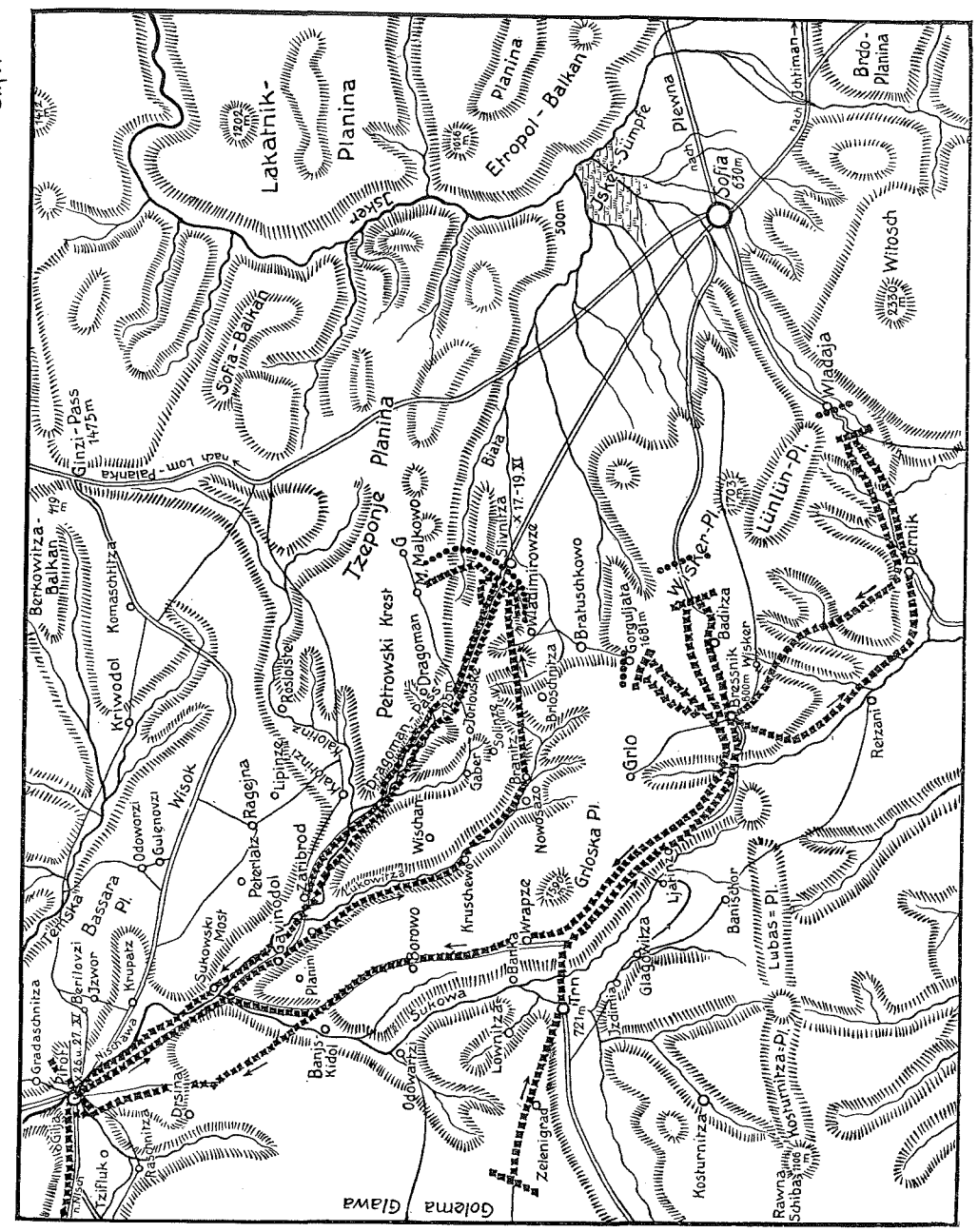
---

8. Die Zeit der Putsche und die Diktatur Stambulows.

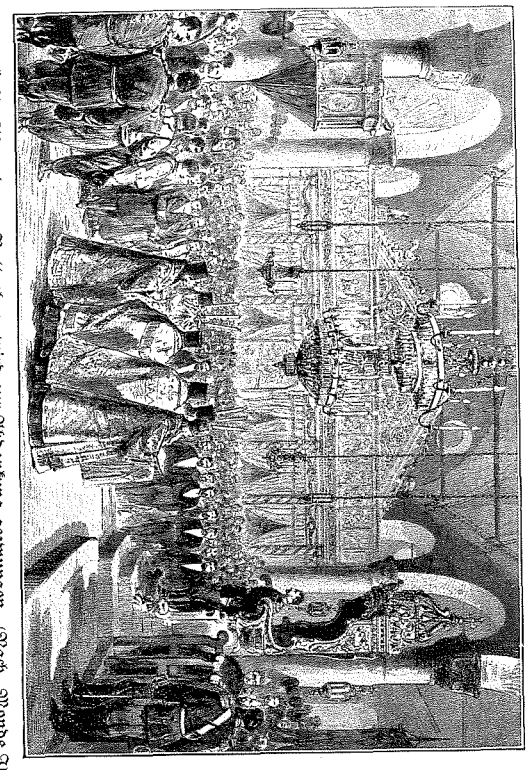
Strahlend war der Stern Alexanders auf den Schlachtfeldern von Slivnitza und Pirot aufgegangen, das Volk feierte ihn begeistert als seinen Nationalhelden, und kein Mensch konnte ahnen, daß diesem glanzvollen Emporsteigen so rasch und unvermittelt der tiefste und jäheste Sturz folgen und die sieggekrönte bulgarische Armee mit unauslöschlicher Schmach bedecken sollte. Aber der Haß des Czaren gegen seinen vom Glück so auffällig begünstigten Vetter war unauslöschlich, er liebte eine „kalte" Rache, und Rußlands Mühlen mahlen zwar langsam, aber sicher. Was Rußland weder auf geradem Wege noch durch die verschlungenen Winkelzüge der Diplomatie hatte erreichen können, das versuchte es nun mit Hilfe der politischen Intrige, durch geheime Anzettelungen und durch die mehr oder minder offen zutage tretende Unterstützung und Anstiftung von Verschwörungen und Putschversuchen zu bekommen. Solchen heimtückischen Waffen war der vertrauensselige und offenherzige Fürst Alexander nicht gewachsen, Giftpfeilen mußte diese ritterliche Natur unterliegen. Schon als er im Mai das Land bereiste, wurde in Varna eine Verschwörung des russischen Stabskapitäns Nabokov und einiger Montenegriner aufgedeckt. Leider beachtete er dieses Menetekel nicht. Die russischen Einflüsterungen fanden noch immer ein williges Ohr bei der sich zurückgesetzt fühlenden Partei der Cankovisten, die im innigen Zusammenwirken mit Rußland das einzige Heil sahen und deshalb mit dem Czaren durch dick und dünn zu gehen bereit waren. Die ungute Frage „Fürst oder Vaterland" tauchte in den verschiedensten Kreisen geheimnisvoll auf, wurde immer erregter und dringender

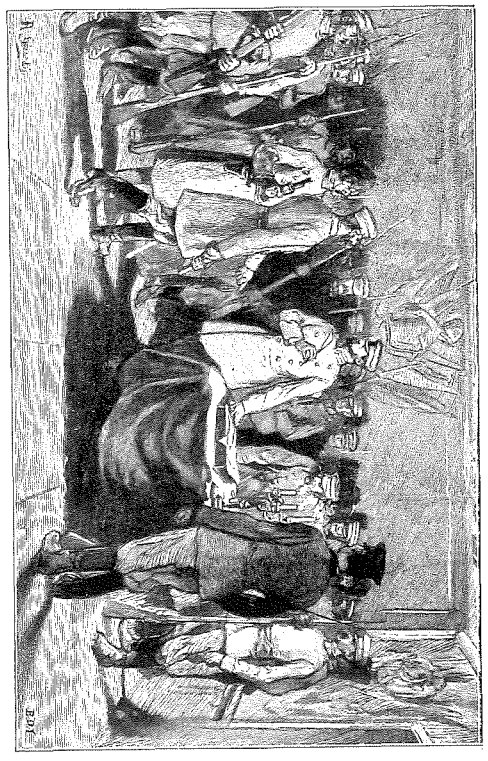
besprochen, und es gab in der Tat auch gute und ehrliche Patrioten, die durch Suggestion schließlich dahin gebracht wurden, in der schmerzlosen Entfernung des Fürsten das wahre Heil des Vaterlandes zu sehen, da nur dadurch Bulgarien vor der Vernichtung durch den Zorn des „Czar-Erhalters" gerettet werden könne. Traurig, aber wahr ist es, daß diese verkehrte Anschauung gerade in den Kreisen derselben Offiziere viele Anhänger fand, die noch vor wenigen Monaten gemeinsam mit diesem Fürsten tapfer auf dem Feld der Ehre für das bedrohte Vaterland gestritten hatten, dann von ihm mit Auszeichnungen überhäuft und seines persönlichen Vertrauens gewürdigt worden waren. Die wirklich Schlechten aber und wohl auch manche Schwankende erlagen dem verlockenden Klang der rollenden Rubel. Genau aufgeklärt sind ja diese traurigen Dinge bis heute noch nicht. Zu bedauern sind die braven Soldaten und die für den Fürsten schwärmenden Junker, die von ihren Offizieren als unwissende Werkzeuge mißbraucht wurden, die man in Erinnerung an den Fahneneid in finsterer Regennacht gegen ihren obersten Kriegsherrn führte, während sie glaubten, es gälte die Abwehr eines neuen serbischen Überfalls, von dem damals viel die Rede war. Beteiligt waren außer der Junkerschule das Sofiaer Artillerieregiment und das Strumaregiment. An der Spitze der Verschwörung stand der ehrgeizige, uns von Slivnitza her bekannte Bendereff, der seine Verdienste nicht genügend belohnt glaubte und damals gerade den erkrankten Kriegsminister vertrat, und der Kommandant der Junkerschule, der heuchlerische Major Gruev. Aber selbst Karavélov, der im Herzen noch immer den Russen zuneigte und es nach keiner Seite hin verderben wollte, scheint zum mindesten eine nicht ganz einwandfreie Rolle gespielt zu haben. Im ganzen sollen etwa 80 Offiziere an dem schmachvollen Komplott beteiligt gewesen sein. Man verfuhr ganz nach dem erprobten Rezept von Plovdiv. Kurz vor dem Morgengrauen des 9. August 1886 wurde der trotz erhaltener Warnungen arglos schlummernde Fürst durch eine auf die Zinkdächer seines Palastes von den eigenen Soldaten abgegebene Salve jählings geweckt, und gleich darauf traten die Verschwörer, denen niemand den Zugang zu verweigern gewagt hatte, ein und geleiteten einige Minuten später den Mann, dem sie Treue bis in den Tod geschworen hatten, unter rohen Beschimpfungen zu den harrenden Wagen, die ihn zu seiner in Rahovo liegenden Donaujacht entführten, noch ehe das sorglos schlafende oder erschreckt sich versteckende Sofia etwas von diesen Ereignissen wußte. „Gott schütze Bulgarien!" hatte der edle Fürst schlicht und groß mit fester Hand unter den elenden, verklexten und unleserlichen Wisch geschrieben, den ihm der betrunkene Hauptmann Dimitriev als „Abdankungsurkunde" zum Unterschreiben vorhielt, während der jämmerliche Gruev bedrohlich mit seinem Revolver herumfuchtelte. Der Dampfer setzte den unglücklichen Fürsten erst in der russischen Grenzstadt Reni ab, von wo ihm der Czar allergnädigst die Weiterreise nach seiner hessischen Heimat gestattete. Aber nicht lange sollten sich die Verschwörer ihres traurigen Erfolges freuen. Die von ihnen eingesetzte Regierung mit Cankov und dem fatalen Bischof Klement an der Spitze vermochte sich in Sofia nur ganze drei Tage zu halten, denn alsbald setzte unter der Führung Stambulows, der sich aus einem ehemaligen Gegner längst zu einem aufrichtigen Freunde des Fürsten gewandelt hatte, eine immer mächtiger anschwellende Gegenbewegung ein, und die in den Provinzstädten liegenden Regimenter verweigerten der neuen Regierung den Eid und erklärten sich gegen sie, obwohl sie glauben machen wollte, daß der Fürst im Interesse des Vaterlandes freiwillig abgedankt habe. So hat die Armee wenigstens teilweise durch schneidiges Vorgehen gegen die Verschwörer die böse Tat wieder gut gemacht, aber schlimme Früchte hat sie trotzdem überreichlich getragen. Zuerst erklärte sich am 10. das Varna-Regiment für den Fürsten, nachdem es seinen auf seiten der Verschwörer stehenden Kommandeur vorher gründlich verprügelt hatte, und schon am 12. besetzte Popoff mit dem Alexanderregiment von Slivnitza aus Sofia. Obwohl er keine Artillerie hatte, wichen die Verschwörer mit ihren Truppen doch vor ihm zurück, richteten aber ihre Geschütze auf die Stadt. Fast schien ein blutiger Bruderkampf unvermeidlich.

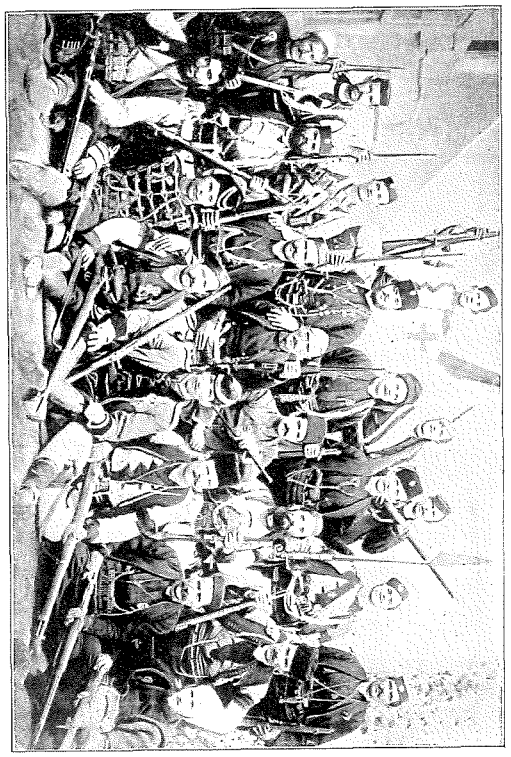
Tafel XI

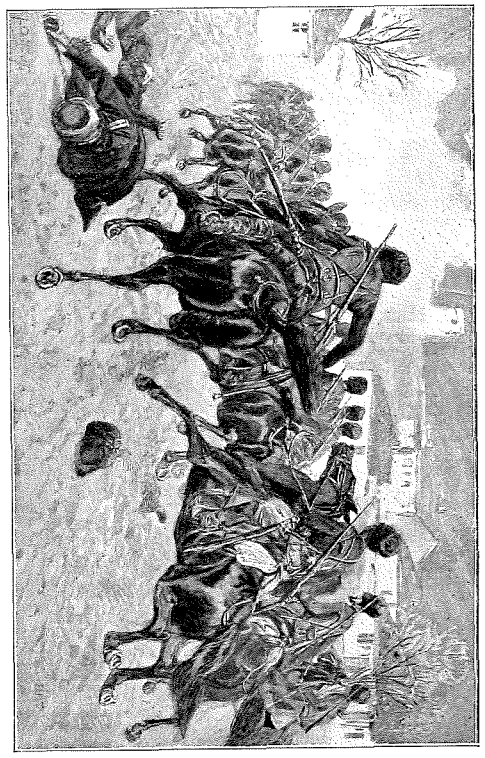


Unmarschlinien der Serben im bulgarisch-serbischen Krieg. (Nach Angaben des Verfassers gezeichnet.)









Tafel XII

Oben links: Alexander v. Battenberg wird zur Abdankung gezwungen. (Nach „Monde Illustré".) — Oben rechts: Die berühmte bulgarische Kavallerie-Attacke auf Pirot im serbisch-bulgarischen Krieg. (Nach „Monde Illustré".) — Unten links: Feierliche Krönung Ferdinands I. in Trnovo. (Nach einer Aufnahme von Sotolowsky.) — Unten rechts: Makedonische Bandenführer.

Aber auf die Kunde, daß Mutkurov in Eilmärschen mit den rumelischen Regimentern anrücke, entsank den Verschwörern der Mut, zumal sie der eigenen Truppen durchaus nicht sicher waren und namentlich die Junker inzwischen die wahre Sachlage begriffen hatten und zu meutern drohten. So zogen sie kampflos über Pernik nach Köstendil ab, von wo die Offiziere sich über die türkische Grenze flüchteten, während die führerlosen Truppen sich ergaben. Die entehrten Regimenter wurden aufgelöst, ihre Fahnen in Gegenwart aller Truppen verbrannt. Stambulow und Mutkurov traten an die Spitze der Regierung und forderten den Fürsten Alexander in dringenden Telegrammen auf, in sein Land zurückzukehren, das ihn sehnsüchtig erwarte. Den Battenberger erreichten diese Telegramme in Lemberg, und sie mögen Balsam auf die Wunden seines gequälten Herzens gewesen sein. Er kehrte sofort um, wurde in Rustschuk von dem getreuen Stambulow empfangen und hielt schon am 22. unter ungeheurem Jubel des Volkes wieder seinen Einzug in Sofia, wo man ihn vor kaum zwei Wochen gewaltsam weggeführt hatte. Aber seine Schwungkraft erschien gelähmt. Er hielt eine Versöhnung mit Rußland jetzt im Interesse einer ruhigen Entwicklung des Landes für unumgänglich nötig und glaubte ohne die Einwilligung des Czaren die Zügel der Regierung nicht wieder ergreifen zu dürfen. So ließ er sich denn leider zu einem demütigen Telegramm an Alexander III bewegen, dem eine eiskalt ablehnende Antwort auf dem Fuße folgte. In dem Manifest vom 26. August legte der Fürst deshalb die Regierung abermals nieder, diesmal freiwillig, und verließ alsbald, von der Regentschaft feierlich geleitet, gebrochenen Herzens über Widdin das Land, das ihm so viel zu verdanken hatte. Er trat in österreichische Dienste und starb schon am 17. Nov. 1893 in Graz als Generalmajor der Kavallerie, nachdem er sich 4 Jahre zuvor (6. Febr. 1889) mit der Schauspielerin Johanna Loisinger vermählt hatte. Die Flagge halbmast kehrte die fürstliche Jacht zurück, tiefe Trauer und Niedergeschlagenheit lasteten auf Volk und Armee. Rußland hatte seinen Zweck erreicht und war einstweilen Sieger geblieben. Aber dieser Sieg war durch eine gewaltige Einbuße an moralischem Ansehen teuer genug erkauft, und das Verhalten Rußlands in der nun folgenden Periode der Putsche trug wahrlich nicht dazu bei, dieses Ansehen wiederherzustellen. Überdies kam der Sieger nur vom Regen in die Traufe, denn die eiserne Faust des energischen Stambulow wußte seine heimtückischen Anschläge ganz anders zu vereiteln als die vornehme Ritterlichkeit des Battenbergers. Rußland blieb auch in seiner künftigen bulgarischen Politik ebenso unfaßbar schlecht beraten wie bisher. Es hat sich immer als der schlechteste Kenner dieses Landes erwiesen, das doch den Angelpunkt seiner orientalischen Politik bilden mußte. Und da es Wind gesäet hatte, mußte es Sturm ernten. Die alte Dankesschuld erachtete jetzt jeder anständig denkende Bulgar durch die Abdankungsurkunde des Fürsten für völlig eingelöst.

Vor seiner Abreise hatte Fürst Alexander noch Stambulow und Mutkurov als Regentschaft bestätigt, aber in edler Selbstverleugnung durchgesetzt, daß auch Karavélov in diese provisorische Regierung aufgenommen wurde, obwohl ihm der Mann persönlich zuwider war und in der letzten Zeit eine recht zweifelhafte Rolle gespielt hatte; aber er galt als Russenfreund, und Alexander mochte hoffen, daß durch seine Vermittlung schließlich doch einer Aussöhnung mit Rußland die Wege geebnet werden würden. Je mehr sich dann freilich der Gegensatz zwischen dem Stockbulgaren Stambulow und der Russenpartei vertiefte und verschärfte, desto unhaltbarer wurde die Stellung Karavélovs, dem namentlich das Heer unbesiegbares Mißtrauen entgegenbrachte, und so wurde er bald durch die Flut der Ereignisse hinweggespült und durch Zivkov ersetzt. Radoslavov wurde Ministerpräsident, der wackere Popoff Stadtkommandant von Sofia, und er wachte mit seinem ihm blindlings ergebenen Alexander-Regiment mit Argusaugen unermüdlich über die Sicherheit der Regentschaft. Deren bedeutendstes Mitglied war zweifelsohne Stephan Stambulow, der einfache Gastwirtssohn aus Trnovo. Diese tatkräftige und interessante Persönlichkeit kann gewissermaßen als ein Extrakt des Jungbulgarentums gelten. Er war

kein feingebildeter Mann und schlug lieber mit den Fäusten als mit spitzfindigen Diplomatennoten drein, aber er besaß viel natürliche Klugheit und eine rücksichtslose Energie, die sich Vaterlandsfeinden gegenüber bis zur Brutalität steigern konnte. Fest und sicher, ohne auch nur einen Augenblick das Endziel außer acht zu lassen, führte er das in allen Fugen erzitternde Staatsschiff durch die aufgeregten Wogen der fürstenlosen Zeit und ebnete dem Nachfolger Alexanders die Wege. Seine starke Hand zerriß das Netz der russischen Intrigen, durch das Bulgarien eingeschnürt und erstickt werden sollte, und mit eiserner Faust schlug er alle Putsche und Aufstandsgelüste nieder. Glühende Liebe zum Vaterland und eine leidenschaftliche Sehnsucht nach einem von jeder Bevormundung freien Großbulgarien erfüllte und bestimmte sein ganzes Wesen, verzehrte seine rastlose Arbeitskraft. Ihr opferte er alles, wenn es sein mußte, auch seine besten Freunde. Stambulow hat seinem Vaterlande in schwerer Zeit unschätzbare Dienste erwiesen, es vielleicht vor dem Untergange gerettet, aber ob dieser Gewaltmensch auch nach dem Eintritte ruhigerer Verhältnisse noch am Platze gewesen, ob er imstande gewesen wäre, Bulgarien zu einer so hohen Stufe der Entwicklung emporzuheben, wie es Czar Ferdinand getan hat, darf billig bezweifelt werden. Auch liegt es auf der Hand, daß er sich durch sein unbeirrtes und rücksichtsloses Regiment viele persönliche Feinde schaffen mußte, während ihn andrerseits ein Teil des Volkes vergötterte, insbesondere seine alten Landsleute von Trnovo. Sein Widerpart war der Generalmajor Baron Kaulbars, der in Bulgarien nicht im besten Andenken stand und der jetzt vom Czaren in besonderer Mission und mit einem großen Rubelsacke nach Sofia geschickt wurde, um die Russenpartei zu stärken, ihr neue Anhänger zu werben, auf den Sturz der Regentschaft hinzuarbeiten und Bulgarien wieder völlig dem russischen Einfluß zurückzugewinnen. Bestechungen, Agents provocateurs, Verschwörungen, Militärrevolten und künstlich angezettelte Wahltumulte waren die traurigen Mittel, mit denen er arbeiten mußte. An und für sich war Kaulbars ein fein gebildeter Weltmann und im persönlichen Verkehr von gewinnender Liebenswürdigkeit, so daß es nur aus seinem sklavischen Gehorsam gegen den Czaren zu erklären ist, wenn er sich zu einer so erbärmlichen Rolle erniedrigte, denn es ist in der Geschichte zivilisierter Staaten unerhört, daß ein uniformierter und beglaubigter Diplomat unter dem Schutze des Gast- und Völkerrechtes in einem fremden Lande offen den Aufruhr gegen eine rechtmäßige Regierung predigt und unterstützt. An dem gesunden Sinn und dem Rechtsempfinden des Bulgarenvolkes und der Umsicht Stambulows scheiterte diese absonderliche Mission. Mit Zuckerbrot und Geldsack in der einen, mit Peitsche und Knute in der anderen Hand, so bereiste Kaulbars das ganze Land und verkündete jedem, der es hören oder nicht hören wollte, wie unermeßlich groß die Liebe des Czaren für Bulgarien sei, und wie ihn nur das starrköpfige Verhalten der rechtswidrigen Regentschaft daran hindere, diese Liebe voll zu betätigen. Die Regenten nannte er „Verräter", „Betrüger" und „Rebellen", „Landstreicher" und „Schufte", und den Offizieren ließ er die Wahl, ob sie — beim Anschluß an Rußland — „Generale" oder — beim Festhalten an der Regenschaft „Feldwebel" werden wollten. Die russischen Konsulate wurden zu Sammelpunkten für allerlei zweifelhaftes und lichtscheues Gesindel, das dort ein sicheres Versteck, Geld, Brot und Schnaps vorfand, um bei gegebener Gelegenheit aus seinen Schlupfwinkeln hervorzukriechen und dem Unwillen der „Bevölkerung" gegen die Regentschaft lärmenden Ausdruck zu geben, wobei den Braven allerdings zumeist die schmutzigen Schafspelze gründlich ausgeklopft wurden. Auch beging Kaulbars den Fehler, sich dem Volke gegenüber als den russischen Herrenmenschen aufzuspielen und selbst höhere Beamte und Offiziere auf das hochfahrendste zu behandeln. Er geberdete sich ganz so, als sei er der eigentliche Beherrscher Bulgariens. Der Wirksamkeit seiner Agitationsreisen brach jedoch Stambulow dadurch von vornherein die Spitze ab, daß er ihm überall den Generalstabschef Petroff als Vorläufer vorausschickte, der das Volk entsprechend auf den bevorstehenden Genuß vorbereitete. So erntete Kaulbars bei seinem pomphaften Auftreten

fast überall nur verstockte Heiterkeit, denn seine bodenlose Unverschämtheit wurde nur durch seine unglaubliche Ungeschicktheit übertroffen, die in völliger Verkennung der bulgarischen Volksseele ihre Wurzeln hatte. Manche nahmen wohl gern seine guten Rubel, waren aber dann nicht wieder aufzufinden. Nachgerade begann der Mann zu einer komischen Figur zu werden, und die tolle Posse „Kaulbars in Bulgarien" hat ja damals auf den Berliner Vorstadtbühnen unbändige Heiterkeit erregt. Rußland hatte eben in Bulgarien vollständig ausgespielt, und die niederträchtige Absicht, die mit der Sendung Kaulbars' verbunden war, und die für jedermann so offen zutage lag, hatte dieses Ende nur beschleunigt. Schließlich mußte selbst der hochmütige Kaulbars einsehen, daß es mit seiner albernen Rolle aus sei. Wütend packte er seine Koffer und verließ den ungemütlichen Boden Bulgariens. Damit waren die offiziellen diplomatischen Beziehungen zwischem diesem und Rußland für volle zehn Jahre unterbrochen.

Eine bitter ernste Seite hatte dieses Satyrspiel aber doch, denn der von Kaulbars ausgestreute böse Samen hatte wenigstens in den Kreisen mißvergnügter oder entlassener oder in Geldnot befindlicher Offiziere hier und da Wurzel geschlagen. Die Folge war eine lange Reihe militärischer Putsche, die das Land in die äußerste Verwirrung zu stürzen drohten. Aber kein einziger gelang. Wo immer die Verschwörer sich einer Stadt zu bemächtigen vermochten, stets blieben sie nur auf Stunden deren Herren, denn das Volk und die überwältigende Mehrheit des Heeres standen nicht hinter ihnen, und so wurden alle diese waghalsigen Pronunziamentos immer rasch und mit verhältnismäßig geringem Blutvergießen unterdrückt. Ein besonders gefährlicher Herd dieser fortwährenden Unruhen war die beständig mit den Emigranten in Verbindung stehende Hafenstadt Burgas, wo der uns schon bekannte Kapitän Nabokov wieder sein geheimnisvolles und unlauteres Wesen trieb. Aber zwei Kompagnien genügten, die Empörer zu Paaren zu treiben. Nabokov wurde gefangen und kriegsgerichtlich zum Tode verurteilt, aber von Rußland und Kaulbars gedeckt, so daß er sein elendes Leben in Sicherheit bringen konnte, wie auf dieselbe Weise auch schon die Verschwörer vom 9. August dem wohlverdienten Galgen entgangen waren. Da die Aufständischen also immer so glimpflich davonkamen, wuchs die Lust zu weiteren Putschs, bis Stambulow ernstere Saiten aufzug. Als selbst der bekannte Verteidiger Widdins, Major Usunoff, in Rustschuk die Fahne des Aufruhrs am 3. März 1887 entrollte, konnten ihn weder seine Beliebtheit, noch seine Verdienste, noch die Rücksicht auf Rußland retten: er wurde nebst den anderen Rädelsführern schon zwei Tage nach seiner Überwältigung standrechtlich erschossen. Und das wurde jetzt den Verrätern gegenüber zur Regel. Auch ein fast gleichzeitiger Putsch in Silistria war kläglich mißglückt. Aber selbst noch nach der Thronbesteigung Ferdinands setzten sich diese Militärrevolten fort, und zu ihren Opfern gehörte noch im Juni 1890 der uns gleichfalls vom serbischen Kriege her wohlbekannte Panitza. Aus geflüchteten Offizieren bildeten sich auf russischem Boden ganze Emigrantenkolonien, die von hier aus neue Intrigen gegen ihr Vaterland spannen. Stambulow aber setzte sich durch diese Bluturteile, zu denen er freilich durch die Sorge um den Fortbestand des Staates unbedingt gezwungen war, der unauslöschlichen Rachsucht der Verschworenen aus. Jeder Kenner des Orients konnte voraussagen, daß er nach der Hinrichtung des makedonischen Freischarenführers Panitza früher oder später sicher dem makedonischen Mordstahl zum Opfer fallen werde. Schon im März 1891 wurde ein Attentat auf ihn verübt, dem aber nicht er, sondern der Finanzminister Beltschew zum Opfer fiel. Und als sich der immer rücksichtsloser gebärdende Diktator schließlich mit dem nach Selbständigkeit strebenden Koburger überwarf und im Mai 1894 unter widerwärtigen Kundgebungen des Straßenpöbels von seinem Posten als Ministerpräsident zurücktrat und als ein halber Gefangener in seinem Hause bewacht wurde, mußte sein Stündlein bald schlagen. Am 15. Juli 1895 wurde er von den rachsüchtigen Makedoniern auf offener Straße zerfäbelt und erlag drei Tage später seinen furchtbaren Verletzungen. Seine Witwe beschuldigte in ihrem Schmerze öffentlich den Fürsten und die Re-

gierung der Mitschuld, daß sie die Beseitigung des ihnen unbequem gewordenen Mannes zum mindesten gebilligt hätten. Trotz der langen Prozesse, die im Anschluß an diese feige Mordtat geführt wurden, steht die volle Wahrheit noch aus. So viel aber scheint gewiß zu sein, daß wenigstens die Minister um das geplante Attentat wußten, jedoch nicht nur nichts taten, um es hintanzuhalten, sondern sogar Stambulows gewollte Abreise ins Ausland verhinderten. So fiel der bedeutendste Mann Jungbulgariens als ein Opfer der ihm durch die Verhältnisse aufgezwungenen Gewaltpolitik; sein tragisches Ende lastet als ein weiterer Schandfleck auf dem jungen Staate, er starb als Märtyrer, als ein weiterer Blutzeuge des von jeher berüchtigten bulgarischen Undanks. Übrigens mußte auch Karavélov die Wandelbarkeit der Volksgunst erfahren. Da der alte Fuchs dringend verdächtig erschien, in die Verschwörung Panitzas mitverwickelt zu sein, wanderte er für einige Zeit ins Gefängnis. Auch Radoslavov hatte sich mit den Regenten entzweit, und so hatten sich die Dinge immer unerquicklicher gestaltet. Wir haben schon vorgegriffen, und es ist daher nachzutragen, daß diese unguten Verhältnisse gebieterisch zur Beschleunigung der Wahl eines neuen Fürsten drängten. Stambulow hatte noch gegen den Willen des Baron Kaulbars das Zusammentreten des großen Sobranje durchgesetzt, wobei es allerdings nicht an blutigen Wahlschlägereien gefehlt hatte. In ziemlich gedrückter Stimmung schritt man zur Fürstenwahl, denn daß dieser wackelige und unruhevolle Thron für einen Prinzen aus gutem Hause nicht allzu viel Verlockendes hatte, darüber war man sich nachgerade doch klar geworden. Um Rußland nicht abermals unnütz vor den Kopf zu stoßen, sollte ein Prinz deutscher Herkunft möglichst ausgeschlossen sein. So fiel die Wahl auf den Prinzen Waldemar von Dänemark, der aber schönstens dankte. Man schwankte dann zwischen verschiedenen anderen Kandidaturen hin und her, sprach sogar schon von einer Rückberufung Alexanders und der Errichtung einer Militärdiktatur und verfiel endlich auf den Ausweg, doch wieder einem Deutschen, nämlich dem 26jährigen katholischen Prinzen Ferdinand von Koburg-Kohárý (geb. 26. Februar 1861) die Krone anzutragen. Dieser nahm an und leistete am 14. August 1887 in Trnovo den Eid auf die Verfassung.

---

9. Czar Ferdinand.

In der großen Welt wußte man von dem jungen Koburger eigentlich nichts, als daß er Leutnant in einem Honvédhusarenregiment sei, sich aber nicht viel aus dem Soldatenspielen mache, und die Eingeweihten munkelten höchstens noch etwas von den im Hause Koburg erblichen Herrschertugenden. Vertrauter war der Name des Prinzen den Zoologen und namentlich den Ornithologen, da Ferdinand von jeher mit viel Eifer und Erfolg Vogelkunde und namentlich die Zucht seltener exotischer Vögel betrieben hatte, auch Schmetterlingsstudien huldigte; in den Werken des Dr. Ruß z. B. finden wir seinen Namen häufig erwähnt, und in diesen engen Kreisen wußte man seine scharfe Beobachtungsgabe bereits sehr wohl zu schätzen. Ferdinand ist dieser Jugendliebe auch in Sofia treu geblieben. Aus seinen reichen Privatmitteln schuf er einen prächtigen Zoologischen Garten, der sich denen Mitteleuropas würdig an die Seite stellen kann (jetziger Leiter A. Schumann aus Wien), richtete auch ein zoologisches Museum ein, das namentlich an ornithologischen Abnormitäten ungewöhnlich reich ist, und unter Leitung des leider allzu früh verstorbenen Hofrats Paul Leverkühn aus Hannover eine Fachbibliothek, die neben der des Lord Walter Rothschild in Tring wohl einzig dasteht. Gleichzeitig ließ er sich mit großem Eifer die wissenschaftliche Erforschung des ihm anvertrauten Landes angelegen sein, wobei er in Hofrat Klein eine wesentliche Stütze fand. Besonders rühmend verdient hervorgehoben zu werden, daß er über dem Sammeln jedoch nicht die Anforderungen des Naturschutzes

vergaß, diesen vielmehr in weitgehendem Maße Rechnung trug. Die großen Adler und Geier in den Balkanbergen, die wundervollen Reiherkolonien in den Donausümpfen wurden durch seine schützende Hand vor der sonst unausbleiblichen Ausrottung durch die vermaledeiten Schmuckfedernjäger bewahrt. Mit wie rührender Liebe der Czar noch heute an all diesen Dingen hängt, beweist wohl am besten der Umstand, daß er auch inmitten des tosenden Balkankrieges noch ornithologische Beobachtungen machte und selbst vom blutgetränkten Schlachtfelde von Kirk-Kilisse aus zwei seltene Lerchen für seinen Tiergarten nach Sofia schickte. „Ein Bücherwurm und Gelehrter!" sagten achselzuckend die Diplomaten und glaubten über ihn zur Tagesordnung übergehen zu können, sollten sich aber wieder mal gründlich täuschen. Aber es gab damals wohl überhaupt nur wenig Leute, die dem Koburger zutrauten, sich auf dem gefährlichen, von allen Seiten unterwühlten Throne Bulgariens längere Zeit oder gar dauernd behaupten zu können. Denn die Begleitumstände der Thronbesteigung waren die denkbar ungünstigsten, und der ganze Horizont erschien durch schwere Wetterwolken verdüstert: Die Großmächte standen murrend und übelwollend zur Seite, Rußland erklärte die ganze Fürstenwahl für ungesetzlich und legte dagegen Protest ein, das Land war in sich erbittert bekämpfende Parteien zerspalten, die Gewaltherrschaft Stambulows hatte viel böses Blut gemacht, die Militärputsche mehrten sich, die Finanzen waren in trostloser Unordnung — wahrlich es bedurfte eines klaren Blicks, einer sicheren Hand und eines stolzen Selbstvertrauens, um aus diesem heillosen Wirrwarr herauszukommen, wieder geordnete und festgefügte Verhältnisse zu schaffen und Neubulgarien neuer Blüte entgegenzuführen. Nur auf einen sicheren und zuverlässigen Bundesgenossen durfte der junge Fürst auf dem vereinsamten Throne rechnen, und das war der gesunde Verstand, der gute Wille und die ehrliche Vaterlandsliebe des bulgarischen Volkes. Er hat das auch sofort klar erkannt, und von dem Augenblicke an, wo er sich durch den Eid von Trnovo dem Dienste Bulgariens weihte, ist er selbst Bulgare geworden. Und wie jeder gute Bulgare hat er nicht für einen Augenblick das große Endziel aus dem Auge gelassen: die Schaffung eines vollkommenen unabhängigen Großbulgarien, die Wiederaufrichtung des alten Czarenthrons, die Vertreibung des türkischen Erbfeindes vom europäischen Boden. Aber er verstand es vortrefflich, diese weitblickenden Pläne vor unberufenen Augen zu verschleiern, und er suchte sie nicht in aussichtslosem, blindem Vorwärtsstürmen zu ermöglichen, sondern verwandte lange Jahre hingebender Arbeit auf die umfassendsten Vorbereitungen zu ihrer endlichen Durchführung, ging nur langsam und mit Bedacht, planmäßig und zielbewußt, Schritt für Schritt, aber mit unüberwindlicher Zähigkeit vor und scheute auch nicht davor zurück, gelegentlich übereifrige Dränger zu dämpfen, dem Bandenkrieg in Makedonien wenigstens zum Schein unter dem Druck der Großmächte die Quelle zu verstopfen und dadurch zeitweise seine nur langsam und allmählich zunehmende Volkstümlichkeit zu gefährden. Schier unübersehbar und unendlich schwierig und langwierig waren schon die dringendsten Aufgaben, die des neuen Fürsten harrten, und fast schienen sie die Arbeitskraft eines einzelnen Mannes zu übersteigen. Aber Ferdinand machte sich mit gutem Mute und unerschütterlichem Selbstvertrauen an ihre Bewältigung und führte sie unentwegt durch. Die scharfe Beobachtungsgabe des geborenen Naturforschers kam ihm dabei nicht wenig zustatten. Mit durchdringendem Blick schaute er den Männern, mit denen er zu tun hatte, auf den Grund ihrer Seele, erriet fast instinktiv ihre geheimsten Absichten und Pläne, erkannte ihre Vorzüge und Schwächen, ihre Fähigkeiten und Mängel und vermochte es so, sie für seine weitblickenden Absichten auszunutzen und sie auf die richtige Stelle zu setzen. Seine fabelhafte Menschenkenntnis ist heute im ganzen Orient geradezu sprichwörtlich geworden. Besaß er auch nicht die ritterliche Erscheinung und die leutselige Liebenswürdigkeit seines Vorgängers, so war er diesem dafür doch in einem anderen hochwichtigen Punkte, der gerade im Orient ausschlaggebend zu sein pflegt, weit über — der große Reichtum des Hauses Koburg machte ihn finanziell vollkommen unabhängig von

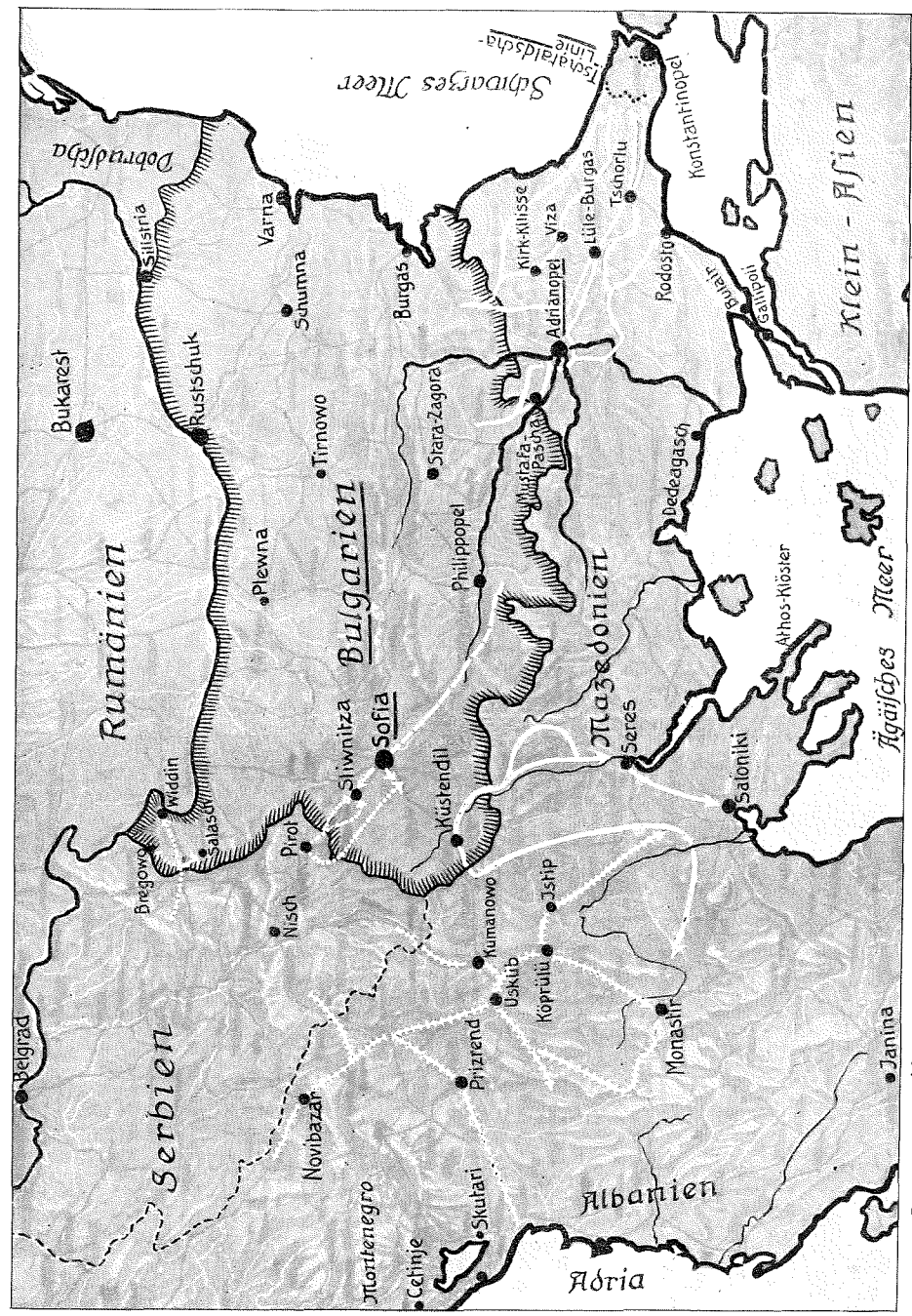
seiner Zivilliste, erlaubte die Entfaltung königlichen Prunkes, der in den Augen des Orientalen so viel wiegt, und gestattete selbst, die Durchführung mancher Kulturaufgaben, die sonst dem Lande zur Last gefallen wäre, auf die eigene Tasche zu übernehmen. Die Prinzessin Clementine, die ehrgeizige orleanistische Mutter des Fürsten, die gleichfalls viel in Sofia weilte, unterstützte aus ihren reichen Mitteln den Sohn dabei in der opferwilligsten Weise. Und dann zeigte es sich sehr bald, daß in diesem ein ganz gewiegter Diplomat steckte, der auch die verworrensten Knäuel zu entwirren wußte, und heute kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß wir in diesem zuerst so viel verspotteten und belächelten Koburger einen der feinsten Köpfe der modernen Diplomatie vor uns haben, die an solchen bekanntlich keineswegs reich ist. Ferdinand kam auch durchaus nicht so unvorbereitet nach Bulgarien, wie man gemeinhin glaubte. Er hatte offenbar insgeheim die bulgarische Geschichte schon recht gründlich und fleißig studiert, daraus viel gelernt, kannte so das innerste Wesen seiner künftigen Untertanen und wußte sie deshalb von allem Anfang an richtig zu nehmen. Trotzdem hielt sich der Fürst zunächst vorsichtig und abwartend zurück; er wollte sich zuerst in die ihm so fremden Verhältnisse einleben, Land und Leute aus eigener Anschauung kennen lernen, ehe er selbst die Zügel ergriff, um sie mit starker, aber sanft lenkender Hand festzuhalten und nicht wieder fahren zu lassen. Deshalb durfte Stambulow zunächst noch Diktator bleiben, hatte die Putsche und Verschwörungen, überhaupt die ganze panslawistische Wühlarbeit mit seiner Eisenfaust zu unterdrücken, aber auch das Odium dafür sowohl Rußland wie den Parteipolitikern im eigenen Lande gegenüber zu übernehmen. Nach Erfüllung dieser Aufgabe mußte er gehen, wurde völlig fallen gelassen und der Rache seiner erbitterten Feinde preisgegeben. Geradezu bewundernswert ist es, wie vollkommen sich der Fürst inzwischen eingearbeitet, wie meisterhaft er sich mit den geheimsten Fäden des verworrenen bulgarischen Parteigetriebes vertraut gemacht hatte, und mit welch berechnender Geschicklichkeit er es nun verstand, alle Parteien zu beherrschen und insgeheim zu lenken, stets im richtigen Augenblicke gegeneinander auszuspielen. Die verhängnisvollen Fehler des Battenbergers vermied er auf das sorgsamste. Nie ließ er sich in die Karten sehen, nie sich von ehrgeizigen oder gewinnsüchtigen Politikern ausbeuten oder auch nur im geringsten beeinflussen, nie stand er zwischen den Parteien, sondern stets über ihnen, in einsamer Höhe zwar, aber reichlich Trost, Erholung, Erquickung und neue Kräfte schöpfend aus dem Umgange mit der Natur und ihren Geschöpfen, insbesondere seinen gefiederten Lieblingen. War der Battenberger ein tüchtiger, aber einseitiger Militär, so war sein Nachfolger ein umfassender Geist und nicht nur ein ganz hervorragender Staatsmann, sondern auch ein warmer Freund und eifriger Förderer der Künste und Wissenschaften, in denen er selbst Anerkennenswertes leistete. Namentlich ließ er sich die naturwissenschaftliche Durchforschung seines in dieser Beziehung bisher wenig bekannten Landes sehr angelegen sein. Mit weiser Bedachtsamkeit und mit zielbewußtem Streben suchte Ferdinand der geschichtlichen Aufgabe gerecht zu werden, die ihm und seinem allmählich immer mehr Vertrauen zu ihm fassenden Volke geworden war. Alle Strömungen wußte er für seine Zwecke zu benutzen, ließ sich aber niemals von ihnen fortreißen. Immer mehr verschmolz er mit dem Lande und suchte sich dessen Eigenart anzupassen, sich in das innerste Wesen seines Volkes zu vertiefen, sich dessen geheimstes Sehnen selbst zu eigen zu machen. Ministerien (Stambulows Nachfolger wurde Stoilov, und etwas später kamen selbst die Russophilen Cankov und Karavélov wieder zu Ehren) kamen und gingen in buntem Wechsel, sobald sie ihre Aufgabe erfüllt hatten und abgenützt waren, Sobranjen wurden aufgelöst, und an Wahlunruhen fehlte es auch nicht — aber unerschüttert von dem allen blieb die Stellung des Fürsten, ja sie befestigte sich wider alles Erwarten mehr und mehr. Auch bei all diesen Parteiverschiebungen, so sehr dabei die Leidenschaften mal wieder ins Kochen kommen mochten, bewahrte der Fürst stets kluge Zurückhaltung und verstand es vortrefflich, dabei jedes Odium von sich fernzuhalten. Gewöhnlich weilte er bei Minister-

krisen „fern von Madrid" in Karlsbad oder Ebental oder sonstwo im Auslande, ja feinspürige Politiker lernten nachgerade seine Auslandsreisen als Sturmzeichen des Wetterglases im Balkan deuten. Feigheit war das nicht, sondern feinste Berechnung. Allmählich kühlten sich die Leidenschaften ab, die Verhältnisse klärten und befestigten sich, eine ruhige Stetigkeit in der inneren Entwicklung trat ein, das Land konnte die Segnungen des Friedens mit zufriedener Behaglichkeit genießen — wahrlich, Bulgarien durfte mit seiner zweiten Fürstenwahl zufrieden sein.

Wenn ein Herrscher in einem fremden Lande Wurzeln schlagen soll, muß er auf die Gründung einer Dynastie bedacht sein und die Thronfolge sichern, was der Battenberger über seinen Liebesabenteuern versäumt hatte. Fürst Ferdinand aber vermählte sich am 20. April 1893 mit der anmutigen und reichen Prinzessin Luise von Parma, und erst dadurch wurde ein richtiges Hofleben in Sofia möglich. Schon am 30. Januar 1894 wurde mit dem Kronprinzen Boris der ersehnte Thronerbe geboren, dem Ende Oktober des nächsten Jahres Prinz Kyrill und später noch zwei Schwestern (Eudoxia-Augusta und Nadeschka) sich beigesellten. Leider starb die Fürstin schon am 31. Januar 1899, und der Fürst ging dann 9 Jahre später (1. März 1908) mit der Prinzessin Eleonore von Reuß-Köstritz eine zweite Ehe ein. Diese zweite Gattin war schon über die erste Jugend hinaus, erwies sich aber bald als eine Landesmutter im besten Sinne des Wortes. Den Opfern des verlustvollen Balkankrieges hat sie unendlich viel Gutes getan. Der Verfassung nach hätte sogar Kronprinz Boris im römisch-katholischen Glauben erzogen werden können, und selbst der Stockbulgare Stambulow, der allerdings in religiösen Dingen ein ausgesprochener Freidenker war, wollte es dabei belassen. Aber Ferdinand kannte seine Bulgaren besser. Er wußte genau, wie tief die Orthodoxie mit dem innersten Wesen des Bulgarentums verschmolzen ist, daß an diesem Punkte die geheimsten Fäden und die feinsten Nerven dieser widerspruchsvollen Volksseele zusammenlaufen, daß die Bulgaren einen nicht in ihrem Glauben Aufgezogenen niemals als ihr eigen Fleisch und Blut ansehen, sondern immer als einen Fremdling betrachten würden, und so brachte denn der Naturforscher auf dem Thron dieses Opfer und ließ seinen Erstgeborenen orthodox taufen und in der Landesreligion erziehen. Nichts konnte mehr zur Stärkung und Befestigung der neu gegründeten Dynastie beitragen, nichts dem Fürsten größere und aufrichtigere Sympathien im Lande erwecken, als dieser wohlüberlegte Schritt. Aus ähnlichen Gründen sind wohl auch die uns so eigentümlich anmutenden Aufrufe an Heer und Volk zu erklären, die Ferdinand I beim Ausbruche des Balkankrieges erließ, und in denen er diesen zu einem modernen Kreuzzuge gegen die Ungläubigen, zu einem Kampfe des Kreuzes gegen den Halbmond stempelte. Diese Kundgebung hat in Europa viel böses Blut gemacht — und mit vollem Recht, denn über das unselige Zeitalter der dreimal verfluchten Religionskriege sollte die Menschheit nun doch endlich hinaus sein. Aber den Bulgaren gegenüber, denen der Haß gegen den Islam, die Liebe zur eigenen Kirche und die Hilfsbereitschaft gegen die angeblich unterdrückten Glaubensbrüder so tief und unausrottbar im Blute sitzt, war diese Sprache wahrscheinlich angebracht. Freilich bildet sie ein gar trauriges Kulturdokument für das 20. Jahrhundert und für die trotz der raschen Aufwärtsentwicklung noch immer bestehende Rückständigkeit des Bulgarenvolkes in wahrer Kultur. Durch die oberflächliche Salon- und Kulturtünche bricht eben immer wieder die alte Barbarenwildheit schäumend hervor, wie dies ja auch mancherlei bedauerliche Ausschreitungen während des Balkankrieges und das leidige Bandenwesen in Makedonien zur Genüge bewiesen haben. Politisch klug muß aber die Haltung des Fürsten, der auf dem heißen Boden des Balkan bald gelernt hat, daß man in der Wahl seiner Mittel nicht zu skrupelhaft sein soll, trotz alledem genannt werden. Insbesondere durch die orthodoxe Taufe des Kronprinzen Boris schlug er gleich zwei Fliegen mit einem Schlag, denn sie bedeutete zugleich einen wesentlichen Schritt zur Wiederannäherung an Rußland, dessen Wohlwollen für die geplante Eroberungspolitik unumgänglich nötig erschien. Fürst Ferdinand hatte deshalb die Wiederaussöhnung mit

Rußland von vornherein als eine seiner vornehmsten Aufgaben betrachtet und diesem wichtigen Zwecke zuliebe auch seine Ministerien in russophilem Sinne umgemodelt. Das Ableben des unversöhnlichen Alexander III erleichterte nicht wenig diese Pläne, denn Czar Nikolaus II nahm sofort eine weniger schroffe Haltung ein als sein Vorgänger. Er dankte dem Fürsten Ferdinand für das ausgesprochene Beileid und empfing auch mit unverkennbarem Wohlwollen eine bulgarische Deputation, die im Juli 1895 einen goldenen Kranz am Sarge des verewigten Czaren niederlegte. Damit waren die ersten Schritte zur Anbahnung freundlicherer Verhältnisse getan, und sie wurden gekrönt durch die Taufe des Kronprinzen, bei der der Czar die Patenschaft übernahm. Nicht nur seine Vertreter, sondern auch solche des Sultans waren bei der feierlichen Salbung des Kleinen zugegen, die am 14. Februar 1896 durch den bulgarischen Exarchen in der Kathedrale von Sofia vorgenommen wurde. Denn auch mit der Türkei hatte sich Fürst Ferdinand, der zunächst dringend eine längere Friedenszeit brauchte, um die inneren Verhältnisse des Landes zu befestigen, gut zu stellen verstanden, und so erhielt er denn schon vier Wochen später durch zwei großherrliche Fermane seine Bestätigung als Fürst von Bulgarien und seine Ernennung als Generalgouverneur von Ostrumelien. Kurz darauf erfolgte die Anerkennung durch Rußland, das nun nach zehnjähriger Unterbrechung die diplomatischen Beziehungen zu Bulgarien wieder aufnahm. Ein schwerer Fehler und eine bedauerliche Folge dieser glücklichen Ereignisse aber war es, daß auf Betreiben Rußlands die meineidigen Offiziere, die an der Verschwörung gegen den Battenberger beteiligt gewesen waren, jetzt wieder in das Heer eingestellt werden mußten. Auch die übrigen Großmächte hielten nun mit der Anerkennung nicht länger zurück, und damit war der Koburger aus den gröbsten Schwierigkeiten heraus. Aber das Streben des Fürsten ging weiter. Er wollte in vollster Übereinstimmung mit seinem Volke das alte bulgarische Czarentum wieder aufrichten, und dazu bedurfte er des durch die Mächte anerkannten Königstitels. Mit einer hartnäckigen Zähigkeit ohnegleichen strebte er von allem Anfang an mit Unterstützung seiner Mutter und seiner einflußreichen Verwandtschaft nach diesem Ziele. Man hat in Europa viel gelächelt über diese anscheinende Eitelkeit, die doch in Wirklichkeit nur kluge Berechnung war. Mag auch ein gut Teil persönlichen Ehrgeizes dabei gewesen sein, — wer die vorangehenden Kapitel dieses anspruchslosen Büchleins mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, der wird es begreiflich finden, daß die Bulgaren erst in einer feierlichen Czarenkrönung im alten Trnovo die Schaffung eines freien Neubulgarien sehen wollten und konnten! Unabläßig lag ihr Fürst auf der Lauer, um den günstigen Augenblick zu erspähen, und geduldig ertrug er manchen Fehlschlag und manche Enttäuschung. Im Jahre 1908 endlich schienen sich die allgemeinen politischen Verhältnisse bei der offensichtlichen Schwäche der von revolutionären Zuckungen heimgesuchten Türkei so günstig zu gestalten, daß der große Schritt gewagt werden konnte. Seit dem 5. Oktober 1908 nennt sich Ferdinand König von Bulgarien und Czar der Bulgaren, hat die Unabhängigkeit seines Landes vom Sultan verkündigt und damit den sehnsüchtigen Traum seines Volkes verwirklicht, das nun nur noch der Wiederherstellung des alten Großbulgarien harrt und dafür soeben die gewaltigsten Opfer an Gut und Blut mit einer seltenen Begeisterung und mit zielbewußtem Ernste gebracht hat. Die Türkei fügte sich ohne viel Umstände in das Unvermeidliche, da ja Bulgarien sich ohnedies längst nicht mehr um die Oberhoheit des Sultans oder um Tributzahlungen kümmerte, also eigentlich nicht Tatsachen, sondern lediglich Titel und Namen geändert wurden. Ebensowenig blieb die Anerkennung der Mächte aus. Die anfängliche Spottlust über den Koburger und sein „wackeliges Thrönchen" hatte angesichts seiner unleugbaren Erfolge, seiner überraschenden Herrschertugenden, seiner so überaus geschickten Diplomatie und der raschen kulturellen Hebung und Entwicklung seines Landes ja auch schon seit geraumer Zeit aufrichtiger Achtung Platz gemacht, und diese hat sich durch den Balkankrieg zu ehr-

Tafel XIII

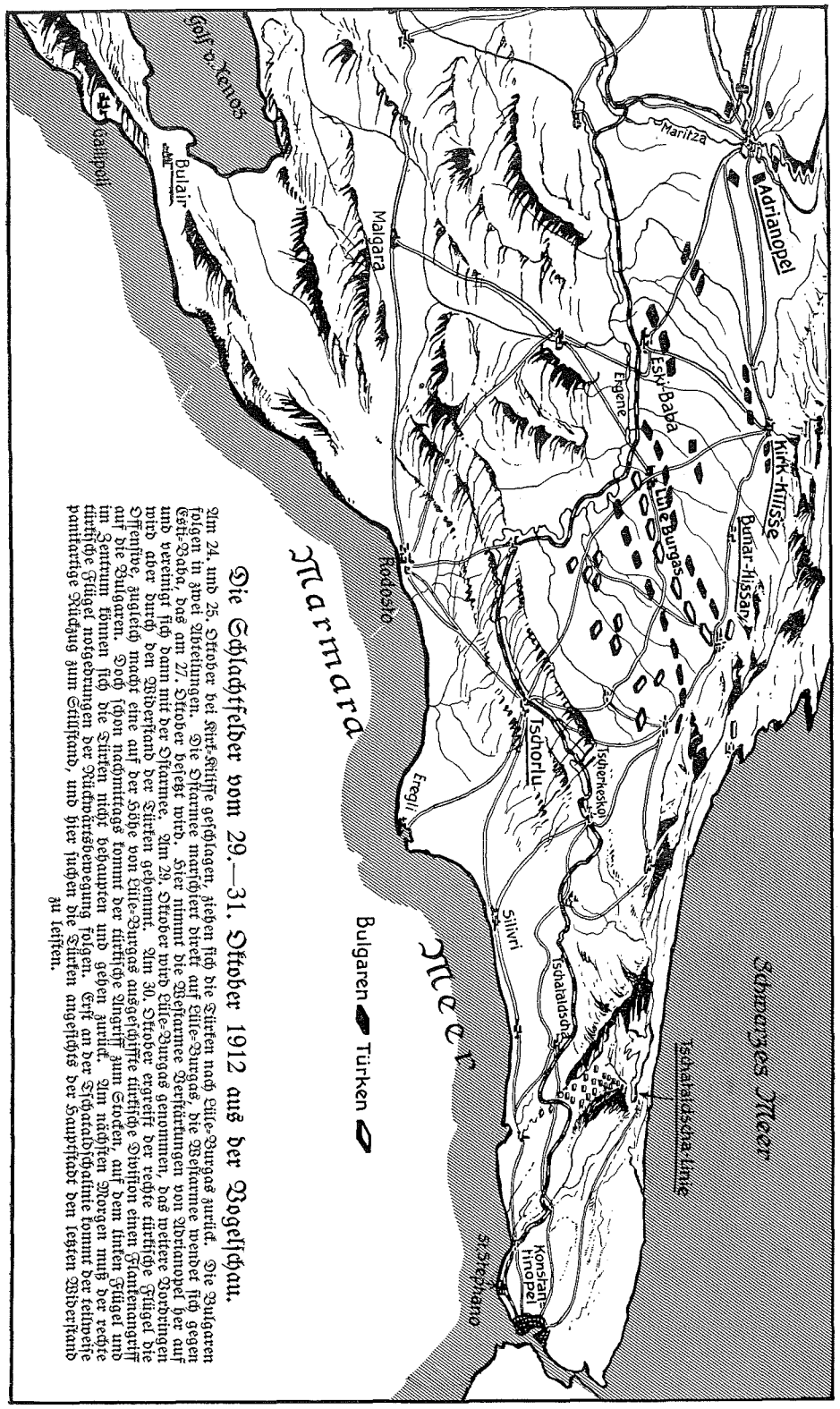


Serb.-bulg. Krieg: Bulgaren —— Serben ******

Serb.-bulg. Krieg: Bulgaren – – – Serben..... Balkan-Krieg: Bulgaren —— Serben ******

Die Ummarschlinien im serbisch-bulgarischen und Balkan-Krieg.

Floericke, Geschichte der Bulgaren.



Tafel XIV

Die Schlachtfelder vom 29.—31. Oktober 1912 aus der Vogelschau.

Am 24. und 25. Oktober bei Kirk-Kilisse geschlagen, ziehen sich die Türken nach Lüle-Burgas zurück. Die Bulgaren folgen in zwei Abteilungen. Die Ostarmee marschiert direkt auf Lüle-Burgas, die Westarmee wendet sich gegen Eski-Baba, das am 27. Oktober besetzt wird. Hier nimmt die Westarmee Verstärkungen von Adrianopel her auf und vereinigt sich dann mit der Ostarmee. Am 29. Oktober wird Lüle-Burgas genommen, das weitere Vordringen wird aber durch den Widerstand der Türken gehemmt. Am 30. Oktober ergreift der rechte türkische Flügel die Offensive, zugleich macht eine auf der Höhe von Lüle-Burgas ausgeschiffte türkische Division einen Flankenangriff auf die Bulgaren, Doch schon nachmittags kommt der türkische Angriff zum Stocken, auf dem linken Flügel und im Zentrum können sich die Türken nicht behaupten und geben zurück. Am nächsten Morgen muß der rechte türkische Flügel notgedrungen der Nachbarsbewegung folgen. Erst an der Tschataldschalinie kommt der teilweise panikartige Rückzug zum Stillstand, und hier suchen die Türken angesichts der Hauptstadt den letzten Widerstand zu leisten.

licher Bewunderung gesteigert. Wiederholte Besuche an den europäischen Höfen hatten auch schon sehr zur Stärkung des Fürsten beigetragen. Kaiser Wilhelm II soll ihm schon bei der dem Begräbnisse des Herzogs Ernst von Koburg sich anschließenden Mahlzeit der Trauergäste verstohlen und verständnisinnig die Hand unter dem Tafeltuche gedrückt haben. — Große Schwierigkeiten bereitete lange Zeit hindurch die Regelung der leidigen Finanzfrage, die bereits 1899 den Rücktritt Stoilovs und die Übernahme der Staatsgeschäfte durch Grekov veranlaßt hatte. Aber auch dieser scheiterte daran. Nur mit Hilfe einer größeren auswärtigen Anleihe vermochte Bulgarien aus seiner Geldklemme herauszukommen, aber es genoß keinen Kredit, denn die leitenden Geldmänner und Banken hatten zu diesem unruhevollen Staate begreiflicherweise kein Vertrauen. Aber auch das Sobranje zeigte sich in dieser Angelegenheit seltsam widerhaarig und stürzte ein Ministerium nach dem andern, und schließlich blieb nichts übrig, als die Gehälter der Beamten um 15—30% zu kürzen, wobei der Fürst mit gutem Beispiel voranging, indem er auf die Hälfte seiner Zivilliste verzichtete. Als man jedoch auch die Bauern stärker zur Besteuerung heranziehen wollte, entstanden blutige Bauernrevolten, die mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußten. Auch ein Kabinett Petroff brachte die Sache nicht vorwärts und trat nach dem ungünstigen Ausfall der Wahlen zurück. Erst 1902 brachte das Kabinett Danew einen Anleihevertrag von 106 Millionen Franken mit französischen Banken zustande, und seitdem traten auch im Finanzwesen Bulgariens geordnetere Zustände ein. Handel und Wandel hoben sich in der langen Friedenszeit unter dem weisen Regimente Ferdinands ersichtlich, und eine in Plovdiv veranstaltete, wohlgelungene bulgarische Nationalausstellung zeigte auch für die industrielle Entwicklung des Landes ungeahnte Zukunftsmöglichkeiten, machte zahlreiche Ausländer näher mit bulgarischer Eigenart bekannt und erregte ihr Entzücken durch die wundervollen Heimarbeiten in Stickerei, Teppichknüpferei, Leder- und Metallarbeiten. Ackerbau und Viehzucht erfuhren gleichfalls weitgehende Förderung und Ausgestaltung, namentlich die altberühmte Rosenzucht von Kazanlik, die bedeutende Gemüsegärtnerei von Trnovo, aus welcher Gegend alljährlich 10000 Gärtner ins Ausland gehen, und der aussichtsreiche Weinbau, der heute schon über 250000 ha Bodenfläche beansprucht und stellenweise ein vorzügliches Gewächs liefert. Der gesunkenen Seidenraupenzucht, der ertragsreichen Fischerei, der Braunkohlenförderung, der Salzgewinnung, dem Kunsthandwerk und Kleingewerbe und namentlich der gänzlich vernachlässigten, aber für die Zukunft große Erträge in Aussicht stellenden Forstwirtschaft wurde von der Regierung volle Aufmerksamkeit gewidmet. Das Bahn- und Straßennetz wurden weiter ausgebaut, die Steuerlasten gerechter verteilt, die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des ganzen Volkes bedeutend gehoben, damit auch seine Arbeitsfreudigkeit und Gewerbtätigkeit, das ganze Kulturniveau wurde ein höheres. Die Hebung der Volksbildung namentlich ließ sich der Fürst von jeher besonders angelegen sein. Ein „Ministerium der Aufklärung“ sammelte die alten Märchen, Lieder und Sagen zur Stärkung des Nationalbewußtseins und gründete zahlreiche segensreich wirkende Lese- und Frauenvereine. Überall sproß frisches Leben aus Schutt und Ruinen. Die Stadt Sofia erfuhr derartige Erweiterungen und Verschönerungen, daß sie nach wenigen Jahren kaum wieder zu erkennen war. Auf der von Stambulow gegründeten Landesuniversität bildeten sich zahlreiche junge, begabte und lernbegierige Bulgaren zum Dienste des Vaterlandes heran. Nicht wenige von ihnen wandten sich auch der Literatur zu, die bald einen mächtigen Aufschwung nahm und sich nicht mehr auf kirchliche und politische Schriften beschränkte. Naturgemäß gab es darunter namentlich zu Beginn noch sehr viel unreifes Zeug oder modernen Schund. Aber rasch setzte sich auch auf diesem Gebiete unter der Ägide des Fürsten eine ernstere Auffassung durch, die auf wissenschaftlicher Grundlage beruhte. Besonders hervorzuheben sind die gediegenen Arbeiten der Geschichtsforscher Drinov und Stojanov und der Dichter und geistreiche Plauderer Ivan Vazov. Obwohl von Hause aus dem Militärwesen wenig zu-

geneigt, war sich Ferdinand doch wohl bewußt, daß er in der Entscheidungsstunde vor allem ein schlagfertiges, achtunggebietendes Heer in die Wagschale zu werfen und dieses Instrument allezeit rein, scharf und schneidig zu halten habe, und deshalb widmete er auch der Ausbildung der Armee besondere Sorgfalt und wurde schließlich förmlich stolz auf seine strammen, vorzüglich ausgebildeten und ausgerüsteten Truppen und pflegte ausländische Besucher immer zuerst zu fragen, wie ihnen die bulgarischen Soldaten gefallen hätten. Die natürliche Lust und Begabung der Bulgaren zum Waffenhandwerk sowie die tüchtigen Kriegsminister Paprikov und Savov waren seine besten Gehilfen bei diesen unablässigen und schließlich von glänzendem Erfolge gekrönten Bemühungen. Ein volles Vierteljahrhundert lang hat sich so Bulgarien in ernster, stiller Arbeit vorbereitet zu dem entscheidenden Waffengang mit dem alten Erbfeind.

Immer unaufhaltsamer drängte nämlich die Entwicklung der Dinge dazu, nunmehr auch die makedonischen Blutsbrüder von dem freilich nicht mehr allzu schwer auf ihnen lastenden Türkenjoche zu befreien und durch ihre Angliederung das erträumte Großbulgarien zu verwirklichen. So mächtig und unwiderstehlich war diese Volksströmung, daß sich ihr der Fürst nicht hätte widersetzen können, auch wenn er dies ernstlich gewollt hätte, da ihn dies unbedingt den so mühsam befestigten Thron gekostet haben würde. Er konnte nur hemmen und aufhalten, so lange, bis der günstigste Augenblick gekommen sei, um sich dann selbst an die Spitze der Bewegung zu stellen. Der Ungeduld jugendlicher Feuerköpfe ging das natürlich alles viel zu methodisch und viel zu langsam. Es bildeten sich auf bulgarischem Boden bewaffnete Banden, die in Makedonien einfielen und dort einen jahrelangen, an blutigen Greueln beiderseits überreichen Kleinkrieg im unwegsamen Gebirge entfachten in der Absicht, die zögernde Regierung mitzureißen oder das mißmutig sich auf den doch schon so vielfach durchlöcherten Berliner Vertrag versteifende Europa zum Einschreiten zu zwingen. Letzterem Zweck sollten namentlich die Bombenattentate gegen die Banken von Saloniki und die Entführung gewichtiger Personen dienen. Auch die verschiedenen Slawenstämme selbst bekämpften sich dabei gegenseitig, und so wütete schließlich in dem unglücklichen Lande ein scheußlicher Kampf aller gegen alle und wurde mit wilder Grausamkeit geführt. Es ist für unser europäisches Empfinden schwer verständlich, daß auch zahlreiche hochgebildete Leute wie Professoren, Ärzte, Advokaten, sich diesen Räuberbanden anschließen konnten. Aber sie glaubten eben, damit ihrem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, und das glich für sie alles andere aus. Der bekannteste und erfolgreichste Bandenführer war der frühere Oberleutnant Boris Sarafov, der wiederholt die türkischen Truppen auch in offenen Gefechten schlug und sogar die Stadt Melnik eroberte, aber schließlich von eifersüchtigen Parteigenossen beim Nachtmahl ermordet wurde. Sein Nachfolger wurde der Gymnasialprofessor Christo Matow. Da es offenes Geheimnis war, daß die Banden sich auf bulgarischem Boden ausrüsteten und im Notfall dort eine Zuflucht fanden, mußte Ferdinand unter dem Druck der Großmächte und auf Betreiben Rußlands hin, dem die Aufrollung der Balkanfrage jetzt nicht paßte, wiederholt gegen das Bandenwesen vorgehen, wenigstens zum Schein, denn seine wirkliche Ausrottung hätte das Volk zu sehr empört. Er schob aber auch hierbei immer in kalter Berechnung klüglich seine Minister vor. Diese kamen dann darüber zu Fall. Einmal ließ man sogar die Häupter des makedonischen Komitees verhaften, aber der gegen sie eingeleitete Prozeß endigte mit ihrer einstimmigen Freisprechung. Ebensowenig nutzte die im Februar 1903 angeordnete Auflösung des Komitees. Die Konstantinopler Militärputsche, die albanesischen Aufstände und der flaue Krieg mit Italien legten aber schließlich die innere Schwäche der absterbenden und zermürbten Türkei vor aller Augen klar, und damit erschien der günstige Augenblick zum wirklichen Losschlagen gekommen. Um den Erfolg vollends zu sichern, schlossen sich die slawischen Balkanstaaten und Griechenland zu einem festen Bunde zusammen, dessen treibende Kraft neben dem Czaren Ferdinand

der verschlagene Kreter Venizelos war, der jetzt das griechische Staatsschiff leitete. Wieder einmal sollten die eisernen Würfel auf den blutgetränkten Gefilden des Balkan fallen und über das künftige Geschick der Halbinsel entscheiden!

---

10. Der Balkankrieg.

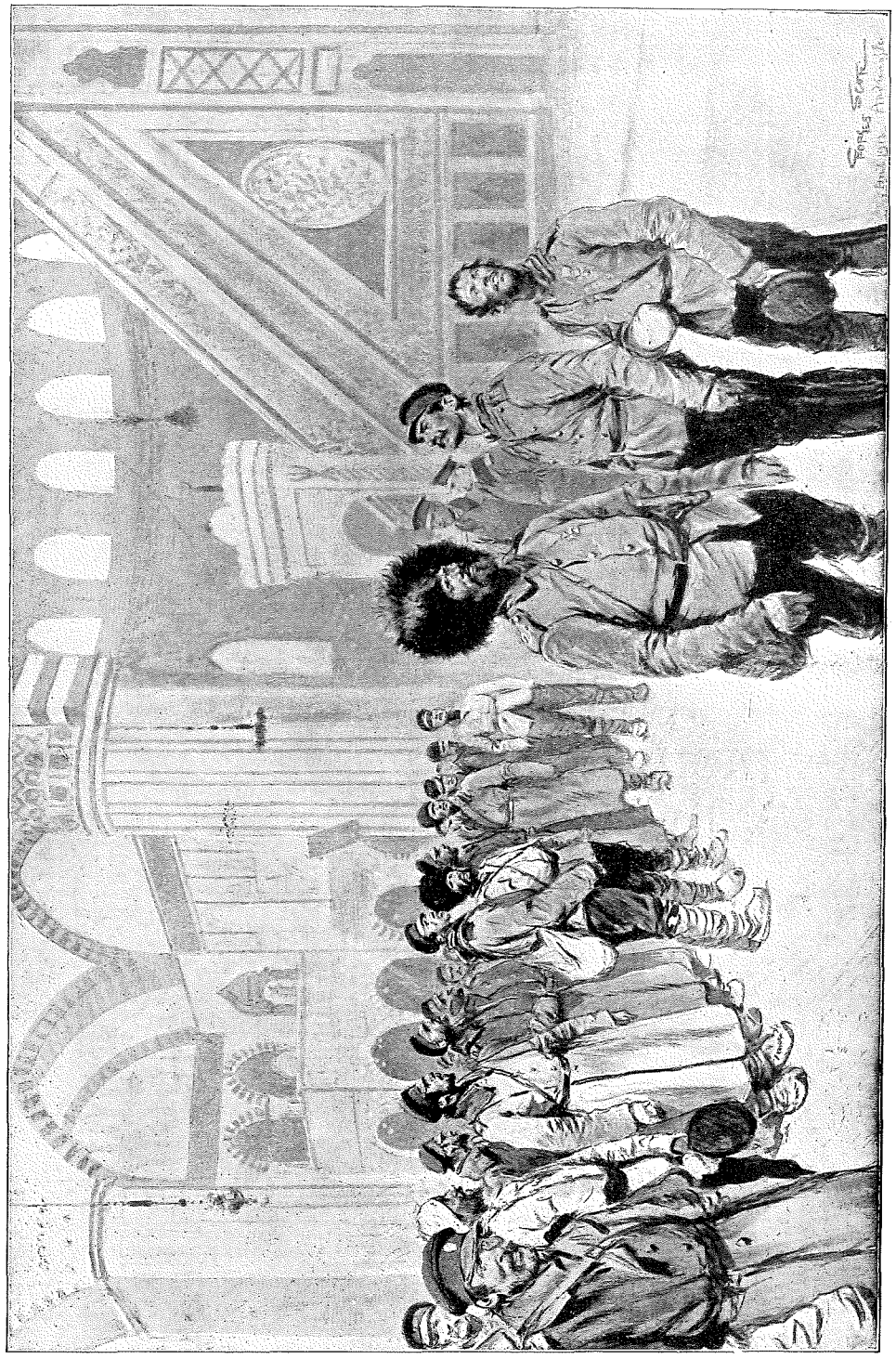
Es wäre ein ebenso vermessenes wie törichtes Beginnen, diesen noch gar nicht völlig abgeschlossenen und in seinen Folgen noch nicht zu überblickenden Krieg in seinen Einzelheiten schildern zu wollen, da wir ja noch nichts über seinen wirklichen näheren Verlauf wissen und kennen als die teils nichtssagenden, teils phantastischen Berichte der Kriegsberichterstatter, die in diesem Feldzuge vom eigentlichen Kampfplatz mit einer noch nie dagewesenen Strenge und Ängstlichkeit fern gehalten wurden, und die überaus dürftigen und knappen, oftmals unklaren oder unmöglichen, jedenfalls sehr einseitig gefärbten offiziellen Mitteilungen der kriegführenden Mächte selbst. Erst einer späteren Zeit wird es vorbehalten sein, die Geschichte dieses blutigen Ringens, dieses denkwürdigen und folgenschweren Krieges zu schreiben, der so weitgehende Veränderungen auf der europäischen Landkarte bewirken wird. Bulgarien war in jeder Hinsicht vorzüglich auf ihn vorbereitet, und nur an schwerem Belagerungsgeschütz fehlte es einigermaßen, welcher Mangel sich vor Adrianopel dann empfindlich geltend machte. Ohne lärmenden Chauvinismus, aber mit ruhiger Siegeszuversicht und heiligem Ernste, voller Vertrauen auf das Können seiner Führer, gut eingeübt und vortrefflich ausgerüstet zog der bulgarische Soldat in den Kampf, durch den das alte Großbulgarien wiederhergestellt werden sollte. Im freudigen Ertragen von Strapazen und Entbehrungen aller Art, in der opferwilligen Hingabe der letzten Kräfte, in der Ausführung großartiger Eilmärsche und unwiderstehlicher, stürmisch wilder Bajonettangriffe leistete er auch diesmal wieder Bewundernswertes, aber freilich waren bei letzteren auch die Blutverluste ganz ungeheure und mit denen im Serbenkriege nicht zu vergleichen. Umgekehrt waren auf türkischer Seite die Vorbereitungen zum Feldzuge in der sträflichsten Weise vernachlässigt worden, der brave türkische Soldat litt empfindlichen Mangel am Nötigsten, selbst an Proviant, Unterkunft, Sanitätsmaterial und sogar an Munition, und seine Offiziere kümmerten sich mehr um Kaffeehauspolitik als um ihre Mannschaften. Schon nach dem ersten kläglichen Zusammenbruch, der namentlich für uns Deutsche so unerwartet und so überraschend kam, war das türkische Heer zu einer erfolgreichen Offensive unfähig, und erst hinter den Schanzen der Tschataldscha-Linie zeigte es wieder seine altberühmte zähe Widerstandskraft. Nur der heldenmütige Schükri Pascha in Adrianopel rettete die türkische Waffenehre.

Während die Montenegriner, die dem Willen Europas so offenkundig zu trotzen gewagt hatten, in raschem Siegeslaufe bis Skutari vordrangen, dann aber sich vor dieser tapfer verteidigten Feste verbluteten, während Griechen und Serben gegen minderwertige, schlecht geführte und teilweise unzuverlässige türkische Truppen leichte Siege errangen und schon nach überraschend kurzer Zeit in Saloniki und Janina, in Üsküb und Prizrend einziehen konnten, hatten die Bulgaren gegenüber der aus den besten anatolischen Truppen bestehenden und auf zahlreiche Befestigungen gestützten, für die Verteidigung der Hauptstadt mit großer Hingabe fechtenden türkischen Hauptmacht auch die Hauptarbeit zu leisten und von vornherein einen weitaus schwereren Stand. Einige Brigaden mußten auch noch abgezweigt werden, um über das Gebirge hinweg südwärts gegen Saloniki vorzugehen. Diese den Bulgaren von jeher so verhängnisvolle Stadt brachte ihnen aber auch diesmal kein Glück, denn als sie vor den Toren anlangten, hatte der unfähige türkische Kommandant sich bereits beeilt, mit der wenige Stunden vorher eingetroffenen griechischen

Armee eine Kapitulation abzuschließen, und Kronprinz Konstantin hatte ihnen sehr günstige Bedingungen gewährt, in der offenkundigen Absicht, seinen Bundesgenossen zuvorzukommen. Zwar nahm auch noch ein Teil der bulgarischen Truppen an der Besetzung der alten Handelsmetropole teil, leider aber auch an den dort namentlich gegen die Juden verübten Ausschreitungen; auch blieben eifersüchtige Reibereien zwischen griechischen und bulgarischen Soldaten nicht aus, sollen sogar zu Blutvergießen geführt haben. Der Hellenenkönig Georg, der ja sonst in diesem Kriege nicht viel zu tun hatte, beeilte sich, sich auch persönlich in Saloniki festzusetzen. Zwar kamen auch Kronprinz Boris und Czar Ferdinand hin, konnten aber die Situation nicht mehr retten. Als Ferdinand äußerte, daß er sich in Saloniki einen Palast zu erbauen gedenke, soll König Georg mit ironischem Lächeln geantwortet haben, das sei nicht nötig, da er sich jederzeit herzlich freuen würde, seinen Verbündeten als lieben Gast in seinem eigenen Palaste bewirten zu können. Si no é vero é ben trovato! Der Ärmste, dem jetzt nach einer langen, von Widerwärtigkeiten aller Art erfüllten Regierung zum ersten Male die Sonne des Glücks und der Volksgunst lächelte, sollte aber diesen Triumph nicht mehr erleben, denn schon im März 1913 wurde er in den Straßen desselben Saloniki von einem halb verrückten griechischen Fanatiker meuchlings ermordet. Unter diesen Umständen darf man gespannt sein, wem Saloniki bei der endgültigen Verteilung der Beute zufallen wird. Wahrscheinlich wird Bulgarien verzichten müssen. Einstweilen! Die türkische Flotte beschoß zu Beginn des Krieges die bulgarischen Hafenstädte, wurde dann aber durch tollkühne Angriffe der wenigen bulgarischen Torpedoboote derart eingeschüchtert, daß sie sich nicht wieder blicken ließ. Erfolgreicher hat sie später bei der Verteidigung der Linien von Tschataldscha und Bulair mitgewirkt. Wie zu Lande wenigstens die heldenmütigen Verteidiger von Skutari und Adrianopel sich des alten türkischen Waffenruhms würdig erwiesen haben, so hat zur See der versprengte Kreuzer „Hamidijeh", der nachgerade zu einer Art von „fliegendem Holländer" geworden ist und durch sein unvermutetes Auftauchen an den verschiedensten Punkten den Verbündeten großen Schaden zugefügt hat, noch einmal an die Zeiten erinnert, in denen die türkischen Piraten der Schrecken aller Meere waren. Immerhin vermochten derartige Ereignisse den großen und unaufhaltsamen Gang des Krieges kaum zu beeinflussen. Die Entscheidung lag zwischen Plovdiv und Stambul, an den schlachtenberühmten Ufern der Maritza.

Gemäß ihrer Friedenseinteilung in 3 Armeeinspektionen hatten die Bulgaren hier 3 Heere aufgestellt und zwar Heere von überraschender Stärke und Schlagfertigkeit. Die ganze Sachlage sowohl wie das draufgängerische Temperament der Führer und das angriffslustige Naturell des bulgarischen Soldaten drängten zur sofortigen Ergreifung der Offensive, um die schlechte Bereitschaft des Gegners auszunützen, ihn möglichst rasch niederzuwerfen, ihm keine Zeit zur Erholung zu lassen und womöglich den Krieg gleich mit einigen großen Schlägen zu beenden oder doch seine Fortsetzung für den Feind aussichtslos zu gestalten. Dem unmittelbaren Vormarsch gegen Stambul sperrte aber die große, stark besetzte und gut verproviantierte Lagerfestung von Adrianopel dräuend den Weg. Man beschloß daher im bulgarischen Hauptquartier, den Stier nicht bei den Hörnern zu packen, also nicht gegen Adrianopel anzustürmen, sondern mit der Hauptmacht nordöstlich bei Kirk-Kilisse durchzubrechen, nach dessen Wegnahme südwärts vorzugehen, die große Verkehrsstraße und Bahnlinie wieder zu gewinnen und so gleichzeitig Adrianopel abzuschneiden und Stambul zu bedrohen. Mit dieser schwierigsten und wichtigsten Aufgabe wurde die 3. Armee unter General Dimitriev betraut, einem hochbegabten Zögling der Petersburger Generalstabsakademie, der mit Auszeichnung bei Slivnitza gefochten, dann aber nach dem Sturze des Battenbergers lange in Rußland gelebt hatte, später unter Danew und Paprikov Generalstabschef gewesen war; schon seiner großen äußeren Ähnlichkeit mit Napoleon halber war er als „Napoleontscheto" einer der volkstümlichsten Offiziere Bulgariens. Zur Deckung seiner rechten Flanke gegen etwaige Bedrohungen von Adrianopel her war die 1. Armee

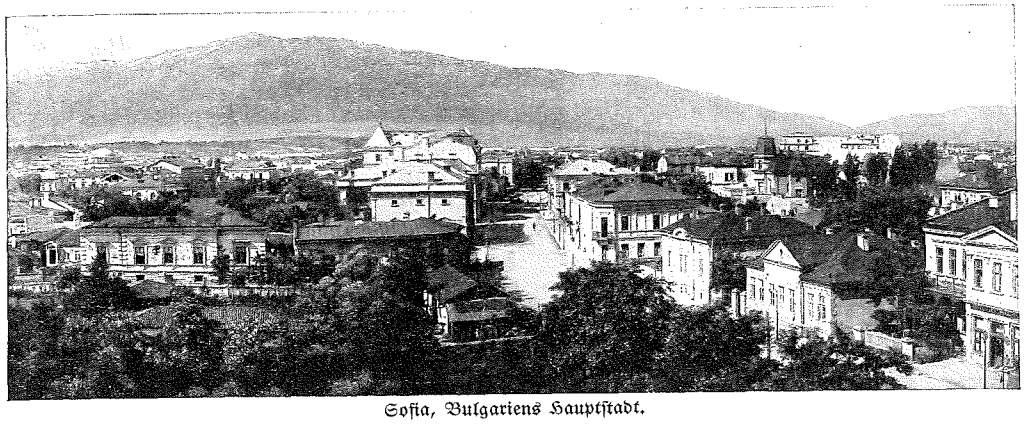
Tafel XV



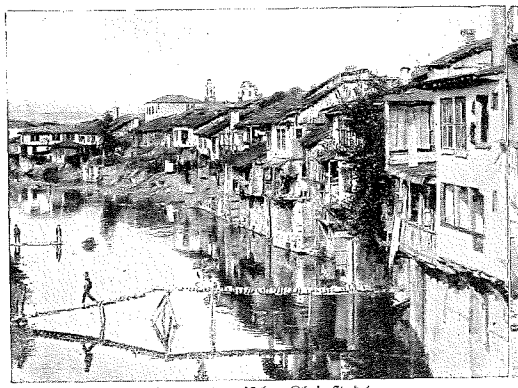
Bulgarische Feldsoldaten besichtigen nach der Erstürmung Adrianopels die große Moschee (Ende März 1913).
(Nach einer Zeichnung des Kriegsberichterstatters G. Scott.)

Floericke, Geschichte der Bulgaren.

Tafel XVI

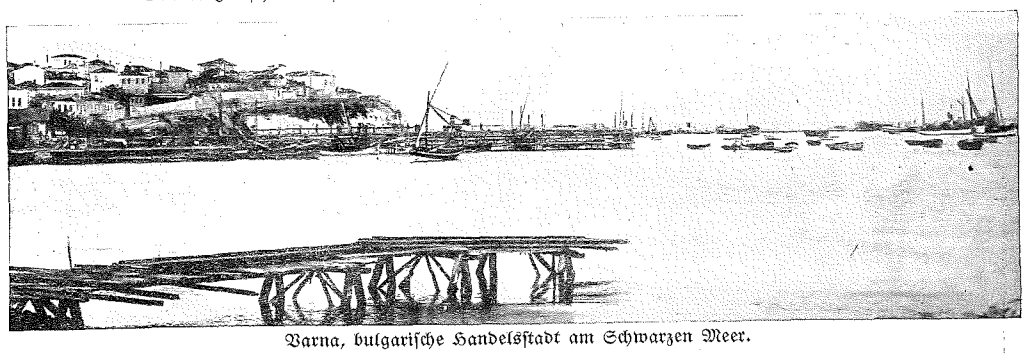


Sofia, Bulgariens Hauptstadt.

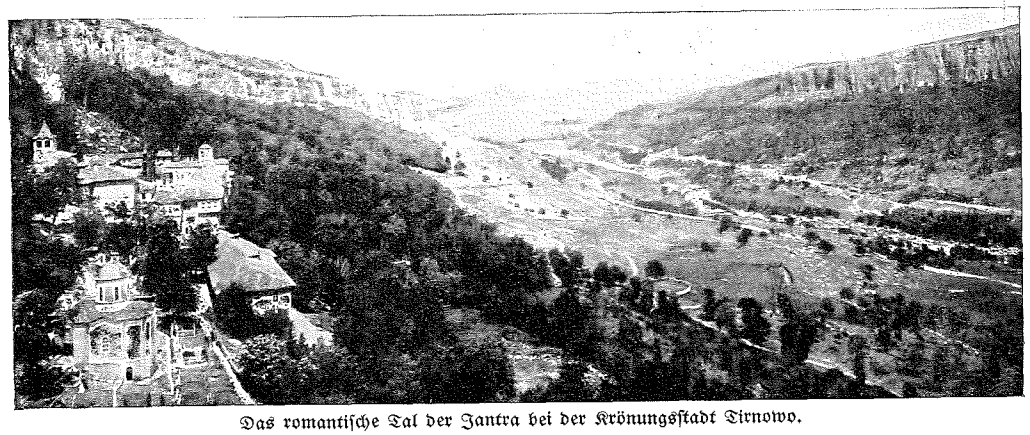


Eine bulgarische Kleinstadt.

Straßenbild aus Tirnowo.



Varna, bulgarische Handelsstadt am Schwarzen Meer.



Das romantische Tal der Jantra bei der Krönungsstadt Tirnowo.

unter Kutintschew bestimmt, der es vom einfachen Soldaten zum General gebracht hatte. Adrianopel selbst sollte zunächst von der Nordwestseite her durch die 2. Armee unter General Ivanov angepackt werden, der im Kabinett Stoilov Kriegsminister gewesen war. Oberkommandant war dem Namen nach Czar Ferdinand selbst, in Wirklichkeit sein Beirat, General Savov, der ebenfalls die Generalstabsakademie von Petersburg durchgemacht hatte, auf dem Schlachtfelde von Slivnitza zum Major befördert worden war, fünf Jahre lang als Kriegsminister ausgezeichnete Dienste getan, die bulgarische Armee modernisiert und mit den Errungenschaften westeuropäischer und japanischer Taktik vertraut gemacht hatte; den künftigen Kampfplatz kannte er aus eigener Anschauung aufs genaueste. Als Generalstabschef war General Fitschev tätig, ein Mann von eisernem Fleiße und unermüdlicher Arbeitskraft, einer der besten Kenner der Balkanberge und ein großartiger Soldatenerzieher. Er hatte 1885 bei der Verteidigung von Widdin mitgewirkt und dann seine höhere militärische Ausbildung auf der Generalstabsakademie in Turin erhalten; auch als militärischer Schriftsteller war er mit Erfolg aufgetreten, und namentlich seine Arbeit über die „Theorie des Gebirgskrieges" hatte ihm einen guten Namen verschafft. Im Hauptquartier befanden sich ferner noch der geistvolle und energische General Petroff, der frühere Kriegsminister, der jetzige Kriegsminister General Nikiforov, der früher lange Gesandter in Berlin gewesen war, der Ministerpräsident Geschov, ein verschlossener Mann von englischem Typus, aber ein ausgezeichneter Politiker, der geniale Finanzminister Theodorov, ein Vollblutbulgar und Türkenhasser erster Klasse, der vom Volke bezeichnend „der Tiger" genannt wird, der vielgewandte Sobranjepräsident Danew, der seiner Geschicklichkeit wegen mit Vorliebe zu heiklen Verhandlungen an fremden Höfen verwendet wurde, u. a. m. Man sieht, Czar Ferdinand hatte sich die Mitarbeiter an dem großen Werke gut auszuwählen verstanden. Am 17. Oktober 1912 war von beiden Seiten gleichzeitig die Kriegserklärung überreicht worden, noch am gleichen Tage verließ das Hauptquartier Sofia und begab sich nach Stara Zagora, am 18. überschritten die bulgarischen Truppen an verschiedenen Stellen die Grenze, und schon am 19. bemächtigten sie sich der wichtigen Grenzstation Mustapha Pascha. Es steht noch in der frischen Erinnerung aller, daß der geniale bulgarische Kriegsplan, den wir oben andeuteten, im großen und ganzen gelang, wenn auch nur unter den furchtbarsten Opfern und nicht ganz in dem beabsichtigten Umfang. General Dimitriev stieß schon vor Kirk-Kilisse auf den ihm törichterweise entgegenrückenden Feind, schlug ihn in mörderischer Feldschlacht und stürmte nach hartnäckigem Widerstande am 24. Oktober auch das stark befestigte Kirk-Kilisse selbst. Damit war das Einbruchstor für die Umgehungsbewegung der bulgarischen Hauptarmee gewonnen. Auf der Linie Lüle-Burgas—Bunar-Hissar mußten sich die Türken zum Entscheidungskampfe stellen und erlitten in den blutigen und wechselvollen Kämpfen vom 29. Oktober bis 2. November, obwohl sie anfangs auf dem rechten Flügel einige Erfolge erzielten, eine vernichtende Niederlage, so daß sie nach den fürchterlichsten Verlusten in völliger Auflösung nach der Konstantinopel von der Landseite deckenden Tschataldschalinie zurückfluteten. Die nachsetzenden Bulgaren siegten nochmals bei Tschorlu und zwangen ein abgeschnittenes türkisches Korps unter Jawer Pascha zur Übergabe, waren aber doch durch die ungeheuren Anstrengungen, die gewaltigen Eilmärsche und die tagelangen Kämpfe zu erschöpft, als daß sie gleichzeitig mit dem flüchtenden Feind in die Tschataldschalinie hätten einrücken können. So behielt dieser Zeit, sich zu befestigen und bedeutend zu verstärken und vermochte in seiner festen Stellung den ohne schweres Geschütz unternommenen und nicht genügend vorbereiteten ersten Anprall der siegestrunkenen Bulgaren am 17. und 18. November blutig zurückzuweisen. Ein Waffenstillstand unterbrach das Kampfgetöse und führte unter Vermittlung der Großmächte zu langwierigen Friedensverhandlungen in London, die aber an den hohen Forderungen der Verbündeten und den Verschleppungsversuchen der Türken scheiterten. Nach Wiederaufnahme der Feindseligkeiten kam es für

die Bulgaren vor allem darauf an, Adrianopel zu bezwingen, das die Verbindung zwischen Armee und Land so störend unterbrach und von Schükri Pascha aufs tapferste verteidigt wurde. An der Tschataldschalinie sowohl wie auf der Landenge von Gallipoli vor Bulair wurden deshalb nur hinhaltende Kämpfe geführt, zumal sich auch die Türken nicht recht aus ihren Verschanzungen heraus getrauten. Vor Adrianopel aber wurden auch frei gewordene serbische Truppen mit schwerem Geschütz eingeschoben, und Ende März 1913 glückte den Verbündeten endlich unter großen Blutopfern der Sturm auf die heiß umstrittene Feste. Schükri Pascha mußte sich mit dem Reste seiner Truppen bedingungslos ergeben, und dadurch wurde nun auch die 2. Armee für Tschataldscha oder Bulair frei, wo ihr schweres Geschütz im Verein mit den in der zermürbten Türkei erneut einsetzenden inneren Wirren wohl bald die letzte Entscheidung herbeigeführt haben würde, wenn nicht die allseitige Erschöpfung, die zunehmenden Zwistigkeiten unter den siegreichen Verbündeten selbst und das immer unabweisbarer zu Tage tretende Friedensbedürfnis der Großmächte Ende April zum Abschlusse eines neuen Waffenstillstandes geführt hätten, dem im Mai Verhandlungen über einen Präliminarfrieden in London auf dem Fuße folgten.

Hoffentlich ist damit die Gefahr, daß der Balkanbrand sich zu einem großen Weltkriege auswachsen könne, endgültig beseitigt. Welch ungeheure, kaum faßbare Opfer an Gut und Blut erst ein solcher kosten würde, hat ja schon der Verlauf des Balkankrieges mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt. Beziffert doch die soeben erschienene offizielle bulgarische Verlustliste selbst den eigenen Verlust an Toten, Verwundeten und Vermißten auf mehr als 80 000 Mann (darunter zirka 1200 Offiziere), d. h. auf etwa 25 % der gesamten Streitkräfte. Nur die rücksichtslose bulgarische Sturmtaktik konnte zu so ungeheuren Blutopfern in einem siegreichen und verhältnismäßig kurzen Kriege führen, der dadurch zu einem der grauenvollsten der Weltgeschichte gestempelt wird. Vernichtet liegt der zähe Gegner am Boden, der alte Slawentraum von der Vertreibung der Türken aus Europa ist nahezu verwirklicht worden, unverwelkliche Lorbeeren hat sich das junge Bulgarenheer durch seine ungestüme Tapferkeit errungen, aber aus tausend tiefen Wunden blutet das Land, getroffen bis ins Mark, erschöpft bis zum äußersten; seine besten Söhne modern auf den blutgetränkten Schlachtfeldern, und lange Jahre zähester Friedensarbeit werden nötig sein, diese Wunden verharschen zu lassen um nicht nur der bulgarischen Tapferkeit, sondern auch der bulgarischen Kultur die gebührende Achtung in Europa zu verschaffen. Czar Ferdinand, der sich bei den Friedensverhandlungen weiser Mäßigung befleißigen zu wollen scheint, ist der rechte Mann dazu, und er wird sich auf seine wackeren Bulgaren auch in dieser Beziehung verlassen dürfen. Mit würdigem Ernste rüstet man sich zu den neuen großen Aufgaben, die im Schoße der Zukunft schlummern. Geläutert und gefestigt ist Bulgarien aus dem furchtbaren Ringen hervorgegangen. Augenblicklich freilich erscheint seine Lage auf dem Londoner Friedenskongreß nicht als eine sonderlich günstige, da Griechenland und Serbien, denen bei dem großen Balkandrama die leichtesten Aufgaben zufielen, die infolge dessen sehr glimpflich davonkamen und noch fast ungeschwächt dastehen, sich die augenscheinliche Erschöpfung Bulgariens rücksichtslos zunutze machen, um sich einfach über die bezüglich der Verteilung der Beute geschlossenen Vorverträge hinwegzusetzen. Dazu kommt, daß auch Rumänien, das bisher den ruhig abwartenden Zuschauer spielte, nunmehr seinen Beuteanteil oder, wie es in der Diplomatensprache verschämter lautet, „Kompensationen" recht nachdrücklich beansprucht, und da Rumänien nirgends unmittelbar an die Türkei angrenzt, können diese Kompensationen naturgemäß nur auf bulgarischem Gebiete liegen, so daß sich Czar Ferdinand wohl oder übel darein wird fügen müssen, einen Landstrich in der Dobrudscha an den übelwollenden Nachbarstaat abzutreten, wahrscheinlich sogar das von jeher viel umstrittene Silistria, das allerdings eine ständige Bedrohung Rumäniens bildet. Inzwischen ist endlich auch Montenegro in den heiß ersehnten Besitz Skutaris gelangt, dessen Verteidiger Essad Pascha mit allen seinen Truppen und Waffen freier Abzug zugestanden werden mußte. Die Montenegriner durften sich Skutaris Besitz jedoch nicht lange erfreuen, denn nun zeigte Österreich, das bisher wie ein böser Bulldogg zähnefletschend in der Herzegowina und Süddalmatien auf der Lauer gelegen hatte, seine Krallen. Die viel umstrittene Stadt soll nunmehr dem neu zu schaffenden Königreich Albanien einverleibt werden. Bisher steht nur fest, daß die Türkei alles Gebiet westlich der Linie Enos-Midia an die Verbündeten abtreten wird, aber wie diese unter der mehr oder minder eigensüchtigen Mitwirkung Europas den gewaltigen Länderkomplex unter sich aufteilen werden, ist noch ganz unklar, und es erscheint keineswegs ausgeschlossen, daß Bulgarien zur Wahrung seiner teuer genug erkauften Ansprüche nochmals das scharfe Schwert gegen die seitherigen Verbündeten wird ziehen müssen. Die Diplomaten der Großmächte sind nun also wieder eifrig dabei, zu verhindern, daß auf der Balkanhalbinsel endlich einmal reiner Tisch gemacht und damit eine Quelle ständiger Beunruhigung für Europa endgültig verstopft wird. Aber eines werden sie nicht verhindern können: die Schaffung eines auf den blutgetränkten Schlachtfeldern von Kirk-Kilisse und Lüle-Burgas unter unsäglichen Wehen geborenen modernen Großbulgarien unter Czar Ferdinand I. Und dieses neue Großbulgarien wird noch manch gewichtig Wort mitzureden haben bei der künftigen Gestaltung der Weltgeschicke.

Abgeschlossen Mitte Mai 1913.

Register.

Abdul Aziz (Sultan) 42
Abdul-Nebijd (Sultan) 42
Absetzung Alexanders 72
Achmed Aga 45
Aditje 65
Adrianopel, Belagerung von 83, 86
Adrianopel, Besetzung durch die Russen 48
Adrianopel, Eroberung durch die Türken 35
Adrianopel, Schlacht bei (378) 10, (813) 16, (1205) 27
Akropolita 28
Aleko Pascha 56
Alexander von Battenberg 51—73
Alexander der Große 10
Alexander I von Rußland 36
Alexander II von Rußland 45, 49, 52
Alexander III von Rußland 55, 73
Alexios III 26
Alogobotur 19
Altbulgaren, Sitten der 12
Alustan 24
Amadeus von Savoyen 36
Amselfeld, Schlacht auf dem (1388) 37
Anchialos, Schlacht bei (710) 15
Andronikos von Byzanz 32
Angora, Schlacht bei 38
Anna (Czarin) 32, 33
Anten 11
Anthimos von Widdin 43
Asen (1186) 25
Asparuch 12
Aspasia 56
Athosklöster 34
Atzer Palanka 66
Awaren 11

Bajazid 37
Balduin I von Flandern 27
Balduin II 29
Balkanscheide 8
Bari Tzitsluk 70
Basaraba, Ivanko 34
Basilios 16
Basilios II 23
Beaconsfield 49
Beglerbeg von Rumelien 38
Béla IV (Ungarkönig) 28
Belogradčik 43
Beltschew 75
Bendereff 67, 70, 72
Benitzt 66
Berat, Schlacht bei (1281) 34
Berliner Kongreß 49.
Bessen 10
Bismarck 50, 51
Bogomil 20
Bogumilen 28
Bogumilenlehre 20
Bojadžijev 44
Boljaren 13
Bonifacio von Montferrat 27
Boril (Czar) 27
Boris II 22
Boris, Kronprinz von Bulgarien 79
Botjev, Kristo 45
Brdovka, Ivajlo (Heiduck) 31
Bregowo 65
Bresnik 68
Bukarest, Friede von 71
Bulair 86
Bulgaren, schwarze 12
Bulgaren, Urstamm der 12
Bulgaren, weiße 12
Bulgarina 13
Bulgarophylos, Schlacht b.19
Bunar-Hissar 85

Cankov 53, 78
Cankovisten 71
Canov 54
Celebi 37
Cerig 15
Ceslav 21
Charaktereigenschaften der Bulgaren 13
Chefkat Pascha 47
Chilkov (Fürst) 53
Choro 13
Christentum als Staatsreligion 16
Chronislaw (Heiduck) 32
Clementine von Coburg 78
Coki (Tartarenfürst) 32
Crassus 10
Cyrill 16
Cyrillische Schrift 15, 17
Czartitel 19

Dandolo (Doge) 27
Danew 81, 84, 85
Dazier 10
Demetrius, der heilige 27
Diebitsch 40
Dimitriev 72, 84
Dinitz 65
Djuknitz 65
Dystabanov 44
Dobrotic (Boljar) 36
Donau-Division 66
Dondukov-Korsakov (Fürst)50
Dragoman 62
Dragomanpaß 69
Drigalski Pascha 57
Drina-Division 66
Drinov 39, 51, 81
Drsina 70
Dschumna Maritza 67

Ehrenrooth 53
Eleonore von Reuß-Köstritz 73
Enthymij, Patriarch von Trnowo 37
Eski-Saghra 46, 48
Etropol 47
Etropol-Balkan 48

Ferdinand (Czar) 76—86
Finanzfrage 81
Fitschew 85
Frage, orientalische 50
Friedrich Barbarossa 25
Fruzin (Prinz) 38
Fuad Pascha 48

Gabriel Roman 24
Gallipoli 34, 86
Gavril Pascha 57
Georg von Griechenland 84
Geschov 56, 85
Ginzipaß 66
Gorgulata 68
Gornjit-Dubnik 47
Grad 11
Gregor (Mönch) 18
Grekov 51, 81
Grivica-Redoute 47
Gruev 72
Grujev 56
Gudscheff 66, 70
Gurko (General) 46

Hadji Ilbeki 37
Hadzi Dimitrij 44
Hafiz Pascha 44
Hamartol Gjorgje 18
Hamidjeh 84
Hantköi-Paß 46
Hariton (Pope) 44
Hatti-Humajun 42
Hatti-Scherif von Gülhane 42
Heiducken 40, 48
Heinrich, Kaiser von Byzanz 28
Heraklios 11
Hesychasten 34
Hitov Panajot 43
Horvatowitsch 64
Hundejohannes 27

Janitscharen 35
Jantra 29
Jawer Pascha 85
Ichtiman 23
Jean de Brienne, Exkönig von Jerusalem 29
Jlarion (Exarch) 42
Jllyrer 9
Innozenz III (Papst) 26
Intereminski (General) 47
Joakim von Trnowo (Erzbischof) 30
Joannes 21

Joannes Paläologus von Byzanz 36
Joannes von Ryl 20
Johann Hunyad von Ungarn 40
Josef (Erzbischof) 17
Jovan (Pope) 44
Jovan, Priester (1203) 26
Jovan, Alexander 34
Jovan Asên 27
Jovan Asên II, der Große 28
Jovan Asên III 31
Jovan Sisman III 36
Jovan Wladimir 23
Jovan Wladislaw 24
Jovanowitsch 64, 66
Irene, Czarin 29
Isaak II Angelos 25
Isperich 12, 15
Judeneinwanderung 35
Junkerschule 72
Justin I 10
Justinian I 10
Justinian II 11, 15
Ivač (Boljar) 24
Ivanko (Boljar) 26
Ivanov 85
Iwan (Hetduck) 32
Iwan der Russe 33

Kaliman I 30
Kaliman II 30
Kalojan 26
Kalotinzi 66
Kalpak 15
Kantakuzen (Fürst) 54
Kantakuzenos 25
Kantakuzenos (1353) 34
Kaptnovo (Kloster) 43
Kaptanovze 66
Karadža, Stephan 44
Karaula 66
Karavelov 53, 72, 78
Karavelov, Ljuben 43
Karavelov, Petko 51
Kardam 15
Karl von Anjou (König von Neapel) 31
Karlovo 48, 49
Karol von Rumänien 46, 47
Karpen 10
Karzow (General) 48
Katanitz 69
Kaulbars 53, 74, 75
Kazanlik 46
Khevenhüller 71
Kirk-Kilisse 85
Klement (Bischof) 51, 72
Klisura 45
Klokotnica, Schlacht bei (1230) 29
Knjasewatz 65
Kocel 17
Konstantin Bodin 25
Konstantin (Czar) 31
Konstantin v. Griechenland 84
Konstantin V Kopronymos 15
Konstantinopel, Belagerung von (924) 19
Koprivšica 44
Kormisos 15
Kosana 23
Kosmas 20
Köstendil, Schlacht bei (1330) 33
Krakas 23
Kraljewitsch, Konstantin 30
Kraljewitsch der Starke, Marko 36
Krdžalijen 40
Kreuzzüge 25
Krieg, der russisch-türkische (1877) 45
Krieg, der serbisch-bulgar. 59
Kriegserklärung, serbische 58
Krüdener (General) 46
Krum 15
Krstjović, Gavril 56
Kumanen 25
Kurt 12
Kutintschew 85
Kyrill von Bulgarien 79

Larissa 23
Lazar von Serbien 37
Lebensdauer der Bulgaren 14
Leo VI (Kaiser) 18
Leschjanin 65, 66
Leverkühn, Paul 76
Loisinger, Johanna 73
Lowatz 46, 47
Ludwig der Deutsche 17
Luise von Parma 79
Lukowitza 67
Lüle-Burgas 85

Macgahan 45
Magyaren 18, 21
Mahmud II (Sultan) 42
Mahmud Bereddin 38
Malalas, Jovan 18
Malo-Malkowo 67
Mamarchov 43
Manastras 27
Manlakes, Georg 25
Maria (Czarin, 1018) 24
Maria (Czarin, 1277) 31
Maria (Kaiserin, 1213) 28
Martza 9
Maritza, Schlacht an der (1878) 48
Matow 82
Maurittius 11
Mehemed Ali Pascha 46
Melnik 27
Mesembria 30
Methodius 16
Michael II 16
Michael III 16
Michael Asên 30
Michael Boris 16
Michael VIII von Byzanz 31
Michael von Epirus 29, 30
Michael Rhangabe 16
Michael Sismanic 33
Milan von Serbien 58, 62, 64, 65, 68
Milowanowitsch 66
Milutin von Serbien 32
Mirski 48
Mithad Pascha 43
Mohammedaner 63
Morawa-Division 66
Morawatal, Schlacht im 23
Mössia 10
Murad I (Sultan) 35
Mustapha Pascha 85
Mutkurov 56, 57, 73

Nabokov 71
Nacovic 51
Nationalkirche, Ende der bulgarischen 38
Naturschutz 77
Nestor (Pope) 44
Nemange 25
Nikephoros 15
Nikephoros Phokas 21
Nikiforov 85
Nikita von Montenegro 48
Nikola (Lehrer) 44
Nikolai (Großfürst) 46
Nikolajev 56, 57, 69
Nikolaus I (Papst) 17
Nikolaus II von Rußland 80
Nikopolis 46
Nikopolis, Schlacht b. (1396) 38
Nisch 48
Nischawa-Armee 66
Nogai (Tartarenkhan) 31
Normannen 25

Ochrida 23
Offizierkorps 60
Omortag 16
Opanken 60
Osmanen 34
Osman Pascha 46
Osman Pasvanoglu 40
Österreich 71
Paionen 10
Paisij (Mönch) 41
Panagjuriste 44
Pantiza 63, 70, 75
Panslawismus 45
Paprikov 60, 82, 84
Pelisat 47
Peov 44
Peter 20
Peter (Czar, 1073) 25
Peter Deljan, Czar 24
Petroff 60, 74, 81, 85
Petschenegen 21, 25
Philipoff 67
Philipp von Makedonien 10
Philippopel 48
Photas 11
Pirot 49, 59, 62, 63, 65, 69
Plewna 59
Plewna, Belagerung von 46, 47
Plewnitza-Redoute 47
Pločnik, Schlacht bei (1386) 37
Plovdiv 9, 27, 49
Pogodin 14
Pogonotos 12
Pomaken 38
Popoff 73
Praporzetowitsch 66
Pregledischte 62
Preslav 15, 18
Prinz Eugen 40
Prosek 27

Radetzki (General) 47
Radoslavov 54, 73
Radoslaw 32
Raschid Pascha 56
Rahova 47
Rajka (Lehrerin) 44
Rakovica 43
Rakovski 43
Rastislav von Mähren 17
Rent 72
Reschid Pascha (1837) 42
Reuf Pascha 46
Roman 19
Rumänien 44, 45
Rumelioten 70
Rumunen 11
Russenwirtschaft in Bulgarien 55
Russische Intrigen 71
Russische Verwaltung 50

Salasch 65
Samokov 23
Samuel (Czar) 23
San Stefano, Präliminarfriede von 49
Sarafov 82
Saranjewo 59
Savov 82, 85
Schipkapaß 46, 47, 48
Schükri-Pascha 83
Schumadja-Division 66
Schuyler (Generalkonsul) 45
Selim III (Sultan) 42
Sigismund von Ungarn 38
Silistria 22
Simeon 18
Sisman I 21
Sisman II 34
Sisman (Czar) 32
Sismaniden 25
Sitten der Bulgaren 13
Skobelew (General) 46
Skoplje 24
Slav 27
Slavejkov 51, 54
Slivno 49
Slivnitza 59, 60, 62, 65, 66
Slowenen 11
Smilec (Czar) 32
Sobolev 53
Sobranje 51, 53
Sofia, Eroberung durch die Türken 36
Sofia, Russ. Einzug in 48
Sofronij von Vraca 41
Soldat, bulgar. 61
Soldat, serbisch. 62
Sopen 11
Sracimir 36, 38
Stajanov 57
Stambulow 7, 33, 44, 54, 72
Stara Zagora 85
Stephan, Dusan 33
Stojanov 81
Stoilow 52, 79
Stranski, Dr. 56, 57
Strecker 56
Strez, Dragomir 27
Strumaregiment 72
Suleiman-Pascha 46, 47, 48
Suleiman (Sultan) 38
Surfubul 20
Svarog 12
Svenald 22
Svetslaw, Theodor 32
Svjatoslav (Großfürst) 22

Tamerlan 38
Tassun Bey 45
Tataren 31
Telisch 47
Teres 10
Terterij, Georg 31
Terterij II Georg 32
Tervel 15
Thamar von Bulgarien 36
Theodor II Laskaris 30
Theodoros 29
Theodorov 85
Theodosius, der heilige 34
Thracia 10
Thraker 9
Tiberius 10
Timok-Division 65
Toktu 15
Topalowitsch 66
Totjov, Filip 43
Totleben (General) 47
Trajan 10
Train, bulg. 61
Tri Uschi-Kuppe 67
Trojanski-Paß 10, 48
Trn 68
Trnowo 29
Trnowo, Zerstörung von (1393) 37
Trvdko von Bosnien 37
Tschataldschalinie 85
Tschorlu 85
Tumuli 9
Turcija 41
Türkische Knechtschaft 39
Tzimiskes, Joannes 22
Tzurulon 30

Ungarn 31
Ureinwohner 9
Usatis 55
Usunoff 65, 75

Varna-Regiment 72
Vasil (Erzbischof) 25
Vatatzes von Nizäa 30
Vazov 81
Venelin 41
Venetianer 30
Ventzelos 83
Vilen 12
Vlkodlak 82
Vojniks 39
Vojtech, Georg 25
Volkstracht 15
Vozoridi, Fürst Alexander 56

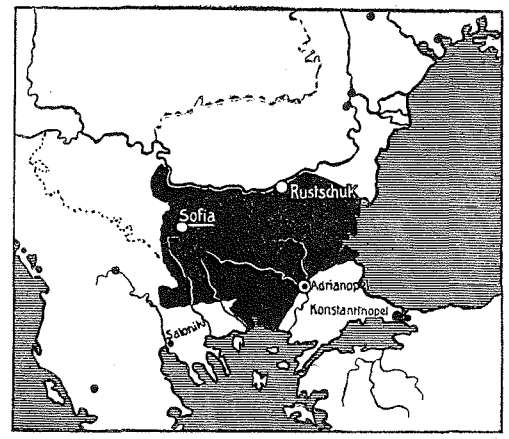
Waldemar von Dänemark 76
Wessel Pascha 48
Widdin 23, 31, 48, 65
Wilhelm II, Deutscher Kaiser 81
Wladimir 17
Wladimirovze 68
Wladislaw IV von Ungarn 40
Wraža 47

Zaribrod 66
Zivkov 73
Zupa 11

Nachtrag zu Floericke, Geschichte der Bulgaren.

Schlußstein zur Geschichte der Bulgaren. Mit 2 Karten.

Die in den Schlußworten des letzten Kapitels der „Geschichte der Bulgaren" (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung) enthaltene Voraussagung ist nicht in Erfüllung gegangen, hat sich fast in ihr Gegenteil verkehrt: auf dem Balkan geschieht ja immer das Unerwartete, und in der Geschichte Bulgariens ist von jeher auf Zeiten glänzenden Aufschwungs unheimlich rasch ein umso tieferer Sturz gefolgt. Damals, Mitte Mai 1913, als jene Worte niedergeschrieben wurden, entsprachen sie freilich der allgemeinen Meinung und wurden in ähnlicher Weise auch von so hervorragenden Balkankennern wie v. d. Goltz-Pascha ausgesprochen; damals erschien Bulgarien auf dem Gipfel seiner jugendfrischen Macht, sein mit dem Siegeslorbeer geschmückter Zar zum Vorherrscher des Balkans bestimmt. Aber das verhängnisvolle Überspannen des Bogens, wenige Wochen unkluger Politik und unseliger Verblendung haben genügt, all das so schwer Errungene wieder in Trümmer zu schlagen. Selbstüberhebung und Unersättlichkeit, diese beiden alten Nationalfehler der Bulgaren, haben sich vielleicht niemals in der wildbewegten Geschichte des merkwürdigen Landes furchtbarer gerächt, als in den blutigen Sommertagen des Jahres 1913, die wir soeben grausend miterlebt haben. Und da sittliches Empfinden mit Politik bekanntlich nichts gemein hat, da die Mitwelt nur nach dem äußeren Erfolge urteilt und nur dem rücksichtslosen Sieger zujauchzt, da überdies die derben Bulgaren in ihrem erfolgtrunkenen Selbstbewußtsein alles getan hatten, um die Vertreter der öffentlichen Meinung, die Berichterstatter der Presse, vor den Kopf zu stoßen, hat sich die Sympathie eben dieser öffentlichen Meinung in Europa ebenso rasch, ja rascher noch wieder von ihnen abgekehrt und in das Gegenteil verwandelt, als sie ihnen zugeflogen war. Meines Erachtens sehr mit Unrecht. Aber es ist unter diesen Umständen eine ebenso undankbare wie schwierige Aufgabe geworden, die Haltung Bulgariens während der letzten Monate zu verteidigen oder auch nur vom menschlichen Standpunkt aus begreiflich erscheinen zu lassen. Mit einer Art Schadenfreude sahen die Türkenfreunde in Deutschland, wie bei dem wahnsinnigen Bruderkampfe die dünne Kulturtünche von den slawischen Balkanvölkern abfiel, die nun in ihrer ganzen nackten Wildheit dastanden; nur mit Schaudern vernahm man von den entsetzlichen Greueltaten und Metzeleien, die namentlich von bulgarischer Seite gegen die wehrlose Bevölkerung der von der entfesselten Kriegsfurie durchrasten Landstriche begangen worden sein sollen. Mit Abscheu wandte sich die Kulturmenschheit ab von diesen blutbefleckten Barbaren. Man hat dabei nur vergessen, daß es die Gegner genau ebenso getrieben haben, hat nicht in Rechnung gezogen, wieviel Übertreibungen und Entstellungen bei solchen Gelegenheiten unterzulaufen pflegen, nicht bedacht, wessen ein aufs äußerste gereiztes, zur Verzweiflung getriebenes Volk fähig ist, das einen jahrhundertelangen Traum unmittelbar vor seiner endlichen



Das neue Bulgarien.
Skizze der Ausdehnung September 1913.

Verwirklichung durch Tücke und Treulosigkeit in Scherben gehen sieht. Das häßliche Wort „Haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden" hat ja selbst im zivilisierten Europa noch Geltung, um wieviel mehr im wilden Balkan, wo Menschenleben so wenig gelten und der Mordstahl so rasch der Scheide entfliegt. Während man noch vor wenigen Monaten die ungeahnte Tüchtigkeit der Bulgaren fast allgemein bewunderte und in ihnen die zukünftigen Kulturträger auf dem Balkan sah, ist jetzt ein so völliger Umschwung der öffentlichen Meinung eingetreten, daß man heute in ihren großartigen Leistungen im Türkenkrieg vielfach nur noch das letzte Aufflackern eines dem Untergang geweihten Volkes sieht. Wer jedoch dieses urgesunde Volk aus eigener Anschauung näher kennt, wird sich solcher Auffassung nicht anzuschließen vermögen. Trotz des fürchterlichen

Aderlasses auf den blutgetränkten Fluren des Schafsfeldes (Ovce Polje) bleiben die Bulgaren nach wie vor die „Preußen des Balkan", werden den erlittenen Rückschlag überwinden und nach Vernarbung der Wunden begehrlich genug ihre geschichtlichen Ansprüche von neuem anmelden. Der vom Zaren bei der Demobilisierung erlassene Armeebefehl spricht deutlich genug. Was den sonst so kühl und klug rechnenden Ferdinand zu dem tollen Kampfe gegen fünf Länder gleichzeitig bewogen haben mag, was ihn jede Rücksicht gegen das übermächtig im Rücken dräuende Rumänien vergessen ließ, wir wissen es nicht und können vorläufig nur leise ahnen, welche Intrigen sich während dieses Trauerspiels in den Geheimkabinetten der Diplomaten abgespielt haben mögen. Sobald erst einmal der Schleier von diesen uns noch rätselhaften Vorgängen gefallen ist, wird auch die Geschichte milder über das unglückliche Bulgarenvolk und seinen Herrscher urteilen, als es die grausame Gegenwart tut.

Die zu dem modernen Kreuzzuge gegen den Islam ausgezogenen Verbündeten hatten sich schon vor der Eröffnung der Feindseligkeiten über die Verteilung der zu erhoffenden Beute vertraglich geeinigt, wenigstens in großen Zügen, wobei allerdings die Salonikifrage offen geblieben zu sein und die erste und verhängnisvollste Reibfläche abgegeben zu haben scheint. Diese den Bulgaren von jeher unglückbringende Stadt hatte überwiegend griechische Besatzung bekommen, aber ihre verlockende Nähe schien die unternehmenden bulgarischen Heerführer zu einem Handstreiche gegen dieses wertvollste Beutestück förmlich herauszufordern. Serbien gegenüber wollte Bulgarien, nachdem die Niederlage der Türkei durch den Londoner Präliminarfrieden zu einer endgültigen gestempelt und die Grenzlinie Enos-Midia festgelegt war, die alten Abmachungen beibehalten, stieß aber damit auf lebhaften Widerspruch, indem die Serben, denen durch ihre kriegerischen Erfolge der Kamm mächtig geschwollen war, plötzlich erheblich mehr beanspruchten und ihre Forderungen damit begründeten, daß ihre Leistungen stark über ihre bündnisgemäßen Verpflichtungen hinausgegangen seien, insbesondere auch der Fall Adrianopels erst durch die Mitwirkung ihrer schweren Geschütze ermöglicht worden sei. Während man darüber noch in London und an den Balkanhöfen hin und her verhandelte und die eine oder andere Großmacht für sich zu gewinnen suchte, während die beiderseitige Presse eine immer gehässigere und aufreizendere Sprache führte, bereits Klagen über gegenseitige Vergewaltigungen auftauchten und die kriegslustige Militärpartei allenthalben das Übergewicht erhielt, rückten die Heere unaufhaltsam vor, um möglichst viel des strittigen Gebietes als Faustpfand zu besetzen, so daß sie sich bald auf Kanonenschußweite gegenüberstanden. Da konnte es nicht ausbleiben, daß bei der allgemeinen Aufgeblasenheit und Überhebung, Verbitterung und Leidenschaft die Flinten schließlich von selbst losgingen und der mörderische Bruderkampf sich schon im vollsten Gange befand, ehe irgendwelche Kriegserklärung erlassen worden war. Man schlug sich in den einsamen Bergen Mazedoniens bereits mit der verbissensten Wut, während die Diplomaten noch lustig weiter verhandelten und die Regierungen von Versicherungen unentwegter Bündnistreue und Friedensliebe förmlich troffen. Gleichzeitig wurden die wenigen bulgarischen Bataillone, die neben zahlreichen griechischen Regimentern in Saloniki lagen, von diesen nach erbittertem Widerstande überwältigt und entwaffnet. Mit den beiden alten Verbündeten, denen sich alsbald auch noch Montenegro anschloß, war demnach die bewaffnete Auseinandersetzung über die Verteilung der Beute unvermeidlich geworden. Es ist zu verstehen, daß Bulgarien sie im Hinblick auf seine zwar stark geschwächte, aber kampferprobte und sieggewohnte Armee nicht scheute, auch einen Waffengang gegen drei Gegner gleichzeitig und gegen eine Übermacht wohl wagen durfte, so nahe dabei auch von vornherein die Gefahr einer Umklammerung lag. Die Aussichten auf Erfolg waren dabei auf beiden Seiten wohl so ziemlich gleich, und die bulgarischen Führer scheinen sogar nach den Erfahrungen aus dem serbisch-bulgarischen und aus dem griechisch-türkischen Kriege eine ziemlich geringe Meinung von dem militärischen Werte ihrer bisherigen Verbündeten gehabt zu haben, obwohl schon die Ereignisse von Adrianopel und Saloniki ihnen in dieser Beziehung hätten zu denken geben müssen. Man gedachte, die neuen Feinde in einem ersten wütenden Ansturm rasch zu Boden zu schmettern, um dann freie Hand nach anderen Seiten zu bekommen. Allein Serben und Griechen schlugen sich weit besser und zäher, als man angenommen hatte, und damit war schon nach wenigen heißen Julitagen klar, daß diese Rechnung Danews, der inzwischen als Ministerpräsident die Leitung der Geschicke Bulgariens im kritischsten Augenblicke übernommen hatte, falsch war. Immerhin war noch nichts verloren, und man konnte nach wie vor wohl hoffen, mit Serben und Griechen aus eigener Kraft fertig zu werden, solange man nicht auch noch von anderer Seite angegriffen

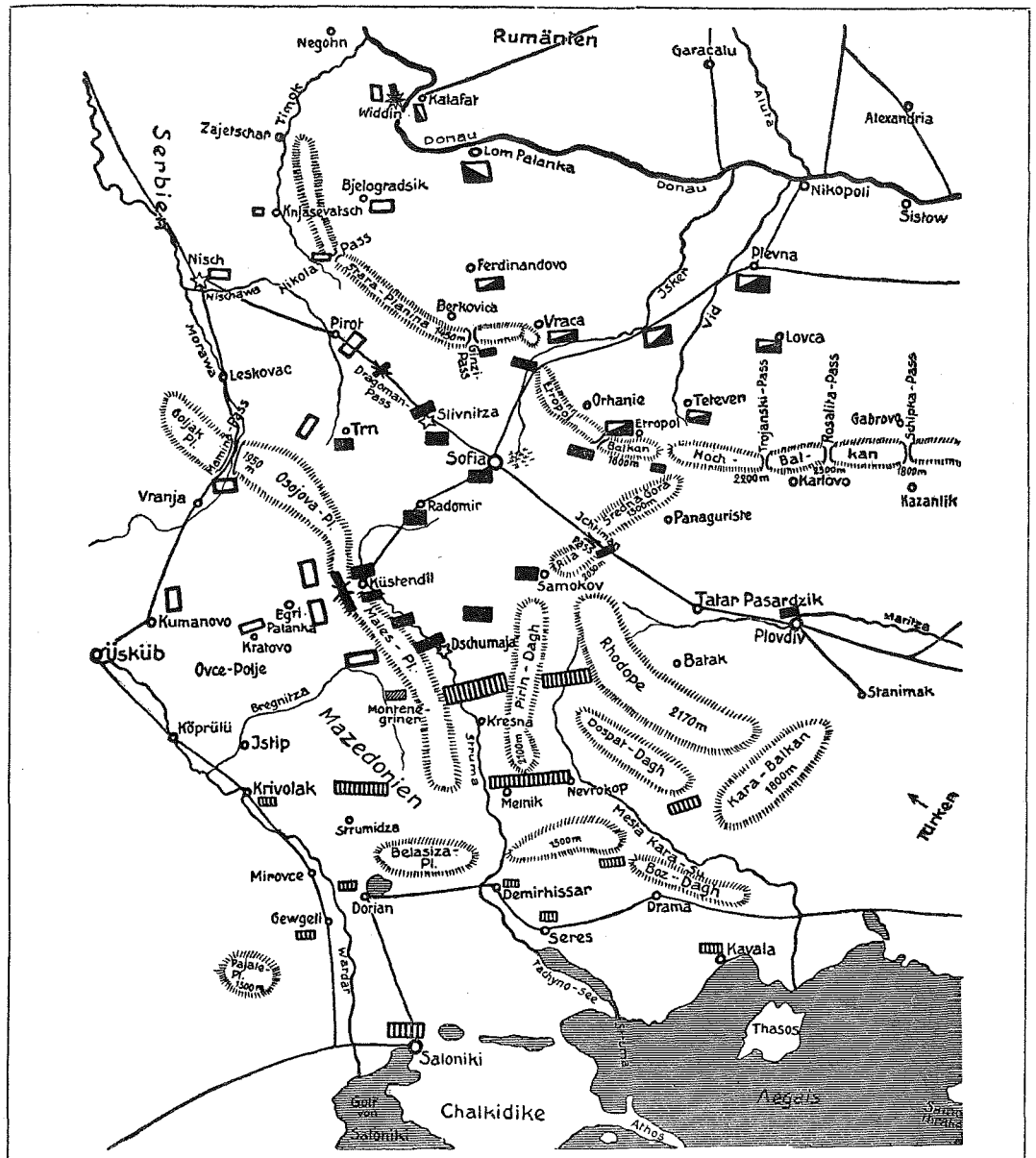
wurde. Nun jedoch kommt das Rätselhafte und Unbegreifliche, das Verhängnisvolle und Unglückselige in der halsstarrigen und unversöhnlichen Politik Danews, dem König Ferdinand vollkommen freie Hand und — alle Verantwortlichkeit überlassen zu haben scheint. Statt das bis an die Zähne gewappnete Rumänien und die angesichts des Bruderzwistes ihrer alten Feinde zu neuer Tatkraft sich aufraffende Türkei durch kluge Nachgiebigkeit und mit geringen Opfern zu beschwichtigen und zu Freunden zu machen, brachte Danew durch seine unnachgiebige und habsüchtige, wohl nur durch eine Art von Größenwahn und durch die feste Hoffnung auf das Eingreifen einer Großmacht zu erklärende Politik auch diese beiden Nachbarn derart gegen Bulgarien auf, daß sie marschieren ließen. Von dem Augenblick an, als die endlosen Heeressäulen der Rumänen über die Donau zogen und die türkischen Reiter Enver Beys ihre Rosse wieder aus der Maritza tränkten, war das Schicksal Bulgariens entschieden; denn einem Kampfe gegen alle Fronten und eine so riesige Übermacht war es mit seinen erschöpften Kräften unmöglich gewachsen. Und doch hätte sich diese peinliche Gestaltung der Dinge so leicht vermeiden lassen! Zar Ferdinand war nun wenigstens klug genug, Danew fallen zu lassen und durch den alten Radoslawow zu ersetzen, der Macht der Tatsachen Rechnung zu tragen und schleunigst Frieden zu schließen, solange es noch mit Ehren möglich war und ehe noch ein völliger Zusammenbruch eintrat. Er hat dadurch sein unglückliches Land vor einer Hungersnot und vor den Greueln einer Besetzung durch fanatische und ergrimmte Feinde bewahrt, dem Volk seine Selbständigkeit gerettet, der ruhmreichen Armee ein bulgarisches Sedan in der Ebene von Sofia erspart, das schließlich trotz der heldenmütigsten Gegenwehr unausbleiblich geworden wäre, und so seinen vielen Verdiensten um Bulgarien ein neues hinzugefügt, dessen Größe freilich erst die Nachwelt richtig anerkennen und würdigen wird. So ist Bulgarien immerhin noch mit einem blauen Auge davongekommen; es kann und wird sich rüsten, das jetzt Verlorene zu gelegener Zeit zurückzuholen.

Über den militärischen Verlauf des zweiten Balkankrieges jetzt schon nähere Darstellungen geben zu wollen, ist für einen gewissenhaften Schriftsteller noch viel weniger möglich, als beim Feldzug gegen die Türkei, da Berichterstatter noch viel ängstlicher ferngehalten wurden und die offiziellen Nachrichten der beteiligten Staaten sich noch viel schroffer und unvereinbarer widersprechen. Wir kennen heute diese Ereignisse kaum in ihren allergröbsten Umrissen, von den Einzelheiten wissen wir noch so gut wie nichts. Weit ausgesponnene strategische Pläne sind wohl überhaupt nicht viel vorhanden gewesen, sondern dieser mörderische Bruderkampf kennzeichnet sich mehr als ein wildes Drauflosschlagen aller gegen den einen, dem sie seinen Ruhm und seine Stärke neiden und den sie um seinen teuer erkauften Beuteanteil bringen möchten. Es ist ein wüstes Hin- und Herwogen, ein wochenlang unausgesetztes, atemberaubendes, menschliche Kräfte zum Äußersten erschöpfendes Ringen von in wild zerklüfteten, öden, schwer zugänglichen Bergen verzettelten Heeresteilen, wobei sich selbst vernünftige taktische Maßnahmen oft kaum noch erkennen lassen, sondern sich einfach jeder wütend in den Gegner verbeißt, wo er ihn gerade antrifft. Da werden steile Höhenzüge unter ungeheuren Verlusten gestürmt, gehen am nächsten Tage wieder an den inzwischen verstärkten Feind verloren und werden am dritten zurückerobert, so daß beide Teile Gelegenheit haben, ihre Siegestelegramme in die Welt hinauszuposaunen. So geht es in lieblicher Abwechslung fort, bis die erschöpften Truppen einfach nicht mehr können und der unheimliche Würgengel der Cholera vollends unter den Ärmsten aufräumt. Ein grauenvolles Bild! Eines nur ist sicher: daß dieser zweite Balkankrieg für die Anhänger des Weltfriedensgedankens die beste und wirksamste Propaganda ist, die sich denken ließe. (Freilich auch der beste Beweis für die schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, die seiner Verwirklichung entgegenstehen.) Denn kaum jemals in der neueren Geschichte hat sich der Krieg in so abschreckender und häßlicher Gestalt gezeigt, kaum jemals hat er die Zwecklosigkeit des Menschenmassenmordes so nackt und unverhüllt vor aller Augen gestellt, kaum jemals ist er von so viel Verwüstungen, Blut, Tränen und Greueln begleitet gewesen, kaum jemals so traurig bar aller höheren Gefühle und aller erhebenden Beweggründe, wie gerade hier. Die Menschenopfer waren auf beiden Seiten geradezu fürchterlich und predigen mit erschreckender Deutlichkeit die entsetzliche Wirkung der modernen Waffen und die ungeheure, niederdrückende Verantwortlichkeit, die heutzutage den trifft, der es verwegen wagt, die Kriegsfurie zu entfesseln. Geben doch selbst die siegreichen Griechen, die verhältnismäßig am wenigsten gelitten haben, ihren eigenen Verlust auf nicht weniger als 40% des Gefechtsstandes an! So stempelt sich dieser kurze Feldzug zu einem der blutigsten der Weltgeschichte, zu einem schier wahnsinnigen Morden und Ab-

schlachten von Männern, die kurz zuvor noch Schulter an Schulter gegen den alten Erbfeind gefochten, das Kreuz der Christenheit gegen den Halbmond des Islam getragen hatten. Wahrlich, einen bittereren und grausameren Hohn auf den modernen Kreuzzug und auf die angeblich idealen Beweggründe zum Türkenkrieg hätte die Phantasie auch des kühnsten Satyrikers nicht aussinnen können, als es hier mit blutigem Hohn die Geschichte selbst getan hat. Räumten doch noch nach dem Frieden von Bukarest die Griechen die von ihnen besetzten Städte lieber dem türkischen Erbfeind ein, als daß sie sie den verhaßten, aber immerhin christlichen Bulgaren übergeben hätten.

Namentlich die bulgarische Kriegsführung läßt vielfach eine höhere Zielbewußtheit vermissen, und lähmend mag dabei namentlich der Umstand mitgewirkt haben, daß beim Ausbruch der Feindseligkeiten der im Türkenkrieg so trefflich bewährte Generalissimus Savov infolge von Intrigen, an denen es im Palaste von Sofia ja niemals gefehlt hat, kaltgestellt wurde. Der bulgarische Kriegsplan lief wohl darauf hinaus, sich durch einen raschen Vorstoß zunächst Salonikis zu bemächtigen und damit ein wertvolles Faustpfand in die Hand zu bekommen, im übrigen aber sich den Griechen gegenüber einstweilen auf die Verteidigung zu beschränken und sich dafür mit voller Macht auf die Serben zu stürzen, deren zwischen Üsküb, Kumanowo und Köprülü versammelte Hauptmacht zu überflügeln; durch die Wegnahme von Branja ihre Verbindung mit den Hilfsquellen der Heimat abzuschneiden und sie so womöglich rasch zur Waffenstreckung zu zwingen. Gleichzeitig sollten andere Truppenabteilungen durch den Dragoman- und den Nikolapaß über Pirot und Knjazevac in serbisches Gebiet selbst einrücken, konzentrisch das wichtige Waffenlager von Nisch bedrohen und so den Gegner vollends mürbe machen. Dieser kühne Plan war gewiß klug und genial erdacht; er hätte auch zu einem entscheidenden Erfolg führen können, wenn die Voraussetzungen alle richtig gewesen wären, auf die er sich gründete. So aber beruhte er auf einer verhängnisvollen Unterschätzung des Gegners, und die hat sich noch immer bitter gerächt. Sobald sich der Widerstand der Serben als nachhaltiger erwies, als man angenommen hatte, mußte das ganze Unternehmen scheitern, mußten die Bulgaren alsbald aus der Offensive in die Defensive gedrängt werden. Alles hing davon ab, rasch und nachdrücklich die ersten Schläge zu führen, und gerade das mißglückte. Auch bedingte der Plan eine gefährliche Zersplitterung und Verzettelung der durch den Türkenkrieg ohnedies stark geschwächten Streitkräfte, zumal auch den Türken und Rumänen gegenüber mindestens Beobachtungstruppen stehen bleiben mußten und weder die Festungen des Landes noch seine der serbischen Grenze so nahe gelegene Hauptstadt völlig entblößt werden durften. Überdies schlugen die kriegslustigen und ungeduldigen Vortruppen anscheinend zu früh los, ehe noch der Aufmarsch der Hauptmassen völlig beendet war. Während die Streitkräfte der beiden Parteien auf dem Papier sich ungefähr ausglichen, waren so Serben und Griechen auf den Schlachtfeldern selbst in erheblicher Überzahl. Dazu kam, daß sie schon seit vielen Wochen in diesen Gegenden lagen, gründlich ausgeruht, gut verpflegt und gekräftigt waren, während die Bulgaren unmittelbar von dem aufreibenden Dienst in den Schanzen und Laufgräben von Bulair und Tschataldscha kamen und aus diesen fernen Gegenden in gewaltigen Eilmärschen durch unwegsame und arme Landstriche herangeholt werden mußten, daher erschöpft und entkräftet in den rauhen Gebirgsschluchten und auf den öden Hochebenen eintrafen, wo sie sich mit dem Gegner messen sollten und von wo sich die Verbindung mit den Hilfsquellen der eigenen Heimat vielfach nur durch unwirtliche Saumpfade aufrecht erhalten ließ.

Der Vorstoß auf Saloniki mißglückte; die Bulgaren hatten hier zwar anfangs Erfolge und kamen bis auf 13 km an die heißbegehrte Stadt heran, stießen aber dann auf eine derartige griechische Übermacht, daß sie zurückweichen mußten. König Konstantin selbst hatte den Oberbefehl über seine einheitlich zusammengezogenen und überraschend zahlreichen Truppen, die auf dem Seewege mit allem Nötigen überreichlich versehen wurden, übernommen und führte sie geschickt, tatkräftig und zielbewußt vorwärts. Die ihm gegenüberstehenden bulgarischen Truppen unter dem Befehle Ivanovs, des Eroberers von Adrianopel, waren an Zahl unzweifelhaft ganz erheblich schwächer, wenn es auch kaum glaublich klingt, daß, wie die bulgarischen Quellen angeben, hier überhaupt nur zwei Divisionen fochten und der ganzen griechischen Armee in zäher Verteidigung von einer Stellung zur andern den Vormarsch wehrten. Diesen auf die Dauer aufzuhalten, war ihnen nicht möglich, jedenfalls haben sie sich aber heldenmütig geschlagen und den unaufhaltsam vordringenden Griechen wenigstens ganz unverhältnismäßige Verluste beigebracht. Nirgends gelang diesen, die sich besonders hinsichtlich des Vorposten- und Kundschafterdienstes und der Treffsicherheit ihrer zahlreichen Artillerie als überlegen erwiesen, die erstrebte Vernichtung des hartnäckigen Gegners, sondern stets wußte dieser sich rechtzeitig zurückzuziehen, um auf dem nächsten Höhenzuge von neuem die Stirn zu bieten, und erst nach den blutigen Kämpfen in den Pässen des Boz Dagh, wo viel bulgarisches Geschütz und sogar eine Fahne (die einzige im ganzen Feldzuge) verloren ging, scheint sich der zurückgehenden bulgarischen Truppen eine gewisse Verwirrung, Mutlosigkeit und Auflösung bemächtigt zu haben. So gingen Gewgeli, Seres und Drama verloren, die Griechen bemächtigten sich der Strumalinie und erzwangen unter Mitwirkung ihrer Flotte auch die Räumung von Kavalo. Bei diesen Rückzügen nun sollen sich die bulgarischen Truppen der wildesten Ausschreitungen schuldig gemacht, dem Feinde nur rauchende Trümmerhaufen überlassen und viele Bewohner der genannten unglücklichen Städte erbarmungslos



Stellung der verbündeten Balkanheere bei Abschluß des Waffenstillstandes im Juli 1913, nach Angaben des Verfassers gezeichnet von W. Jacobs.

hingeschlachtet haben. Ähnliches behaupten die Serben vom nordmazedonischen Kriegsschauplatz. Daß wüste Plünderungen, Brandstiftungen, Vergewaltigungen, Erpressungen und Mordtaten seitens der erregten und von ihren Offizieren kaum noch gezügelten bulgarischen Soldateska (der Hauptteil der Schuld dürfte freilich auf die irregulären Banden, die Komitatschis, entfallen) wirklich vorgekommen sind, kann leider auch nach den Berichten der Konsularbeamten keinem Zweifel mehr unterliegen. Aber Serben und Griechen sind wohl die letzten, die da die entrüsteten Tugendbolde spielen dürften, denn nach verbürgten Berichten unparteiischer katholischer Missionare haben sie in den Dörfern und Städten mit bulgarischer Bevölkerung genau ebenso gehaust. Der mörderische Bruderkampf hatte eben so maßlos erbitterte Formen angenommen, daß nicht mehr Heer gegen Heer schlug, sondern Volk gegen Volk, daß man schließlich nicht mehr erobern, sondern ausrotten wollte und dabei weder Alter noch Geschlecht schonte. Auch ist es erwiesen, daß die griechische Bevölkerung vielfach auf die weichenden Bulgaren schoß, die dann natürlich Vergeltung übten und in ihrer wilden Aufregung keinen Unterschied mehr machten. Wer die Verlogenheit und Verschmitztheit der modernen Hellenen kennt, wird ohnedies den griechischen Berichten über die bulgarischen Greueltaten von vornherein mit viel Zurückhaltung und Mißtrauen gegenüberstehen, und es hat sich in der Zwischenzeit in der Tat schon so manches davon als Verleumdung und Übertreibung herausgestellt. Man soll bei der Beurteilung dieser an sich gewiß höchst verdammungswürdigen Ausschreitungen gerechterweise auch ja nicht vergessen, daß Bulgarien gerade damals durch die Rumänen etwa zwei Wochen lang von jedem Postverkehr mit Europa völlig abgeschnitten, also gar nicht in der Lage war, sich gegen die von der griechischen Regierung geschickt in der Presse verbreiteten Beschuldigungen zu verteidigen. So ist es ihr in der Tat gelungen, die öffentliche Meinung Europas irre zu führen und eigene Untaten durch Aufbauschung fremder zu verdecken. Denn daß auch Serben und Griechen wie die Wilden in den eroberten Landstrichen hausten, dafür sind der beste Beweis die vielen Zehntausende mazedonischer Flüchtlinge, die im elendesten Zustande von allen Seiten in Sofia zusammenströmten und dort ein erschütterndes Schauspiel menschlichen Unglücks darboten. Warum flohen sie denn nicht zu den Serben und Griechen, wenn dort angeblich so stramme Mannszucht herrschte und nur bei den Bulgaren alles drunter und drüber ging?

Als der Griechenkönig auf seinem Vormarsche die Gegend von Nevrokop erreicht hatte, war er klug genug, nicht durch die auch von einer Minderzahl leicht zu verteidigenden Engpässe der unwegsamen Rhodope, in denen schon manches stolze Erobererheer kläglich zugrunde gegangen ist, weiter in der Richtung auf Plovdiv vorzudringen, sondern vollzog eine große Linksschwenkung, um in den Tälern der Struma und des Mesla-Kara-Su nordwärts durchzustoßen, hier die altbulgarische Grenze zu überschreiten, den bei Küstendil auf unüberwindlichen Widerstand gestoßenen Serben zu Hilfe zu kommen und über Samokov Sofia im Rücken anzufallen. Es scheint, als ob der sich langsam unter beständigen Gefechten zurückziehende General Ivanov an der oberen Struma endlich von Küstendil aus erhebliche Verstärkungen erhalten habe, denn nun brachte er den bisher unaufhaltsamen Vormarsch des Griechenheeres endlich zum Stehen, ja bulgarischen Behauptungen zufolge soll sich dieses bei Abschluß des Waffenstillstandes sogar arg in der Klemme befunden haben.

Auf dem mittleren Kriegsschauplatze in Nordmazedonien mußten die Bulgaren nach anfänglichen Teilerfolgen vor Kumanowo auch bald der Übermacht der Serben weichen, und es kam nun zwischen den Hauptheeren zu der fürchterlichen Rauferei auf dem Schafsfelde (Ovce Polje), in die von beiden Seiten immer neue Verstärkungen hineingeworfen wurden, um wirkungslos zu zerschellen, zu verbluten, und spurlos in diesem Chaos von Trümmern und Leichen zu verschwinden. Obwohl von beiden Seiten mit unerhörter Anstrengung und Hartnäckigkeit gestritten wurde und die Blutverluste eine wahrhaft erschreckende Höhe erreichten, kann doch von einer eigentlichen Entscheidungsschlacht kaum gesprochen werden, sondern es handelte sich mehr um eine lange Reihe von Einzelkämpfen, die schließlich kaum noch in innerem Zusammenhange standen und einen einheitlichen Gesamtgedanken immer mehr vermissen ließen. Zwar gelang den Bulgaren die Zertrümmerung der beiden serbischen Flügeldivisionen, aber für die geplante große Umklammerung erwiesen sie sich doch zu schwach, und da sie auch nicht zur Bahnlinie bei Vranja durchzustoßen vermochten, die Serben dagegen über das durch Entsendungen geschwächte bulgarische Zentrum steigende Erfolge errangen, traten die Bulgaren schließlich den Rückzug an. Istip fiel den Serben in die Hände, die dadurch die unmittelbare Verbindung mit den in

Strumdza eingedrungenen Griechen herzustellen vermochten. Eine würdige Fortsetzung fanden die grauenvollen Schlächtereien auf dem Schafsfelde bei Egri Palanka, aber auch hier mußten die Bulgaren schließlich über ihre alte Landesgrenze zurück. Sie rafften nun alles zusammen, was an Truppen noch verfügbar war und rüsteten zur Hauptschlacht bei Küstendil. Es kam nicht mehr dazu, sondern nur noch zu erbitterten Kämpfen in dem schluchtenreichen Vorterrain bei Zarewo Selo, wo die Serben trotz übermenschlicher Anstrengungen unter ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen wurden. Also auch hier war die taktische Lage für die Bulgaren beim Abschlusse des Waffenstillstandes durchaus keine besonders ungünstige. Sie waren zwar überall zurückgedrängt, aber nirgends völlig geschlagen und hatten den feindlichen Vormarsch schließlich zum Stehen gebracht. Ob das furchtbar mitgenommene und völlig erschöpfte serbische Heer zu weiteren Angriffen überhaupt noch fähig war, erscheint höchst zweifelhaft, zumal in seinem Lager die Cholera weit schlimmer wütete (täglich mindestens 150—200 Todesfälle) als anderwärts.

Etwas weniger hitzig ging es auf dem dritten Kriegsschauplatze an der alten serbisch-bulgarischen Grenze zu. Hier nahm eine bulgarische Heeresabteilung Knjazevac und bedrohte Nisch, eine andere focht im Nikolapaß und vor Pirot. Ohne taktischen Zwang gingen diese Truppen aber auf höheren Befehl wieder über die Grenze zurück, wohl infolge politischer Erwägungen. Die Serben folgten, besetzten Bjelogradzik und Verkovica, gewannen so mit den bei Lom Palanka über die Donau gegangenen Rumänen Fühlung und umschlossen die Feste Widdin.

Aber weder das Vordringen der Serben, noch das der Griechen hätte die strategische Gesamtlage für die Bulgaren zu einer so verzweifelten gestaltet, wenn nicht Danews schon gekennzeichnete unkluge Politik ihnen ganz unnötigerweise zwei neue übermächtige Gegner auf den Hals geladen hätte. Rumänien wurde mit seinen Forderungen so lange hingehalten, bis es schließlich die Geduld verlor und mobil machte, wodurch längs der Donaulinie im Rücken der bedrängten Bulgaren ein treffliches Halbmillionenheer auf dem Schauplatze erschien. Aber selbst durch diese ernste Drohung ließen sich die bulgarischen Machthaber, die wohl auf das Eingreifen Österreichs oder Rußlands rechnen mochten, nicht einschüchtern, und so erfolgte denn die Kriegserklärung Rumäniens, das bei dem ganzen Balkanwirrwarr eine sittlich zwar nicht gerade schöne, jedenfalls aber politisch sehr kluge Rolle gespielt hat. Das Einrücken der größten und noch ganz unverbrauchten Heeresmacht auf dem Balkan in den immer enger sich schließenden Ring der Gegner Bulgariens mußte fast kampflos das tragische Geschick dieses Landes besiegeln, es ohne Schwertstreich um die besten Früchte des Türkenkrieges bringen, ohne Kanonenschuß seine liebsten Zukunftshoffnungen zertrümmern. Zar Ferdinand tat unter diesen traurigen Umständen das Klügste, was er tun konnte: er verbot seinen Truppen jeden Zusammenstoß mit den Rumänen, die so unter Führung ihres Kronprinzen widerstandslos und mit anerkennenswerter Raschheit den schwierigen Donauübergang bewerkstelligten und nicht nur die begehrten Teile der Dobrudscha nebst Silistria, sondern auch den wichtigen Knotenpunkt Plewna und das in bedrohlicher Nähe von Sofia gelegene Vraca besetzten. Durch die Wegnahme von Varna schnitten sie auch die letzten Post- und Telegraphenverbindungen ab und unterbanden die Zufuhr zur See, so daß zu all dem anderen Elend nun auch noch das Gespenst einer Hungersnot drohte. Um das Unglück voll zu machen, hatte sich inzwischen auch die Türkei aus ihrer Tatenlosigkeit aufgerafft, um die für sie so unerwartet günstige Wendung der Dinge nach Möglichkeit auszunutzen. Die jungtürkischen Machthaber, die jetzt dort wieder zur Herrschaft gelangt waren, erklärten den Londoner Vertrag für null und nichtig, der unternehmungslustige Enver Bey brach an der Spitze starker Streitkräfte aus den Tschataldschalinien hervor und marschierte auf Adrianopel, die „heilige" Stadt, deren Verlust die gläubigen Muselmänner schmerzlicher berührt hatte als alles andere. Aber auch auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes verlief der Kampf fast unblutig, da das Gebiet notgedrungen fast ganz von bulgarischen Truppen entblößt war. Nach belanglosem Geplänkel mit der schwachen bulgarischen Landwehrbesatzung zog Enver Bey stolz in Adrianopel ein, in dasselbe Adrianopel, dessen Gewinnung lange, heiße Kämpfe und Ströme von Blut gekostet hatte.

Viele Hunde sind des Hasen Tod. Das bewahrheitete sich auch diesmal. Zwar rief der Koburger auch noch die letzten Jahrgänge unter die Waffen (60jährige Greise!), aber er konnte sich doch nicht verhehlen, daß sein unglückliches Land am Ende der Widerstandskraft angelangt sei, und wandte sich deshalb mit der Bitte um Frieden an den König Karol von Rumänien. Unsere Kartenskizze veranschaulicht deutlich genug, wie sich der eiserne Ring der übermächtigen Feinde um Sofia zusammenzieht: die

strategische Gesamtlage war eine derart verzweifelte geworden, daß auch ein Napoleon keinen Ausweg mehr aus ihr gewußt hätte. Einen Friedrich den Großen aber hat unser Jahrhundert noch nicht hervorgebracht.

Finanzminister Tontschew reiste als Bevollmächtigter nach Bukarest, und hier wurde am 6. August 1913 auf Drängen Rumäniens und unter anscheinender stiller Mitwirkung des deutschen Kaisers der für Bulgarien so ungünstige Frieden geschlossen, der den Balkanwirren ein vorläufiges Ende macht. Bulgarien mußte darin nicht nur die Dobrudschalinie Turtukai-Baltschisch mit Silistria und dem fruchtbaren Dobritsch an Rumänien abtreten, sondern sich auch zur Schleifung der Festungen Schumla und Rustschuk verpflichten, so daß es künftig einem rumänischen Einmarsch fast schutzlos preisgegeben, und Rumänien mit alleinigem Verlust eines Maulesels zur Vormacht auf dem Balkan geworden ist. An Serbien und Griechenland mußten fast alle strittigen Gebiete überlassen werden, auch die wichtige Hafenstadt Kavala, so daß Bulgarien nur einen sehr beschränkten Zutritt zum Ägäischen Meere erhält, während Griechenland den Löwenanteil (57 000 qkm) aus der türkischen Beute davonträgt. Das den Bulgaren zugesprochene Stück erfuhr aber noch eine weitere Verminderung dadurch, daß die Türkei sich weigerte, Adrianopel und das gleichfalls neu besetzte Kirk-Kilisse wieder herauszugeben. Bulgarien war zu erschöpft, als daß es zum dritten Male die Entscheidung der Waffen hätte anrufen können, und seine Hoffnung, daß ihm Rußland oder gar die Gesamtheit der Großmächte die Kastanien aus dem Feuer holen würden, erwies sich bald genug als trügerisch. So mußte denn General Savov, den der Zar als Friedensunterhändler nach Stambul geschickt hatte, schweren Herzens in die türkischen Bedingungen willigen, und es mag ihn dabei auch die stille Hoffnung geleitet haben, durch seine Nachgiebigkeit in der Türkei einen späteren Bundesgenossen gegen die immer unerträglicher anwachsende serbische Anmaßung zu finden. Beim Austausch der Kriegsgefangenen, dessen Schwierigkeiten bezüglich der Komitatschis auch heute noch nicht erledigt sind, ergab sich übrigens die überraschende Tatsache, daß die Zahl der gefangenen Serben erheblich größer war als die der geschlagenen Bulgaren. Nach dem Konstantinopeler Sonderfrieden vom September 1913 bildet also künftig in Thrazien auf weite Strecken hin die „blutrauschende" Maritza die Grenze, und selbst seines bescheidenen Gewinns wird sich Bulgarien nicht in Ruhe erfreuen dürfen, da sich in Gümüldschina eine Unabhängigkeitspartei bildete, einen Landsturm ins Leben rief und sogar (wohl im Einverständnis mit den Griechen) Dedeagatsch besetzte. Zwar vermehrt Bulgarien immerhin noch seinen Besitzstand von 96 345 auf 112 077 Quadratkilometer, aber seine Einwohnerzahl wächst dadurch nur von 4 329 000 auf 4 700 000, und von den eroberten Gebieten sollen nur 3 bis 5000 Quadratkilometer kulturfähigen Boden haben, während in der Dobrudscha die Kornkammer des Landes an Rumänien abgetreten werden mußte. Und ganz ungeheuerlich sind die Opfer an Blut und Gut, mit denen der mäßige Zuwachs erkauft worden ist. 800 Millionen Franken haben die beiden Kriege gekostet, 52 716 Bulgaren im kräftigsten Mannesalter ruhen in kalter Erde, 102 853 sind zu Krüppeln geschossen! Wahrlich, die unersättliche Kriegsfurie hat hier geschwelgt in Menschenblut und wahre Orgien gefeiert. Ein unendlich bitteres Gefühl muß den vaterlandsliebenden Bulgaren überkommen, wenn er bedenkt, daß sein Land, das die Hauptlast des Türkenkrieges getragen und die schwersten Schlachten geschlagen hat, bei der Verteilung der Beute so stiefmütterlich bedacht wurde, während Griechenland seinen Flächeninhalt, Serbien seine Einwohnerzahl fast verdoppelten, selbst Montenegro 5176 Quadratkilometer mit 240 000 Einwohnern erhielt und Rumänien ohne Schwertstreich eine wirtschaftlich wie strategisch gleich wichtige Provinz erwarb. Ein Meer von Flut und Haß und Groll, namentlich gegen Serben und Griechen, muß da zurückgeblieben sein, und für den Kenner der Balkanverhältnisse kann es deshalb keinem Zweifel unterliegen, daß der Frieden von Bukarest, der abermals urbulgarische Landschaften unter Fremdherrschaft stellt, den Typus eines faulen Friedens bezeichnet und den Keim zu zahlreichen neuen Verwicklungen in sich birgt. Das ganze bulgarische Volk wird lechzen nach dem Augenblick, wo es mit seinen jetzigen Bezwingern Abrechnung halten kann. Es hat sein tragisches Geschick mit ruhiger Würde ertragen, während eine ähnliche Katastrophe in Serbien oder Griechenland sicherlich einen Volksaufstand und den Sturz des Herrscherhauses zur Folge gehabt hätte. Aber das zwingende Bedürfnis nach Ruhe und Verheilung der Wunden drängt in dem schwergeprüften Lande jetzt alles andere in den Hintergrund. Wünschen wir eine lange Zeit des Friedens und kultureller Fortentwicklung dem Naturforscher-Zaren und seinem heldenhaften Volke!

Abgeschlossen 12. Oktober 1913.

Westf. Wilhelms-Universität Münster (Westf.) Bibliothek